Deutsche Rundschau

BAND CCLXVI

(Januar – Februar – März 1941)

VERLAG DEUTSCHE RUNDSCHAU DR. RUDOLF PECHEL
BERLIN / LEIPZIG

Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt
Übersetzungsrecht vorbehalten

Inhaltsverzeichnis

zum zweihundertsechsundsechzigsten Bande

(Januar – Februar – März 1941)

Heinz Flügel: Suomis Antlitz 1
Rudolf Pechel: Dämonie der Macht 6
Friedrich Schulze-Maizier: Theologie des Wirklichen 13
Martin Wackernagel: Kurt Kluges bildkünstlerisches Werk 20
Kurt Kluge: Aus der Familienchronik 24
Paul Fechter: 150 Jahre Grillparzer 24
Lebendige Vergangenheit: Franz Grillparzer 28
Rundschau 29
Aus Briefen und Schriften deutscher Musiker 34
Lily Gädke: Von fremder Hand geschrieben das kleine Wort „Gefallen"
II. (Schluß) Erzählung 36
Paul Fechter: Von den Königen und der Krone 44
Literarische Rundschau:
Rudolf Pechel: Deutschland im Kampf 48
Ronald Loesch: Am Himmel wie auf Erden 49
Gerhart Pohl: Der Herr Ober 50
Erich Frank: Neue Romane 51
Rudolf Pechel: Kalender 52
O Straßburg 52
Die Kunst der Ostmark 52
Politik und Geschichte 54
Hans Roeseler: Über die Souveränität 57
Stefan Andres: Spaziergang zu Horaz 60
Paul F. Schmidt: Johann Heinrich Füßli 65
Friedrich Seebaß: Johann Valentin Andreae 69

Lebendige Vergangenheit: Johann Valentin Andreae 76
P. H. v. Blanckenhagen: Wissenschaft in Zucht und Andacht 79
Rundschau 85
Walter Först: Die Ausgestoßenen. Erzählung 91
Wolfgang Goetz: Ritterliche Freundschaft 95
Paul Fechter: Neue Komödien 98
H. Wolfgang Seidel: Der Zauberer Gottes 101
Literarische Rundschau:
Rudolf Pechel: Bismarck 103
Erzähltes in Stichworten 104
Von Kunst und Künstlern 107
Schlesien 110
Von den Frauen 110
Buchreihen 110
Hanns-Erich Haack: Die Tragik Frankreichs 113
Ludwig Bergsträsser: Unter dem jakobinischen Schrecken 118
Felicitas von Reznicek: Entwicklung der Frau – fernöstlich und amerikanisch 124
Heinrich Ehl: Die heroische Schönheit Toskanas 128
Paul Fechter: Um das Metaphysische 132
Lebendige Vergangenheit: Herman Grimm 136
Sabine Lepsius: Über Porträtmalerei 138
Georg Göhler: Der Wahn-Monolog in den „Meistersingern" 143
Rundschau 146
Rose Planner-Petelin: Der Fährmann an der Weichsel. Novelle 149
Paul Fechter: Burgtheater 157
Gerhart Pohl: Die Wahrheit in der Kunst 159
Literarische Rundschau:
Werner Bergengruen: Der Henker 161
Friedrich Schulze-Maizier: Die Kunst Rußlands 162
Rudolf Pechel: Der Rhein 162
Cäsar 163
Wunder der Kamera 163
Satire 164
Erstes deutsches Schrifttum 164
Vom Recht 164
Musik 164
Dante 166
Lebensbeschreibungen 166

HEINZ FLÜGEL

Suomis Antlitz

Im großen und ganzen gesehen ist die Natur des finnischen Landes von einer den Fremdling zunächst betäubenden Weite und Monotonie, die aber allmählich durch die ständige, suggestive Wiederholung des einen schwermütig strengen Themas die anfängliche Beklommenheit in eine tiefgehende Ergriffenheit wandelt. Genauer hinsehend, gewahrt schließlich der Betrachter innerhalb dieses eintönig ernsten Gesamtbildes eine solche Fülle von Einzelzügen und Sonderformen, daß er sich angesichts der Vielgestaltigkeit einer gewissen Verwirrung nicht erwehren kann. Indem man Finnland gewöhnlich als Land der abertausend Seen und Inseln bezeichnet, hat man wohl weniger seine Wäldermonotonie als vielmehr den labyrinthischen Charakter des inneren Landes im Sinne. Auch dort, wo Seen und Inseln nicht so verschwendet erscheinen wie in den Landschaften Häme, Savo und Karjala, ist das Land durch viele kleine Hügelketten, bewaldete Harjus, allenthalben reich gegliedert und belebt. Es läßt sich hier schwerlich von dem, was wir „Gestalt" zu nennen lieben, sprechen: malerische Gegensätze und plastische Formungen sind hier kaum zu finden, statt dessen aber die feinen, aus dem Freundlichen in das Erhabene allmählich übergehenden Modulationen des einen allgemeinen Themas: jeder der einzelnen Landschaftstypen nuanciert auf seine besondere Art das Thema, wobei es etwa in Karjala durch gebirgsähnliche Aufwallungen ins Leidenschaftliche, man darf wohl sagen Heroische gesteigert erscheint, während sich in Häme und Satakunta die Landschaft idyllisch und durchgeistigt zeigt.

Nur in den südlichen Gebieten des weitläufigen Landes gibt es einen sichtbaren Zusammenhang der Siedlung. Aber die formensprengende Macht des natürlichen Raumes verleugnen auch die Städte nicht: überall, sogar in Helsinki wie in der ehemaligen Hauptstadt Turku und erst recht in den wenigen Städten des inneren Landes findet sich der für Finnland so charakteristische Riesenmarktplatz (tori), welcher nur selten durch die Buden und Bänke der Händler, durch die Pferdekarren der Bauern und die Überlandautomobile völlig eingenommen wird. Auch im übrigen sehen die ländlichen Städte mit ihren breiten, von einstöckigen hellen Holzhäusern schnurgerade eingesäumten Straßen oft mehr nach großangelegten Siedlungen als nach eigentlichen Städten aus. Der Mensch dieses inneren Landes ist kein Städtegründer; die Städte entstanden zumeist nach dynastischen Plänen am Rande der See. Der Finne liebt es, für sich zu siedeln und zu roden; immer war die Begründung eines Hofes in Wald und Moor des freien Einzelnen individuelle Tat, und so mutet denn auch heute der finnische Bauernhof mit Wohnhaus und Badehütte (sauna), Scheune, Stall und Vorratshaus wie ein großer beseelter Organismus an, wie ein winziges inselhaftes Dorf inmitten eines Meers von Einödwäldern.

Ein Schöpfungsgeheimnis ist das Zusammenstimmen von Mensch und Erde, Volksgeist und Landschaft. Die Lehre von der menschlichen Anpassung allein reicht nicht aus zur Enträtselung; sie enthält eine Voraussetzung, aber keine Erklärung für das wunderbare Zustandekommen jener Einheit von Volk und Heimat, Geist und Natur. Auch die Finnen, meint Juhani Aho, würden wohl saftigere Weiden gefunden haben, Länder, in denen Milch und Honig fließt; aber ihr Wunsch, ihr geheimer Auftrag scheint sie gerade auf die dürren Heideböden, zu den frostigen

Sümpfen, in die wüsten Einödwälder geführt zu haben. Man könnte denken, auf dem Rückzug vor einem Stärkeren sei das Volk vom Schicksal hierher verschlagen worden; der finnische Dichter aber rühmt es im Gegenteil als den Königsgedanken seiner tatkräftigen Vorfahren, sich nicht durch das Schwert, sondern durch den Pflug ein Land zu erobern: „Der Moses, der uns hierher in unser gelobtes Land geführt hat, der kannte die eigentümliche Kraft, die in seines Volkes wacholdergleicher Natur steckt." Ungeachtet der nur spärlichen Besiedlung wird niemand, der mit Finnland näher bekannt geworden ist, behaupten, daß das Volk nicht seines Lebensraumes Herr geworden sei. Die großen Entfernungen sind aufgehoben nicht nur durch die Anlagen des modernen Verkehrs, sondern früher noch und wirksamer durch das dichtmaschige Netz geistiger, geselliger Verbindungen, welche auch die entferntesten Gebiete des Reiches zueinander in Beziehung bringen. Bereits die alte Volksdichtung mit ihren in unentwegter Wanderung und Wandlung begriffenen Liederthemen läßt weitverzweigte Zusammenhänge erraten. Wer vollends heute auf Dampfschiffen, in Eisenbahnen und Überlandautomobilen die bewegliche Bevölkerung reisen sieht, gewinnt den Eindruck, das großräumige Land sei von einer einzigen großen Familie bewohnt, deren Mitglieder keine Gelegenheit versäumen, einander zu begegnen und aufzusuchen. Dieser Familiengeist tritt auch in den Volksfesten zutage, die in Finnland gern gefeiert werden, wobei Ausstellungen von gewerblichen und künstlerischen Gegenständen, Kostümaufzüge und Theaterstücke und vor allem musikalisch chorische Darbietungen miteinander abwechseln in jener gediegenen Behaglichkeit, die jede Kundgebung politischer Art ausschließt und sich mit der humorvoll bescheidenen Darstellung des Volkslebens an und für sich begnügt.

Diese sich in mannigfachen Situationen friedlicher, namentlich aber auch unfriedlicher Zeiten bekundende familienhafte Einmütigkeit schließt nicht gewisse Spannungen innerhalb der finnischen Nation aus. Nicht nur, daß sich das finnische Volk in einzelne, deutlich voneinander unterschiedene Stämme, die sich einst heftig befehdeten, gliedert; das in der Vergangenheit und Gegenwart Finnlands wichtigste Problem der inneren Struktur ist das, auch dem Fremden nicht verborgen bleibende Nebeneinander der finnischen und der schwedischen Sprache. Indessen wird man dies, trotz den mitunter heftigen Auseinandersetzungen, nicht als einen Gegensatz bezeichnen dürfen, sondern als eine aus der Geschichte Finnlands nicht fortzudenkende Spannung innerhalb eines in sich einigen Volkes. Wie schwierig sich auch das Nebeneinander der zwei Sprachen oft noch auswirken mag, nicht zu verkennen ist, daß gerade in dieser geistigen Spannung Finnland seinen Sonderauftrag als europäische Nation empfing, indem es nämlich die großen Ideen der christlich-europäischen Kultur mit der Kraft und Zähigkeit (sisu) des natürlichen Volkstums zu verwirklichen und vor dem Osten zu behaupten hat.

Erst wenn man sich die Besonderheit der Lage Finnlands vergegenwärtigt hat, wird man die Zeugnisse finnischer Kultur richtig verstehen und würdigen können. Mit der klassizistischen Großkirche Engels in Helsinki und der in einiger Entfernung davon aufragenden russischen Uspenski-Kathedrale sind die Grenzen angegeben, innerhalb deren das neue Finnland (uusi Suomi) seine eigenen Formen geschaffen hat, für die namentlich Eliel Saarinens Bauten, die Fresken und Tafelbilder Akseli Gallen-Kallelas und in der Literatur die Dichtungen des einzigen Aleksis Kivi zeugen. Die großartigste, auch im Sinne einer europäischen Kulturgeschichte bedeutsamste Kundgebung des finnischen Volksgeistes aber ist sein Nationalepos, das Kalevala, durch welches sich Finnland in einer Zeit größter

Depression vor dem eigenen Bewußtsein gerechtfertigt hat. Als Geburtsstunde des finnischen Nationalbewußtseins wird deshalb der Tag, an dem Elias Lönnrot die auf seinen Wanderungen gesammelten Runen der alten Volkssänger (laulajat) herausgegeben hat, Jahr für Jahr gefeiert, eine Ehrung, die sowohl dem edlen Testamentsvollstrecker der namenlosen dichterischen Tradition gilt, wie jenem in zahllosen Varianten gleichsam verschwendeten Geist der Sagen und Gesänge. Zweierlei ist an dieser Erscheinung der Bewunderung wert: die Liederfülle der altertümlichen Poesie und die immanente Einheit der Runen, die von Lönnrot in wahrhaft epochemachender Eingebung begriffen und auf ebenso sichere wie behutsame Weise sichtbar gemacht wurde. Auch in diesem symbolischen Akt der Herausgabe des Kalevala erkennt man jene beharrlich gläubige Kraft, die des weiten, geheimnisreichen Raumes Herr zu werden berufen und beglückt ist.

Wie die altertümliche Runenpoesie einen mit dem mythischen Heidentum noch leise korrespondierenden Katholizismus voraussetzt, so ist das finnische Wesen der Gegenwart durch den Geist des Protestantismus, der sich hier kampflos durchgesetzt hat, bedingt. Mit Ausnahme weniger griechisch-katholischer Dorfgemeinden, die vor dem Winterkrieg 1939/40 in Grenzkarelien ansässig waren, gehört das ganze finnische Volk der evangelisch-lutherischen Kirche an, und eine andere, angemessenere Bekenntnisform des Einzelnen ist in der Tat schwer auszudenken für diese Verhältnisse, wo die sichtbaren Zusammenhänge nur lose, aber um so stärker die unsichtbaren Zusammenhänge sind. Echtes individuelles Verantwortungsbewußtsein, worauf ein ins Sittliche erhobener Patriotismus beruht, kann nicht bestehen ohne jene Freiheit eines Christenmenschen, welche die Einzelseele immun macht gegen die dämonische Massensuggestion, indem die sittliche Entscheidung der frommen, nüchternen Erwägung anheimgestellt wird. Daß dem finnischen Menschenschlag eine gewisse fromme Nüchternheit, ein rechtes Verständnis für die realen Ordnungen gegeben ist, wird man der Einwirkung des Protestantismus zuzuschreiben haben, und die Abneigung gegen das russische Wesen, dem es immer an der praktischen Veranlagung gemangelt hat, mag durch dieses Moment mitbestimmt sein. In ernsten und bedenklichen Situationen verschafft sich solche fromme Nüchternheit Geltung in der eigentümlichen Weise des Humors, indem sie den Überschwang des Gefühls paralysiert und das allzu hohe Pathos mit der tatsächlichen Wirklichkeit konfrontiert, etwa in der bezeichnenden Art dieses Sprichworts: „Nicht wissen die Frauen zu Hause, wie es den Helden ergeht: oft sind die Helden im Schnee arme Männer im schlechten Wetter." Nicht ohne einige Berechtigung ist der Humor als eine spezifisch christliche Erscheinung ausgelegt worden; jedenfalls bewährt er sich am lautersten da, wo sich dem Bewußtsein der menschlichen Unzulänglichkeit die Gewißheit der gnadenvollen Gegenwart Gottes gesellt. Ohne diesen Glauben gibt es nur die bittere Ironie, das sardonische Lachen, die nihilistische Satire derer, die von der Unbeständigkeit und Wertlosigkeit alles Irdischen heillos überzeugt sind.

Etwas von der göttlichen Gnade und lächelnden Nachsicht mit den Schwächen und mangelhaften Vorsätzen der menschlichen Natur spiegelt sich in Kivis christlichem Humor: sein Roman „Die sieben Brüder" ist deshalb auch zu einem rechten Volks- und Schulbuch in Finnland geworden. Es ist der Volksgeist selbst, der Gestalt geworden ist in diesen ungebärdigen sieben Brüdern, die sich in die heimatlichen Urwälder flüchten, um sich vor Gottes Wort nicht verantworten zu müssen. Nichts Mystisches wird hier unter dem Wort verstanden, sondern im Gegensatz zu den Dämonen des mythischen Naturreiches die unumgängliche, heilig

nüchterne Tatsache des Buchstabens, des ABC, das sich die lesefaulen Brüder zu lernen weigern. Das ABC-Buch aber ist Gottes Buch. „Mit dem ABC-Buch müßt ihr anfangen", darauf besteht der alte, wohlmeinende Schöffe, „wenn ihr rechte Glieder der christlichen Gemeinde werden wollt." Mit diesem schlichten Satze ist genau der Standpunkt des Protestantismus bezeichnet, der gerade das Lesen und Lernen des Wortes so wichtig nimmt, weil dem Menschen durch das Wort von Gott zugleich die Grenze gesetzt und das Grenzenlose verheißen ist. Nicht minder achtunggebietend als das Ringen der zur Einsicht gekommenen Brüder um die fruchttragende Scholle inmitten von Fels und Moor und Einödwald ist ihr Ringen um das Gotteswort; ja, diese Bauernmühe um den heiligen Buchstaben, das Lesen in der Fibel und das Auswendiglernen des Katechismus ist der Grund, auf dem alles andere erst in eine sinnvolle Ordnung kommt. Das Gotteswort überwindet die den Brüdern tiefeingewurzelte Faulheit und die Verstocktheit, die Dämonen der Raufluſt und Trunksucht, den Geist der Angst vor den Ungeheuerlichkeiten der Natur und vor dem Zorn Gottes über die sündhafte Welt. Indem sich aber die Brüder den Zugang zum Gottesworte erschließen, finden sie nicht nur zu sich selbst, sondern auch zu ihrem Volke, insofern dieses Träger des christlichen Glaubens ist.

Auf eine einfache Formel läßt sich lebendiges Wesen in keinem Fall bringen: zum finnischen Wesen gehört ebensogut wie der realistische Grundzug, der die praktische Lebenshaltung bestimmt, eine durch und durch idealistische Gläubigkeit im schlichten Wortsinn des unbeirrbaren Glaubens an die Geltung der Wahrheit, Gerechtigkeit und Humanität. Ausschlaggebend in der Wirklichkeit ist jeweils die Mischung der Kräfte, die Legierung des Metalls, die Festigkeit der innerlichen Substanz. Von starker sittlicher Substanz zeugt jene, in unserer vom Nihilismus angekränkelten Epoche fast legendär anmutende, kleine Geschichte, die man sich in Finnland während des Winterkrieges mit Rußland erzählte: Aus militärischen Gründen mußten einige Streifen des karelischen Grenzlandes vor dem Feinde geräumt werden; die Dörfer wurden angezündet, die Gehöfte eingeäschert, um dem Gegner den Vormarsch zu erschweren. Den Bewohnern blieb oft nur wenig Zeit, in großer Eile das Notdürftigste, was sich mit den Händen davontragen ließ, zusammenzuraffen. Als die mit der Einäscherung beauftragten Soldaten eine kleine, abseits gelegene Hütte betraten, trafen sie die Bewohnerin darüber an, wie sie eben dabei war, den Herd zu putzen und die blankgescheuerten Küchengeräte zu ordnen. Schon stand das meiste gesäubert an seinem Platz, nichts in dem reinlichen Raum gemahnte an verstörten Abschied, an hastigen Aufbruch. Die Soldaten, in der Meinung, daß der Räumungsbefehl der Frau noch nicht bekannt gemacht worden sei, setzten sie davon in Kenntnis. Sie wisse bereits Bescheid, war ihre Antwort. Warum sie sich aber dann noch die Mühe gemacht habe, blank zu scheuern und aufzuräumen, was doch in wenigen Minuten den Flammen preisgegeben werde? „Was für das Vaterland geopfert wird, muß rein sein", erwiderte sie den Soldaten.

Es hat auch sonst nicht an Einzelhandlungen und öffentlichen Kundgebungen gefehlt, die von dem gleichen Glauben an die Gültigkeit der absoluten sittlichen Werte eingegeben waren. Der Mangel an Bereitschaft, anderen Motiven als den moralischen ein Recht einzuräumen, mag andernortes manchem verwunderlich vorgekommen sein und gar als ein Zeichen politischer Unklugheit oder geschichtlicher Unreife gegolten haben. Daß die Gerechtigkeit zwar nicht bei den Menschen, aber bei Gott sei und daher am Ende bestimmt zum Sieg gelangen

werde, diese Überzeugung behauptete sich hier auch in den bedenklichsten Stunden gegen jeglichen Zweifel, und die Verzweiflung, die aus der Einsicht in die tragische Rolle des Gerechten und Guten in der Geschichte hervorgeht, wurde hier abgewehrt durch den unbeirrbaren Willen, Gott und seinen Geboten die Ehre zu geben. Anläßlich der Enthüllung des Denkmals für Aleksis Kivi in Helsinki kurz vor Ausbruch des Krieges, schrieb im „Uusi Suomi" Eino Railo eine Betrachtung, die einen tiefen Einblick gewährt in den Geist jener kritischen Tage. „Fragen wollen wir uns im bedrängten Gemüt", heißt es dort, „ob wir denn wirklich einen so starken, unerschütterlichen Glauben an den Sieg des Rechtes und der Wahrheit haben, welcher die einzige ausreichende und dauernde Begründung unseres Werkes der Verehrung ist und dieses wie Abels Opferrauch in die Höhe steigen läßt! Wenn wir ihn nämlich nicht haben, ist unser Werk wie Kains Opfer, dessen Qualm sich zur Erde senkt und in Finsternis verweht..." Klar ist in diesen Sätzen der Kerngedanke der evangelischen Frömmigkeit, daß der Mensch gerechtfertigt werde allein durch den Glauben, ausgesprochen: nur indem er an Gottes Gerechtigkeit und Gnade glaubt, vermag der Mensch selber gerecht zu werden; und wie furchtbar die Triumphe der Ungerechtigkeit und Bosheit auch sein mögen, um so notwendiger ist es, dennoch zu glauben, ja zu sagen zu Gottes Gerechtigkeit und die Schuld am Unheil zu suchen allein in der Schwäche des eigenen Glaubens. „Man muß zugeben", fährt Eino Railo fort, „daß unser Jahrhundert gleichsam ein Kreuz gemacht hat über alles, was die Menschheit schön und gut begonnen hatte. Doch indem wir dies aussprechen, hört unsere Seele aus der Tiefe eine ernste, ruhige Stimme sagen: Dennoch nein! Wenn wir auch den Triumph der Macht in seiner Bedeutung nicht unterschätzen wollen und tiefes Erschaudern vor den Greueln der Bosheit empfinden — als eine endgültige Bestimmung können wir diese Krankheit nicht anerkennen; vielmehr müssen wir dies alles verstehen als das Feuer einer Weltenwende, das unvermeidlich ist, damit das Gold geläutert werde. Fern sei es, daß wir uns durch dieses Feuer zur Verzweiflung bringen lassen! Wir müssen es im Gegenteil als einen Beweis für die Unzulänglichkeit der bisher vollbrachten Arbeit ansehen, als einen Beweis dafür, daß zuviel Schlacke übriggeblieben ist, daß wir zu wenige sind, die wir uns um diese Fahne versammelt haben, deren einen Träger wir heute in der Erinnerung feiern."

Die aufrichtige christliche Frömmigkeit — dies zeigte sich hier mit beispielhafter Deutlichkeit — hat den Mut zur unauflöslichen Paradoxie: indem sie im Kampfe für die Gerechtigkeit und die Wahrheit sich abmüht und ringt bis aufs äußerste, als hinge alles nur vom menschlichen Willen ab, setzt sie trotzdem in der Erkenntnis, daß mit unserer Macht nichts getan ist, die ganze Hoffnung einzig und allein auf Gottes Gnade. Am reinsten wurde dieser demütige und doch so stolze evangelische Glaube Wort in dem lutherischen Kampflied, das auch in den dunkelsten Schicksalsstunden Finnlands gesungen wurde: „Ein' feste Burg ist unser Gott — Jumala ompi linnamme!"

Aus dem neuesten Schrifttum über Finnland sind folgende Bücher zu nennen: „Petsamo-Ladoga, Volk und Landschaft zwischen Finnland und Rußland", hrsg. von Wolfgang Fikentscher, mit 16 farbigen Lichtbildern von Hermann Harz, Text von Curt Strohmeyer, Holzstiche von Karl Stratil (Leipzig, Dr. Fritz Fikentscher); „Das farbige Finnlandbuch" von H. Casdorff, mit 48 Farbaufnahmen von E. Casdorff-Westendorff (Hamburg, Broschek & Co.); des Verfassers „Finnische Reise" (Darmstadt, L. C. Wittich); derf. „Kullerwo, ein finnisches Heldenlied aus dem Kalewala", deutsch von Anton Schiefner (Berlin, Verlag Die Rabenpresse); „Kalewala, altfinnische Volks- und Heldenlieder", ausgew. und eingel. von K. Meuli (Basel, Benno Schwabe & Co.); William Sommer, „Geschichte Finnlands" (Münch., R. Oldenbourg).

RUDOLF PECHEL

Dämonie der Macht

„Dann löst sich alles auf nur in Gewalt,
Gewalt in Willkür, Willkür in Begier;
Und die Begier, ein allgemeiner Wolf,
Zwiefältig stark durch Willkür und Gewalt,
Muß dann die Welt als Beute an sich reißen,
Und sich zuletzt verschlingen . . ."
Shakespeare, „Troilus und Cressida".

Zweifellos muß man Machiavellismus und Moralismus als zwei an keine Nationalität und an keine Zeit gebundene Grundtypen des menschlichen Verhaltens zu dem moralischen Problem der Macht — denn ein solches wird es immer bleiben — betrachten. Ihr Gegensatz hat sich in der politischen Wirklichkeit höchst folgenreich ausgewirkt und hat die Gegensätzlichkeit von „kontinentaler" und „insularer" Politik — die man doch nur mit sehr summarischem Urteil, da aus andern wesentlichen Ursachen entspringend, als Beispiele beider Denkweisen hinstellen kann — ideologisch vertieft, was zum erstenmal deutlich festgehalten wurde in den Schriften Machiavellis und Thomas Morus'. Aber dieser Gegensatz verträgt doch keinerlei Überspitzung und Verallgemeinerung.

Denn weder für alles, was auf die machiavellische Ideenwelt zurückgeht oder in ihr seine Legitimation sucht, ist Machiavelli verantwortlich, noch kann Thomas Morus für jede „moralistische" Verbrämung der Macht in Anspruch genommen werden. Weder ist die „machiavellistische" Ideenwelt allein auf dem Kontinent Europa zu Hause, noch die „moralistische" allein in England. In den Methoden praktischer Politik verschmäht der „Machiavellismus" den „moralistischen" Mantel und „moralistische" Selbstüberheblichkeit ebensowenig wie der „Moralismus" die skrupellosen Methoden seines Gegners. Nach einem Worte Harald Nicolsons haben gerade die Angelsachsen die unbegrenzte Fähigkeit, ihre eigenen praktischen Bedürfnisse völlig von der Anwendung der idealistischen — sprich moralischen — Theorien freizuhalten, die sie andern aufzwingen und nach denen sie über andere aburteilen. Und auf dem Kontinent, dem eigentlichen Kraftfeld „machiavellistischer" Kampfmethoden, sind die wesentlichen Beiträge zur moralischen Problematik der Macht und zur Überwindung ihrer Dämonie geleistet worden.

Einen bedeutsamen Beitrag zur Wesenserkenntnis des modernen europäischen Staates, des Machtproblems, der Entwicklung staatlicher Autoritätsbildung und des Verhältnisses von Individuum und politischer Gemeinschaft bietet die glänzend geschriebene Untersuchung des Freiburger Universitätsprofessors Gerhard Ritter „Machtstaat und Utopie" (München, R. Oldenbourg. RM 4,50), die ihm im Zuge seiner universalhistorischen Studien zuwuchs, in der er vom Streit um die Dämonie der Macht seit Machiavelli und Morus handelt.

In großen Strichen wird die geistige Situation geschildert und das geistige Erbe aufgezeigt, aus der heraus und mit dem Machiavelli und Morus das klar auszusprechen wagten, was in der Renaissance als Tiefenwirkung die Geister bewegte: das Verhältnis des Einzelnen zu dem auftretenden neuen Staat und der neue Sinn für das Wesen des Politischen. Mit der Säkularisation trat das gesamte Leben, das so lange im Schatten der hohen Kathedralen — und damit

unter dem Schutze und nach der Richtschnur Gottes — stand oder hätte stehen können, in den Lärm und das Waffengeklirr der großen Politik, erfüllt von dem Fanatismus politischer Ideen- und Machtkämpfe. Nicht mehr die Kirche, sondern der Staat bestimmt das Leben der europäischen Menschheit bis zu der letzten Konsequenz, daß der Staat überhaupt keine Abgrenzung irgendeiner Sphäre privaten Daseins von seiner Allmacht mehr anerkennt.

Um den Begriff und den Inhalt des Begriffes Macht haben sich die Menschen als Objekte der Macht schon frühzeitig gemüht, ohne jedoch ihre Dämonie erkannt zu haben. Aus den Definitionen des Altertums, beginnend mit Aristoteles, spricht ganz klar die Tatsache, daß die Macht an sich nicht als gefährlich oder gar als böse schlechthin empfunden wurde, wenn auch freilich die Formulierung des Aristoteles einigermaßen skeptisch klingt: „daß die geistige Tüchtigkeit, wenn ihr die Mittel beschieden sind, auch vorzugsweise befähigt ist, andere niederzuringen, und auf der siegreichen Seite immer ein Überschuß von etwas Gutem zu finden ist; demnach scheint die Macht nicht ohne Tugend zu sein". Für ihn war allerdings ein Tyrann, der die sittliche Norm verletzt, noch ein Ausnahmefall, ein Produkt der Hybris.

Problematisch wurde der Begriff der Macht in dem Augenblicke, als der nahezu religiöse Glaube an die Polis als höchste sittliche Gemeinschaft, die nicht durch Gewalt, sondern durch den dem Menschen eingeborenen Sinn für Gut und Böse, für Gerecht und Ungerecht getragen wird, beim Beginn des Niedergangs der Antike in den Herzen der Bürger erschüttert war dank dem Mißbrauch des Staates durch Parteien und gewissenlose Demagogen. Nun war der Staat nicht mehr ein Vernunftgebilde, alle politische Theorie nicht der Bestandteil vernünftiger Ethik. Schon verkünden die Sophisten das Recht des Stärkeren, die sogenannte Gerechtigkeit sei nur der Vorteil des Stärkeren. Religion und Sittlichkeit werden von jeder Bindung an den Staat gelöst, eine rein private Ethik und eine universale Menschheitsreligion begannen sich auszubilden, und das Interesse der Gebildeten am Staatsleben und an einem engeren Vaterlande erlosch.

Der Stoiker glaubte an ein überstaatliches Vernunftreich, in dem Gerechtigkeit und allgemeine Menschenliebe herrschen, das aber auch für ihn nur im „Goldenen Zeitalter" als verwirklichbar galt, während die Epikuräer das persönliche Glücksbedürfnis mit den Notwendigkeiten staatlicher Macht in einem Staatsvertrag versöhnen wollten, den die Menschen zu ihrem eigenen Nutzen abschließen.

Diese Gedankenwelt wirkte auf Machiavelli und Morus hauptsächlich in ihrer Überlieferung durch Cicero, der in seinen Schriften nichts von der Dämonie der Macht weiß, trotzdem er in seiner Zeit und am eigenen Leibe Machtkämpfe in ihrer grauenhaftesten Form erlebte. Er glaubte nicht, daß Unmoral und Grausamkeit nützlich sein könnten, auch dann nicht, wenn sie Vorteil brächten, und verschloß seine Augen vor der Tatsache, daß unmenschliche Härte zu den unvermeidlichen Wesenszügen politischen Kämpfertums gehört.

Aber konnte das Problem der Macht überhaupt in seiner Furchtbarkeit von einer Welt erkannt werden, die nur dem Diesseits verpflichtet war? Erst durch das Christentum wurden die Mächtigen dieser Erde zur Verantwortung über ihr Tun vor Gottes Angesicht gefordert. Vor den Staat trat die Gemeinschaft der Heiligen, die civitas dei, ein Reich der Liebe, ohne Gewalt, ein Reich der Freiheit, in das keine Willkür der Macht hinaufreicht. Das Christentum läßt die Staatssphäre unangetastet und verkündet den Gehorsam gegen die Obrigkeit.

Wenn aber der Staat seinem ewigen Auftrag untreu wird, dann entartet er nach der Ansicht des mittelalterlichen Christentums zum Satan.

Die Ausbreitung des Christentums, die Schaffung einer festgefügten Kirche ändern das Verhältnis grundlegend. Die Kirche überdauert den Zusammenbruch der Staatlichkeit des Imperiums, und die neuen Gewalten müssen die Forderung: Frieden und Gerechtigkeit wahren. „Remota justitia quid sunt regna nisi magna latrocinia?" Dieses Wort des Augustinus wendet sich gegen jede Politik, die ihre Ziele ohne Rücksicht auf Recht und Billigkeit als rein naturhafte Lebensrechte verfolgt. Der Herrscher hat sein Amt als Diener Gottes zum Wohl seiner Untertanen zu führen. Die christlich-germanische Monarchie des Mittelalters, „eine der merkwürdigsten Staatsformen der Weltgeschichte", war eins der stärksten Bollwerke gegen die Dämonie der Macht. Auch das Mittelalter sah wilde und brutale Machtmenschen — es ist aber nicht vorstellbar, welches Maß unmenschlicher Barbarei die europäische Welt ohne die Eindämmung durch die christliche Lehre zu erdulden gehabt hätte. Denn da auch der Herrscher der kirchlichen Bußpflicht unterworfen war, der außerdem von seinen Gefolgsleuten, die nur durch die persönliche Vasallentreue an ihn gebunden waren, nach förmlichem Recht abgesetzt werden konnte, wenn er ungetreu, rechtlos und eidbrüchig war, so waren Tyrannen antiker Prägung und Despoten späterer Zeiten nicht möglich.

Die abendländisch-christliche Kultur geriet in Verfall, ihre Ideale der Ritterlichkeit, der sittlichen Zucht und Ehre verblaßten — und der Weg wurde frei für „machiavellistische" Kampfmethoden vor Machiavelli. Die neue Machtpolitik war da. Während in Frankreich noch nach Machiavellis eigenem Urteil der Untertan „sicher und zufrieden leben" konnte, weil sein König „an zahllose Gesetze gebunden" ist, erlebte der Florentiner das nackte Wesen des politischen Machtkampfes in der Rechtlosigkeit der italienischen Tyrannenstaaten. Und davon muß man ausgehen, um ihn richtig zu verstehen.

Vorweg muß man bemerken, daß den beiden Richtungen Machiavellis und Morus' in keiner Weise die Würde eines philosophischen Systems zuerkannt werden kann. Machiavelli fehlten die philosophischen Voraussetzungen, und die Utopie des Thomas Morus konnte schon wegen der gewählten Form nicht als ein Gebäude klarer Logik gelten.

Machiavelli rang um die Erkenntnis der politischen Wirklichkeit, Morus ging es um einen utopischen Idealstaat. Machiavelli sagt: „Zwischen dem Leben, wie es ist und dem, wie es sein sollte, ist ein so gewaltiger Unterschied, daß der, welcher das aufgibt, was man tut, für das, was man tun sollte, eher seinen Untergang als eine Erhaltung bewirkt; ein Mensch, der in allem nur das Gute tun wollte, müßte zugrunde gehen unter so vielen, die nicht gut sind. Daher muß ein Fürst, der sich behaupten will, auch imstande sein, nicht gut zu handeln, um das Gute zu tun und zu lassen, je nachdem es der Zwang der Lage erfordert." „Milde und Treue, Menschlichkeit, Redlichkeit und Frömmigkeit sind geradezu schädlich, wenn man sie besitzt und stets ausübt, und nützlich, wenn man sie zur Schau trägt. Der wahre Politiker muß, wenn es nötig ist, imstande sein, sie in ihr Gegenteil zu verkehren"; er soll sich zwar „von Güte nicht entfernen, sofern es möglich ist, aber nötigenfalls verstehen, sich auf das Böse einzulassen."

Aus solchen Voraussetzungen kann man natürlich alle Grundsätze ableiten und rechtfertigen. Denn die sittliche Norm ist hier keine allgemein bindende Vorschrift mehr, sondern ihre Innehaltung nur eine Frage der Zweckmäßigkeit. Machiavelli berechnet seine politische Technik auf Menschen, die als Masse feige, gedankenlos

und leicht zu täuschen, als Einzelne grenzenlos selbstsüchtig, zu allem Bösen geneigt und nur durch Not oder Gewalt zum Guten zu bringen sind. Sie denken sehr wenig nach, haben ein erstaunlich kurzes Gedächtnis und ein merkwürdig schwaches und unsicheres moralisches Empfinden. Man kann ihnen schon die ungeheuerlichsten Greueltaten zumuten, sie werden alles hinnehmen, wenn sie nur den Erfolg bewundern können und durch täglich spürbare Wohltaten und Vorteile der tyrannischen Herrschaft für diese gewonnen werden. Als praktische Folgerung empfiehlt Machiavelli, Grausamkeiten und Gewalttaten möglichst „alle auf einmal zu begehen", damit sie weniger empfunden werden und dadurch weniger erbittern, Wohltaten dagegen nach und nach zu erweisen, damit sie nachhaltiger sind. Aus der gleichen Wurzel ergeben sich Machiavellis weitere praktische Ratschläge für die Gewalthaber: die Methoden der bewußten Heuchelei, der grausamen Härte unter der Maske der Leutseligkeit, Friedfertigkeit und Menschenliebe, der Hinterlist und Tücke, des Betrugs und Verrats in jeder Form; all diese Methoden, die man gelegentlich pathologisch genannt hat. Mit moralischem Maßstab an diese Methoden heranzugehen, ist müßig.

Unbestreitbar bleibt es das Verdienst Machiavellis, das Dämonische der Macht mit rücksichtsloser Klarheit ans Licht gestellt zu haben. Seine Schwäche liegt in der Unterschätzung des moralischen Empfindens der Regierten, ihrer natürlichen Reaktion auf Bestialitäten der Machthaber und der eingeborenen Freiheitsliebe des Menschen. Und weiter: er übersah, daß eine Macht, die mit solchen Mitteln errungen ist, durch die Fülle des Bösen und des Schmutzes, den sie auf ihrem Wege gebrauchte, eine derartige moralische Verwirrung anrichtet, daß sie nur mit den gleichen Mitteln, mit denen die Macht gewonnen wurde, weiter regieren kann und sich dadurch als Mittel zur Erreichung großer Menschheitsziele selber ausschaltet. Seine Methoden sind auf den Tag und kurze Fristen berechnet, Tiefen- und Dauerwirkungen sind damit nicht zu erzielen. Da schließlich alle politische Autorität zuletzt auf moralischen Faktoren, auf dem Vertrauen der Menschen, beruht, ist auch für die brutalste Gewalt eine Schranke der Willkür gegeben. Je nach der verschiedenen Möglichkeit der Völker, ein knechtisches Leben zu ertragen, wird diese Schranke später oder früher spürbar werden. Einmal aber wird mit dem politischen auch der moralische Widerwille stärker als die natürliche Feigheit und das allgemeine Mißtrauen so groß, daß es alle Gemeinsamkeit im Volke zerstört und dadurch schließlich auch außenpolitische Erfolge unmöglich macht, ja den Widerstand der ganzen Welt wachruft. Diese Gefahren waren Machiavelli nicht verborgen. Er warnt seinen Fürsten davor, durch maßlose Eroberungssucht die Welt gegen sich aufzubringen und durch ein Übermaß von Grausamkeit sich verhaßt zu machen — aber dies nur als reine Klugheitsrede, nicht als sittlichen Impuls.

Machiavelli hat die Dämonie der Macht zwar ungeheuerlich gereizt, aber nicht innerlich bewegt, er sah in ihr ein Spiel zwischen Moral und Unmoral. Er wußte, „daß es zweierlei Kampfesweisen gibt: die eine mit den Gesetzen, die andere mit der Gewalt. Jene ist dem Menschen eigentümlich, diese den Tieren. Aber weil die erste oft nicht ausreicht, muß man zur zweiten greifen. Deswegen muß sich ein Fürst gut darauf verstehen, bald das Tier, bald den Menschen herauszukehren." Das ist nach Ritters Worten „naiver Amoralismus", kein Immoralismus, weil Machiavelli nicht das Bewußtsein für das sittlich Gefährliche seiner Thesen hat. Er hält an der Unterscheidung zwischen Gut und Böse, zwischen dem politischen Verbrecher und dem echten geschichtlichen Helden fest — und ist dann

doch fähig, den furchtbaren Cesare Borgia zu bewundern. Die Welt der großen Politik hatte eben für ihn deshalb ihren geheimnisvollen Reiz, weil immer die unlösliche und unheimliche Verstrickung des Großen mit dem Gemeinen, der höchsten Leistung mit der höchsten sittlichen Verworfenheit gegeben ist. Ihn interessierten nicht die Zeiten sittlicher Ordnung, sondern die gefahrvollen Perioden des Verfalls, der politischen und moralischen Auflösung oder der Gründung neuer Staatsgewalten.

Machiavellis bleibende Leistung ist, daß er die eiserne Lehre von der Notwendigkeit der Macht als Voraussetzung aller Freiheit verkündet hat und die politische Wirklichkeit ungeschminkt darstellte mit männlichem Mut und männlicher Klarheit. Ritter wird Machiavelli durchaus gerecht.

Die politische Utopie von Thomas Morus baut sich aus einer Sicht des Menschen und der menschlichen Gesellschaft auf, die in schärfstem Gegensatze zu Machiavellis Weltanschauung steht. Morus übersah aber die nicht wegzudiskutierende Tatsache, daß im politischen Kampf nur selten klares Recht gegen klares Unrecht, meist einfach Lebensanspruch gegen Lebensanspruch steht, und daß über das „Recht" solcher Ansprüche fast immer nur der Erfolg entscheidet, dem das sittliche Urteil der Menschen nachzuhinken pflegt. Vergessen wir aber nicht, daß Thomas Morus die Form der Utopie wählte, und daß alle seine Thesen nur innerhalb dieses Rahmens zu werten sind. „Wer keine andere Methode kennt, das Leben der Staatsbürger ins rechte Geleis zu bringen als durch Vernichtung aller Lebenswerte, soll ruhig eingestehen, daß er nicht über freie Menschen zu herrschen versteht." Trotzdem darf man Morus nicht als schwärmerischen Idealisten, der nur seine Rechtsidee sieht, beurteilen, denn auch er kannte die Realitäten und die Voraussetzungen des politischen Lebens. Man darf auch die moralische Heuchelei nicht auf ihn zurückführen. Er glaubte an die sittliche Kraft der Religion, die für Machiavelli und seine Jünger nur mehr ein Werkzeug staatlichen Machtwillens war. Über Gut und Böse entscheidet bei ihnen nicht mehr das eigene Gewissen, sondern staatliche Strafandrohungen setzen den Gehalt dieser Begriffe fest.

Die Entwicklung von Morus' Lehre aus seiner Eigenart und aus Ritters klarer Erkenntnis des englischen Wesens gehört zu den erregendsten Abschnitten von seiner Arbeit.

Im Großen betrachtet kann man die Utopie als einen Versuch ansehen, das säkularisierte Gebiet der Politik wieder unter das Sittengesetz zu stellen und die Bezirke, in denen die Macht sich auswirkt, wenigstens tangentisch dem christlichen Kreise wieder anzugliedern.

Im IV. Kapitel untersucht Ritter die geschichtliche Auswirkung beider Systeme und die Überwindung des Gegensatzes. „Es gibt für den nachmittelalterlichen Menschen, der um die geheime Dämonie der Macht weiß, zwei Grundformen möglichen Verhaltens: entweder er erkennt sie mehr oder weniger offen an, er bejaht den unaufhebbar naturhaften Charakter des echten politischen Kampfes — und ist dann immer in Gefahr, auf der Stufe des rein Tierhaften, des ‚Löwen' und ‚Fuchses' steckenzubleiben. Das ist der Typus des reinen ‚Machiavellisten'. Oder aber: er verhüllt sich den Anblick dieser oft schauerlichen Wirklichkeit durch Illusionen, indem er versucht, das rein vitale Aufeinanderstoßen gegensätzlicher Machtinteressen in einen Rechtsprozeß umzudeuten, die kämpfenden Gewalten moralisch gegeneinander abzuwerten — wobei er nur allzu leicht zum Heuchler wird." Die Tugend des Machiavellisten ist der heroische Kampfwille, die des Moralisten Streben nach Ethisierung und Entdämonisierung der Macht und der

unermüdliche, durch keine Enttäuschung zu lähmende Kampf für die Humanität, der die Entstehung des modernen Völkerrechts überhaupt erst ermöglicht hat. Fruchtbar konnte solches Streben aber nur dann werden, wenn es mit klarer Einsicht in die politische Realität, wie Machiavelli sie lehrte, sich verband. Beide Lehren beherrschten in ihrem Gegensatz die moderne Staatsentwicklung. Die liberalen Nationalisten hatten die Gesinnung, das sittliche Bewußtsein grundsätzlich freigelassen und von den Staatsbürgern nicht mehr als äußeren Gehorsam gefordert, während der neue Nationalstaat es als vordringlichste Aufgabe ansah, die ganze Nation mit einer neuen Staatsgesinnung zu erfüllen, auf der er seine Machtpolitik aufbaute. Das sittliche Bewußtsein der vom modernen Volksstaat erzogenen Nationen des 20. Jahrhunderts hat sich von den Traditionen des christlichen Mittelalters sehr weit entfernt, und der neue Machtstaat hat sich zur politischen Volksgemeinschaft umgewandelt, die sittliches und politisches Bewußtsein ununterscheidbar in eines zu verschmelzen strebt — womit sie freilich auch eine ungeheure, seit Tagen der althellenischen Polis so nicht mehr erlebte Verantwortung für den Fortbestand echter Sittlichkeit und Rechtlichkeit übernimmt.

Machiavelli lehrte, daß je nach politischem Bedarf der Machthaber vom geraden Weg des Rechts und der Tugend abweichen könne, Thomas Morus will den Machtgebrauch nur im Dienst der Gerechtigkeit und Freiheit zulassen. Beide gehen an einem entscheidenden Faktor vorüber, der überhaupt in der ganzen Erörterung — von einem einzigen Manne abgesehen — nicht scharf genug gefaßt wird. Dieser Einzige ist Tacitus, dessen visionärer Scharfblick auch sonst durch die Geschichte bestätigt wird. Er erlebte klarsichtig die volle Dämonie politischer Machtkämpfe. Aber er entwickelte keine Theorie der Macht, sondern sah das Dämonische ihres Mißbrauchs in den Charaktereigenschaften der handelnden Personen.

Gewiß ist das Dämonische der Macht Wesensmerkmal des echten politischen Kämpfertums. „Das Dämonische ist nicht reine Negation des Guten; es ist nicht die Sphäre des völligen Dunkels im Gegensatz zum Licht, sondern des Zwielichts, der Mehrdeutigkeit, des Ungewissen, des zutiefst Unheimlichen. Dämonie ist Besessenheit. Und die Dämonie der Macht ist nichts anderes als jene Besessenheit des Willens, ohne die kein großes Machtgebilde zustande kommt, die aber gleichzeitig gefährlich zerstörerische Kräfte in sich schließt. Daß politischer Aufbau fast nie ohne große Zerstörungen menschlich-sittlicher Werte möglich ist, daß Macht so oft wider Recht steht, daß im Machtwillen des politischen Kämpfers höchste Selbstlosigkeit (im Dienst etwa für eine Idee) sich notwendig mit höchster Selbstsucht verbindet, wenn sie Erfolg haben soll — das alles gehört zur Dämonie der Macht."

In einer Welt voll Zufällen und bedingt von der Erbärmlichkeit der Menschen läßt Macht sich eben nicht anders als mit a l l e n Mitteln erringen und behaupten, ohne daß viel nach Gut und Böse gefragt wird.

Aber entscheidend bleibt der Mensch, der die Macht erringt. Denn es gehört n i c h t unbedingt zum Wesen der Dämonie der Macht, daß der, der sie besitzt, auch von ihr besessen wird, daß der Rausch des Erfolges j e d e n Machthaber verblendet und ihn über alle Grenzen des Menschlichen hinwegreißt. Es kommt auch hier zuletzt auf den Menschen an, der Träger der Macht wird. Die Idee und die Theorie bleiben in der Luft. In ihrem vollen Inhalt werden sie weder in ihrer Größe noch in ihrer Furchtbarkeit verwirklicht. Es ist der Mensch, der die Entscheidung über Gut und Böse fällt. Die große Idee des Soldaten und des Soldatischen war mit dem geistigen Gut des Scharnhorst und Clausewitz festgelegt in dem Infanterie-Exerzierreglement der alten Armee. Sie zei-

tigte den idealen militärischen Führer – und den Soldatenschinder. So die Idee der Macht den geborenen Herrscher – und den Verbrecher. Die geborenen Träger der Macht umhüllt der Hermelin der Macht wie ein Kleid nach Maß. Man sieht sie freilich häufiger auf der Bühne als in der Geschichte, weil die Phantasie eines Dichters leichter einen idealen Träger großer Ideen schaffen kann, als er auf dem normalen Wege der Erzeugung menschlichen Lebens hervorgebracht wird. So bleiben wir hier bei dem Spiegelbild, das deutlicher wirkt als das lebendige Original: den Gestalten der Dichtung. Die Menschen von der Stange können, wenn der Zufall ihnen die Macht zuteilt, sie selten als eine ihnen zukommende Tracht mit Anstand tragen. Der geborene Träger der Macht kann nur ein Mensch sein, der aus Eigenem, aus der Substanz lebt, weil er stets die unabdingbare Verpflichtung gegen eine höhere Instanz empfindet und leben wird. Ein solcher hat durch sein bloßes Da-Sein aus der selbstverständlichen Sicherheit des eigenen Wesens die Größe und Überlegenheit über die anderen. Er hat den Willen zur höchsten Leistung unter Unterdrückung eigener Schwächen. Ihm ist die Gnade, die den Mächtigen mehr als die Krone ziert, das Mittel, die Härten des Gesetzes, unter dem er selber steht, zu mildern. „Und ird'sche Macht kommt göttlicher am nächsten, wenn Gnade bei dem Recht steht." Auch für ihn kann der Weg zur Macht schmutzig sein, sein Ziel ist rein. Er ist der berufene Schöpfer neuer Staatsformen.

Schlimm aber ist es, wenn der Träger der Macht ein Mensch anderer Art, ein schauspielerischer Mensch ist, der täglich sich vor sich selbst durch den Beifall der anderen beweisen muß. Dann wird das Sichemporwerfen über alles Gemeinsame in die Isoliertheit der Größe Theater, und meist schlechtes. Solche Menschen sind gekennzeichnet nicht durch eigenes gesteigertes Sein, sondern nur durch den Willen zu ihm, ohne die Kraft dazu zu besitzen. Sie leben nicht aus eigenem starkem Gefühl und angeborener Vitalität, sondern durch Worte. Die Macht hat für sie keinen Inhalt. Sie fühlen den Zwang, ihre Überlegenheit und ihr Herrscherrecht dauernd mit Worten zu erweisen, sie sind illegitim bis zum Äußersten, Usurpatoren der Macht, die ihnen selber fremd und unheimlich bleibt, wie Paul Fechter es in seiner „Dichtung der Deutschen" bei Betrachtung des Hebbelschen Holofernes ausführt, „diesem Barockgebilde aus Wortmuskeln". Solch gesteigert Grandioses schlägt ins Groteske, ins Komische um. Die böse und funkelnde Dämonie der Macht lockt sie wie Motten ins Licht, in dem sie einmal verbrennen müssen. Ihre Vorstellung von der Macht ist im Grunde eine sehr bürgerliche, da als unentbehrliche Attribute zu ihr für sie Fanfaren und Trompetengeschmetter, große Gesten und geredeter Heroismus gehören. Heroismus ist die selbstverständliche, nie beredete Haltung des schweigend kämpfenden Soldaten. Für den Menschen, der nicht zum Machtträger geboren wurde, ist Heroismus Schauspiel und Selbstdarstellung, um eigene Inferioritätskomplexe zu paralysieren. Er nimmt die Geste der Stärke an, ohne die Kraft zur notwendigen Härte zu besitzen, als Ersatz verfügt er nur über die Fähigkeit der Roheit, wie es das Beispiel des Hebbelschen Holofernes zeigt. In dem Reigen der Herrscher Shakespeares, in den Königs- wie in den Märchendramen, finden sich beide Typen in letzter Ausprägung. Und gerade die Usurpatoren sind in ihrer Eindeutigkeit besonders lehrreich. Auch Demetrius gehört letztlich zu ihnen ebenso wie Grillparzers König Ottokar. Solche Machtträger verwechseln meist die Masse mit dem Volke. Als Träger von Staatsideen bleiben sie steril. Sie sind es, die durch ihre Art die Macht, die als Ordnungsprinzip einer säkularisierten Welt nicht zu entbehren ist, kompromittieren und durch

ihre Unfähigkeit nun die einmal gegebene Furchtbarkeit zum Grauen und zum Unsinn machen. Aber auch auf sie ist keine Theorie und keine Erkenntnis von der Dämonie der Macht zutreffend, weil die tragische Fallhöhe nicht bei ihnen, sondern bei den Unterjochten liegt und die Grenze der Pathologie überschritten wird. Sie wissen nichts von der letzten Weisheit des Herrschenden, der nach Laotses Wort ein großes Reich leitet „sachte, wie man kleine Fischlein brät". In der Literatur treten sie als vollendete Typen einer Anschauungsform auf — das Leben aber hat in seinen ewigen Kräften genügend Mittel, auch hier ausgleichend einzugreifen.

FRIEDRICH SCHULZE-MAIZIER

Theologie des Wirklichen

Es war das schlimmste Verhängnis der heute abklingenden „Moderne", daß für sie das Wissen um Gott in keiner Weise mehr mit dem Wissen um das Diesseitige zusammenstimmen wollte. Theologie, einst die Haupt- und Grundwissenschaft, unter deren Führungsanspruch alle anderen Wissenschaften sich einzuordnen hatten, schien ein peinlicher Anachronismus geworden zu sein, eine Angelegenheit rückständiger und lebensfremder Geister. Ganz in der Stille freilich, zunächst nur dem Kundigen spürbar, bahnte sich schon seit dem Weltkriege (im Protestantismus hauptsächlich durch die immer stärker sich durchsetzende Nachwirkung Kierkegaards) eine theologische Renaissance an, die trotz aller schier ausweglosen kirchlichen Problematik bereits ihre Früchte zu tragen begann. Die Theologie hat während der letzten Epoche in einem an Schärfe und Nachhaltigkeit nichts zu wünschen lassenden Kreuzfeuer der Kritik gestanden. Alles, was sie seit Jahrzehnten, seit Jahrhunderten versäumt und leider auch verfehlt hatte, schien die derzeitige Theologengeneration abbüßen zu müssen im Fegefeuer eines durchaus nicht immer unverdienten Zeitgerichtes, das sehr wohl auch ein Gottesgericht gewesen sein kann. Es wäre aber ebenso kurzsichtig wie ungerecht, wollte man darüber auf die Dauer verkennen, daß die Theologie inzwischen gerade unter diesem Druck einen überraschend kraftvollen, durchbruchartigen Aufschwung zu nehmen begann und offenbar immer entschiedener zu erleben im Begriffe ist. Auch als klerikal in keiner Weise interessierter, in kirchlichen Dingen sogar recht kritischer Laie muß man immer wieder mit erfreutem Aufhorchen feststellen, wieviel wertvolle und substanzreiche, ehrliche und aktuelle Bücher heute von deutschen Theologen geschrieben werden — Bücher, die sich schon in Ton und Niveau wohltuend abheben vom salbungsvollen Kanzelstil unseligen Angedenkens und auch anspruchsvolle Leser zu packen vermögen, weil sie sich tatsächlich an die innerste Problematik des Zeitalters heranwagen. So gewiß die alte Bibel heute wieder von Tausenden Worthungriger Menschen mit ganz neuem, frisch aufbrechendem Verständnis durchgeackert wird, so gewiß haben die wirklich Hartholz bohrenden theologischen Autoren schon jetzt wieder ihre zahlenmäßig vielleicht nicht sonderlich umfangreiche, qualitativ aber keineswegs belanglose Leserschaft unter religiös aufgeweckten Laien gefunden. Überall dort, wo man sich von wohlfeilem vulgärem Aufklärer-Ressentiment gegen die „Pfaffen" freimachte und die religiöse Not des Zeitalters in tätigem Suchen zu überwinden trachtet, ist auch ein neues Verständnis für die

theologische Arbeit erwacht, wie es in solcher Stärke und Tiefe noch vor kurzem unvorstellbar gewesen wäre. Nicht etwa infolge geschickter geistlicher Propaganda; sondern die eiserne Zeit selber hat dafür gesorgt, daß die Frage nach dem Ur-Letzten in aufgelockerten Herzen allerorten immer lauter und dringender hervorbricht. Deutsche Theologie beginnt im Lande Eckharts und Luthers, Lessings und Schleiermachers wieder eine geistige Macht zu werden, und zwar nicht etwa für reaktionäre, in zeitfremde biblizistische Romantik sich verkriechende Gemüter, sondern für daseinsmutige und zukunftswillige Menschen, die keine Weltflucht, wohl aber gläubigtätige Weltgestaltung wollen. Wer das noch immer nicht bemerkt oder bemerken will, übersieht einen der allerwichtigsten geistig-seelischen Faktoren unserer Epoche.

Dieser lebendige Widerhall der theologischen Arbeit hat seinen guten Grund. Theologen und denkerisch bewegte Laien begegneten einander wieder in der zentralen Aufgabe aller echten Wirklichkeits-Erforschung: in einer mit unerbittlichem Ernst in Angriff genommenen Neuerfassung des Existenzproblems. Unter dem erschütternden Eindruck der Zeitwende seit dem Weltkriege dämmerte bei vielen Laien die Erkenntnis auf, daß die Katastrophe des philosophischen Idealismus uns alle zu radikalem Umlernen zwingt. Auch die Existenzphilosophie, so aufrüttelnd und vertiefend sie gewirkt haben mag, ließ bei der entscheidenden Frage nach dem Lebenssinn schließlich doch im Stich. Und gerade im Anschluß an diese Enttäuschung begannen immer zahlreichere, von Haus aus oft keineswegs theologiefreundlich eingestellte Laien über der evangelischen Botschaft neu aufzuhorchen. Immer mehr drang auch bei ihnen die Erkenntnis durch, daß gerade das Christentum — wohlverstanden das wieder in urchristlicher Strenge aufgefaßte, nicht etwa das fortschrittselig verharmloste, opportunistisch geglättete Epigonenchristentum — das Existenzproblem in seiner ganzen abgründigen und furchtbaren Problematik aufdeckt. Hier liegt der eigentliche Grund für die von Paul Fechter bereits vor einigen Jahren zutreffend festgestellte Tatsache, daß das Christentum gegenwärtig trotz aller äußeren Niederlagen unter ernsten Menschen immer größere moralische Eroberungen zu machen anfängt. Weil wir Realisten sind, Realisten freilich im denkbar strengsten, auch die Hinter- und Untergründe alles Menschlichen vollauf berücksichtigenden Sinne, fühlen wir uns von der evangelischen Botschaft neu angesprochen. Weil wir uns dem Leben, so wie es nun einmal ist, rücksichtslos ehrlich zu stellen gedenken, ging uns in einer Art Neubegegnung mit der Bibel die Einsicht auf: ein unverfälschtes, unideologisches, auch seinerseits dem Leben wirklich sich stellendes Christentum vermag die Abgründe der Wirklichkeit mit einem Tiefblick aufzudecken, welcher der harten, heroischen Wahrhaftigkeit des gegenwärtigen Menschen nur willkommen sein kann.

Was ist es eigentlich, was den aufrichtigen Wirklichkeitsmenschen unserer Tage an den ernst zu nehmenden zeitgenössischen Theologenbüchern immer wieder wohltuend überrascht? Doch wohl vor allem dies, daß hier die Wirklichkeit so gesehen wird, wie aufgerüttelte Gemüter sie heute erleben, ohne zweckhafte Schminke und ideologische Verbrämung. Hier werden die harten Steine dieses Lebens auch wirklich harte Steine genannt, hier kommt die wahre Existenznot des Menschen endlich einmal wieder in aller kreatürlichen Nacktheit ans Licht. Und was den bisher theologiefremden Laien vielleicht am meisten überraschen muß: hier wird endlich einmal die ganze unheimliche Sinnbedrohung offen beim Namen genannt, welcher der heutige Mensch sich ausgesetzt weiß; hier werden auch die härtesten Zweifelfragen zeitgenössischer Skepsis berücksichtigt, denen die Theologie der Epigonenepoche nur gar zu gern mit apologetischen Allgemeinplätzen auswich. Hier

werden die Probleme, die dem Menschen unserer Tage auf den Nägeln brennen, tatsächlich ernst genommen, ohne Rücksicht darauf, ob sie in kirchlicher Hinsicht genehm und bequem sind oder nicht.

Gewissermaßen als Auftakt zu der hier gemeinten theologischen Wendung erschien vor sieben Jahren, gleichzeitig mit dem deutschen Umbruch (Tübingen, J. C. B. Mohr), ein auffallend freimütiges, systematisch vorzüglich unterbautes, durchaus gegenwartnahes Theologenbuch, das sich schon durch seinen Titel jedem im Heute und Hier dem Ewigen verpflichteten Laien empfehlen mußte: „Wirklichkeitschristentum. Über die Möglichkeit einer Theologie des Wirklichen." Sein Verfasser war Georg Wünsch, Ordinarius für systematische Theologie in Marburg. Wünsch hatte sich schon früher durch seine im besten Sinne radikale, mit echt protestantischer Offenheit geschriebene, vielbeachtete Schrift „Der Zusammenbruch des Luthertums als Sozialgestaltung" als einen Theologen erwiesen, der sich mit entschlossenem Zugriff an die von der evangelischen Theologie bis dahin viel zu wenig berücksichtigte soziale Problematik des Protestantismus heranwagte. Was am „Wirklichkeitschristentum" von der ersten Seite an fesselt, ist der Eindruck, hier endlich einmal einem Theologen zu begegnen, der „die zweifelnden Einwände des kirchenfeindlichen, ja sogar aus Ehrlichkeit bewußt atheistischen Menschen" ernst nimmt. Wünsch geht dabei von der Feststellung aus, die Religionsfeindlichkeit des heutigen Diesseitsmenschen werde in ihrer positiven Fruchtbarkeit für die Beantwortung der Frage nach der Wahrheit des christlichen Redens von Gott kirchlicherseits immer noch viel zu wenig verstanden. Wünsch beginnt damit, die tiefste wesenhafte Tragik alles menschlichen Daseins klar herauszustellen, neben der alle andere, nur immanente Tragik verblassen muß. Diese Haupt- und Kardinaltragik der menschlichen Existenz überhaupt ist für Wünsch mit der Tatsache gegeben, daß der Mensch „nur im Erkennen des letzten Ur-Richtigen den Sinn seines Daseins nicht verfehlt, und daß dieses letzte Ur-Richtige jenseits der Totalität des Seienden, im ‚Nichts' liegt." Wer Verkündigung treibt, muß die mit dieser Ur-Tragik in engster Beziehung stehende innere Existenznot der heutigen Hörer und die daraus quellende Frage verstehen; andernfalls er sich nicht darüber beklagen darf, wenn seine Botschaft taube Ohren trifft.

Wünsch begreift darum auch und wagt es als einer der ersten Theologen rücksichtslos auszusprechen, wie gründlich sich seit der Reformation die Fragestellung gewandelt hat, in welcher die schmerzlichste Existenznot des Menschen aufbricht. Während der reformatorische Mensch fragte: „Wie bekomme ich einen gnädigen Gott?", liegt dem Menschen unserer Zeit eine ganz andere Not und damit eine ganz andere Frage auf dem Herzen: „Gibt es wirklich ein Letztes? Ein Ur-Richtiges? Gibt es Gott?" Die Frage, ob ich ein Sünder bin oder nicht, bedrängt nach Wünschs Überzeugung den heutigen Menschen weit weniger als die, ob ich den Sinn meines Daseins erfülle oder verfehle. Es geht dem heutigen Diesseitsmenschen nicht so sehr um das „Heil" als vielmehr „um aktive, sinnvolle Gestaltung seiner Daseins-Sphäre, um verantwortliches Sein und Handeln im Gehorsam gegen das Ur-Richtige." Die Grundangst des heutigen Menschen ist darum bei weitem nicht so sehr die Sündenangst als die Daseinsangst überhaupt, die Angst vor dem bodenlosen Wirbel des Relativismus, vor Leere und Sinnlosigkeit. Aber der Mensch unserer Zeit verlangt, wie Wünsch ihm gerechterweise zuerkennt, nach Erlösung aus dieser Verlorenheit mit derselben Glut wie der reformatorische Mensch. Nur daß er dabei nicht so sehr nach Gnade trachtet als vielmehr nach Wissen um den letzten Sinn.

Es ist nun das Bemerkenswerte, durchaus Eigene und Ursprüngliche der von Wünsch vorbildlich vertretenen neuen Wirklichkeitstheologie, daß sie an dieser entscheidend wichtigen Stelle mit allem Nachdruck von jenem supranaturalistischen Kurzschluß abrückt, der heute so vielen an sich keineswegs irreligiösen Menschen alles theologische Denken von vornherein zu verleiden droht. Unzweideutig offen verwahrt Wünsch sich gegen den „pfäffischen Glaubenshochmut, der aus einer vom Hörer nicht verstandenen sicheren Offenbarungsposition heraus redet." Wünsch nimmt den unzerstörbaren Sinngehalt der evangelischen Botschaft heilig ernst und sucht ihn gegen jede opportunistische Verwässerung zu sichern. Aber eben darum bemüht er sich auch, der Skepsis des heutigen Laientums mit einer Verständnisinnigkeit gerecht zu werden, die Anerkennung verdient, weil sie ebenso reinigend wie aussöhnend wirkt. Der heutige Tatsachenmensch, so stellt Wünsch grundsätzlich fest, bringt allem Supranaturalismus gegenüber von vornherein einen starken Illusionsverdacht mit. Aber nicht etwa darum, wie vorschnelles theologisches Urteil oft meint, weil „der böse, sündige Wille in der Gestalt autonomer Hybris" ihn verblendete und verhärtete, sondern weil eine „heroische, harte Wahrhaftigkeit" ihn gegen jede möglicherweise drohende Verschleierung der Wirklichkeit behutsam machte. Der Mensch unserer Tage will, wie Wünsch als eine durchaus positiv zu bewertende Haltung anerkennt, das Rätsel des Daseins lieber redlich Rätsel nennen als es sich durch gemütvolle Illusionen erleichtern — „der Zweifel in bezug auf das Ewige, Letzte wird nicht als Schande, sondern als Ehre empfunden: die Ehre der Wahrhaftigkeit." Eine solche Feststellung aus dem Munde eines berufenen zeitgenössischen Theologen verdient hervorgehoben zu werden; sie wirkt entgiftend.

Wer des fruchtlosen, weil im Grunde wesensbedingten und darum überhaupt nicht zu schlichtenden Streites zwischen den verschiedenen theologischen und weltanschaulichen Fronten müde wurde, wird schließlich nach der Möglichkeit einer wirklich tragfähigen Ebene für alle religiös ehrlich bewegten Menschen Ausschau halten. Er wird dabei durch die innere Logik der Situation immer wieder auf eine ebenso einfache wie zwingende Frage verwiesen: Wäre es nicht ersprießlicher, wenn wir alle, Theologen oder Laien, dogmatisch Festgelegte oder volkskirchlich Weitherzige, ob christlich Gebundene oder Freireligiöse, zunächst einmal Meinung Meinung, Richtung Richtung sein ließen und uns statt dessen lieber den ganz banalen, aber unweigerlich dringenden A u f g a b e n zuwenden würden, deren Bewältigung die sintflutartig anschwellende seelische Existenznot des gegenwärtigen religiösen Chaos immer gebieterischer von uns verlangt? Wo anders sollen wir das Ewige suchen als dort, wo es ernst wird im Leben? Wo sonst soll Gott zu uns reden, wenn nicht mitten hindurch durch die drängendste Not unserer konkreten Gegenwart?

Genau an dieser Stelle setzen die entscheidenden Gedankengänge der neuen Wirklichkeitstheologie ein, wie Wünsch sie in sauber klärender Prägung formuliert hat. Offenbarung ist für diese Theologie überhaupt nur möglich in Beziehung auf die Aufgaben und Nöte der profanen menschlichen Existenz, der jeweils gegebenen geschichtlichen Gegenwart. Die Kirche hat nur dann ein Recht, sich Kirche des Kreuzes zu nennen, wenn sie die Not und Sünde der eigenen Zeit mitleidet. Der Wille Gottes zeigt sich an durch den notwendigen Verlauf der Geschichte und fordert Gehorsam gegen ihn. Maßstab ist die Not, die nach Wendung verlangt, und zwar die jeweils höchste Not — „durch die Not offenbart Gott seinen Ratschluß in der Geschichte". Der Theologe muß also hellhörig sein für den in der jeweiligen Not der Gegenwart sich vernehmlich machenden Ruf der Geschichte — „wer nicht mit beiden Füßen auf der Erde steht, dessen Herz ist nicht im Himmel."

Wünsch selber hat inzwischen den Beweis erbracht, daß eine solche Wirklichkeitstheologie mehr ist als ein schönes theoretisches Wunschgebilde. Seine vor kurzem (ebenfalls bei J. C. B. Mohr) erschienene „Evangelische Ethik des Politischen", ein umfangreiches, von erstaunlichem Wissen und meisterhafter Sachbeherrschung zeugendes, von disziplliniertem Tatsachensinn bei warmer und starker Glaubenskraft getragenes Werk, könnte und sollte auch dem skeptischsten Laien wieder die Augen öffnen für die wahre Leistung deutscher Gegenwartstheologie. Es geht — das muß unter dem Eindruck eines derartigen Buches ausgesprochen werden — nicht länger an, die wirklich an der vordersten geistigen Front unseres Zeitalters Stehenden unter unseren Theologen immer noch für wirklichkeitsscheue Obskuranten zu halten. Wünschs neues Werk ist ein einziger, mit fühlbarem innerem Einsatz durchgeführter Versuch, den denkbar konkretesten Lebensbezirk, das für zimperliche Gemüter mit dem Makel des Allzu-Profanen belastete Gebiet des Politischen, als eines der allerwichtigsten Mittel und Werkzeuge nicht etwa nur allgemein religiöser, sondern sogar spezifisch christlicher Glaubensbetätigung darzulegen: „Nicht um das Politische herum kann der christliche Glaube Gottvertrauen und Liebe verstehen und verwirklichen wollen, sondern in ihm und durch es hindurch." Eine glühende Ehrfurcht vor der Wirklichkeit des Staatlich-Politischen hat nach des Verfassers eigenem Bekenntnis seine Untersuchungen geleitet, ein scharfer Gegensatz zu denjenigen seiner theologischen Fachgenossen, die der Ansicht sind, diese Wirklichkeit sei für den christlichen Glauben belanglos. Der Staat bedeutet für Wünsch das gewaltigste Instrument des geschichtlichen Kampfes. Er darf darum nicht so theologisiert werden, daß man ihn nach Art mancher Offenbarungstheologen einfach als Sünde oder aus der Sünde erklärt, sondern er ist auch als Instrument des Kampfes Gottes Ordnung und unmöglich ohne — wenn auch verborgene — Beziehung zum Reiche Gottes. Von dieser Überzeugung aus will Wünsch hier seinen Beitrag liefern „zur Überwindung der Zerrissenheit des Volkslebens durch das Auseinanderfallen von Christentum und Politik, Kirche und Staat." Nicht nur Staat und Volk sollen zur Einheit kommen, sondern auch ein Weg gefunden werden, das Volk in Gott zu einen.

Versucht man, der vom zeitgenössischen Menschen am Christentum geübten Kritik mit unbefangener Sachlichkeit auf den Grund zu gehen, so stößt man immer wieder auf einen Einwand, der nicht überhört werden darf: daß das Christentum sich nun schon seit Jahrhunderten so auffallend arm an positiver Weltgestaltungskraft erwiesen habe. Wünsch nimmt diesen Vorwurf auf und geht ihm nach, ja er verfolgt ihn zurück bis in die Anfänge des Urchristentums. Er stellt mit erfrischender Offenheit fest, daß Volk und Staat zur Zeit und im Lebensraume Jesu sich in einem völlig ungesunden, widersinnigen Verhältnis zueinander befanden. Infolgedessen stand für die Urchristenheit das Staatliche eben nur am äußersten Rande ihres Interesses. Das Ethos des Reiches Gottes, wie die Bergpredigt es verkündet, vermag einen Staat weder zu bauen noch zu erhalten. Das ist für die schroff eschatologische Haltung des Urchristentums auch gar nicht nötig; denn in Kürze bedarf es für sie eines Staates nicht mehr. An der Entwicklung des Täufertums zeigt Wünsch auf, daß die Religion allein überhaupt nicht in der Lage ist, einen Wegweiser für das politisch Richtige abzugeben; denn dieses hat seine eigene Problematik in der Wirklichkeit des Staates. Die Trennung des Staates von der Kirche war darum ein Reinigungsprozeß, der den Staat erst zu sich selber, zur Freiheit seines Wesens freimachte.

Aber kann diese Trennung den Zweck haben, Staat und Religion nun über-

haupt beziehungslos nebeneinander zu belassen oder gar sie gegeneinander zu verfeinden? Kommt im fast niemals ruhenden Kampf zwischen Staat und Kirche nicht vielmehr die Notwendigkeit zum Ausdruck, beide in das richtige Verhältnis zueinander zu setzen? Was Wünsch zu dieser Frage sagt, gehört zum Fruchtbarsten seines ergiebigen Buches und kann gerade dem politisch denkenden Laien eindrucksvoll vor Augen führen, wie aktuell die angeblich so rückständige Theologie sofort zu werden vermag, sobald sie sich wirklich an die offenen Fragen des Zeitalters heranwagt. Wünsch betont, man habe bisher am Begriff des Politischen viel zu oft übersehen, daß das Politische die Tendenz hat, sich selber aufzuheben. Wo gäbe es Kriege, die ihren Sinn nicht im Frieden gesehen hätten? Im Politischen steckt die Hoffnung auf Erlösung; es tut sein Werk in der heimlichen Absicht, sich durch sein Werk überflüssig zu machen. Hier aber muß, wie Wünsch scharf erkannt hat, der Dienst des Glaubens am Politischen einsetzen. Der Glaube lehrt die Grenze des Politischen beachten. Gewiß steht das Politische für den Glauben irgendwie verborgen im Zusammenhang mit dem Reich Gottes, aber es ist nicht selbst Reich Gottes. Gewiß ist es von Gott her bestimmt, aber es ist nicht selber Gott. Eine lebendige Kirche kann und soll dem Staate dazu mitverhelfen, daß er seine Aufgabe aus dem Ewigen und in der Ausrichtung auf das Ewige versteht.

Man hat immer wieder gefragt: Muß nicht zwischen Staat und Kirche ewiger Kampf sein? Stehen sich hier nicht Mächte gegenüber, die sich ausschließen? Wünsch gibt eine Antwort von untadeliger methodischer Sauberkeit: Staat und Kirche sind trotz aller Wesensverschiedenheit zum Miteinander bestimmt; zum echten Miteinander freilich gehört, daß jeder der beiden Partner sein Ureigenes wahrt, aber gerade in dieser Wahrung sich mit dem andern findet. Solange beide Partner demselben Ziel, nämlich der Sache Gottes, dienen, kann es zwischen ihnen eigentlich keinen Kampf geben. Die Tatsache des Kampfes zeigt vielmehr an, daß entweder beim Staat oder bei der Kirche oder aber im Verhältnis beider zueinander etwas nicht in Ordnung ist. Jeder Friede, der auf Kosten der Selbständigkeit des einen oder andern Partners geht, wäre ein falscher Friede. Die Theokratie Konstantins war eine ebenso schiefe und darum dem Untergang verfallene Lösung wie der Cäsaropapismus des alten Rußland. Auch das ist keine Lösung, daß Staat und Kirche sich überhaupt nicht umeinander kümmern — das wäre toter Friede, Kirchhoffriede. Schon Görres betonte, das einzig gesunde Verhältnis von Staat und Kirche werde am besten durch das der beiden Brennpunkte einer Ellipse bezeichnet, die beide zur Konstruktion des Ganzen notwendig sind. Auch Wünsch fordert ein Verhältnis beider Partner, das man als das der autonomen Solidarität und ungekränkten Gegenseitigkeit bezeichnen könnte. Staat und Kirche müssen auch nach seiner Überzeugung gegenseitig voneinander frei und doch vereint, in Distanz und doch in Solidarität zueinander, jedes selbständig und doch in Frieden miteinander sein, und zwar in einem aktiven Frieden des Zusammenwirkens am selben Objekt und auf dasselbe Ziel hin — „so daß sie sich gegenseitig sehr viel angehen, indem eines das andere nötig hat."

Es gehört zu den wichtigsten Leistungen der gelegentlich auch von Wünsch berücksichtigten neureformatorischen Theologie, daß sie den zentralen Gedanken des Königtums Christi endlich wieder in seiner ganzen Bedeutungsschwere ans Licht stellte. Da Christus für Luther vor allem der Sünderheiland war, trat dieser Gedanke bei ihm spürbar zurück; infolgedessen verlor im Protestantismus auch die Idee des Gottesreiches viel von ihrer dynamisch-historischen Gewalt. Das ist heute anders geworden. Im Gegensatz zu allen säkularistischen Bestrebungen, welche die

Religion zur Privatsache herabdrücken und die evangelische Botschaft zu einer belanglosen Erbauungsangelegenheit für die Einzelseele verharmlosen möchten, haben die wirklich vom Evangelium angesprochenen Menschen unserer Tage wieder begriffen: Jesu Anspruch ist ein Weltanspruch, Christus ist Völkerschicksal. So gewiß die Kirche sich unter allen Umständen peinlich davor zu hüten hat, selbst Politik treiben zu wollen, wenn sie nicht ihre ureigenste Sendung verraten soll, so gewiß ist sie trotzdem kraft jenes Weltanspruches Christi ein politicum, an dem die Welt nicht vorübergehen kann. Das Neuerwachen dieser Einsicht hängt eng zusammen mit einer anderen, die wir vor allem Kierkegaard verdanken: wir verstanden wieder, daß die Gestalt Jesu ärgerlich ist, unaufhebbar ärgerlich bleiben muß, solange der Glaube fehlt. Jeder Versuch, die Härte dieses Ärgernisses opportunistisch abmildern zu wollen, würde die evangelische Verkündigung sofort ihres eigentlichen Salz- und Sauerteig-Charakters und eben damit auch ihrer wahren, wirklichkeitbewältigenden Kraft berauben. Gerade das ärgerliche, das allen von ihm noch nicht im Innersten angesprochenen Gemütern anstößige Evangelium hat allein die Macht, uns gegen die gefährlichsten Klippen unserer nach Kierkegaards Ausdruck „tückischen" Menschenexistenz zu sichern, in der jeden Augenblick das Entsetzliche auf uns lauern kann.

Ein wirklichkeitsverbundener Theologe wie Wünsch sagt gewiß ebenso klärende wie aufweckende, vorbildlich gegenwartnahe Dinge über das Verhältnis von Evangelium und Diesseits. Man kann jedoch selbst über seinen Ausführungen nicht vergessen, daß heute auch dort Wirklichkeitstheologie getrieben wird, wo man das Motiv des Ärgernisses noch entschiedener in den Vordergrund rückt. Wünsch hat vollauf recht, wenn er immer wieder darauf dringt, die entscheidende Not der jeweiligen historischen Gegenwart religiös als Wegweiser zu nehmen. Aber ist diese jeweilige dringendste Not des Zeitalters nicht immer wieder seine geheimste, am peinlichsten verdrängte und am geflissentlichsten überschminkte? Ist es nicht immer wieder diejenige, die auch nur zu nennen ein Wagnis bedeutet? Diejenige, angesichts deren wir sonst so beredten Menschen meist so lange zu schweigen pflegen, bis nach Jesu furchtbar herbem Wort die Steine sie herausschreien? Wer das nicht einsah, wird nie voll begreifen, worin eigentlich der heute so leidenschaftlich umstrittene Absolutheitsanspruch des Christentums begründet ist. Bei Wünsch findet man den erquicklichen Satz: „Im Glauben erst kann der Mensch radikal wahrhaftig sein, weil er durch ihn erst fähig wird, sein Dasein bis zum letzten rätselhaften Grunde aufzureißen." Hier ist der Punkt getroffen, an dem der religiös aufgerüttelte Mensch unserer Zeit sich von lebendiger Theologie wieder angesprochen fühlt. Nur eine Verkündigung, welche die innerste, die einsamste und heimlichste Existenznot des Einzelnen so schlagend, so weckend beim Namen nennt, wie keine andere Stimme es vermag, wird wirklich das Ohr der Zeit besitzen. Nur sie hat das Recht, sich im ernstesten, härtesten Sinne des Wortes Wirklichkeitstheologie zu nennen. Nur dort, wo der Entscheidungscharakter der evangelischen Wahrheit in seiner ganzen Unerbittlichkeit begriffen wurde, wird die Theologie sich wieder Gehör verschaffen können.

In diesem Sinne möchte man sagen: Theologie des Wirklichen, wie das Gewissen der Zeit sie ersehnt, wird dort getrieben, wo man das unaufhebbar Ärgerliche der evangelischen Botschaft von Grund auf neu und unmittelbar erfaßte. Wo man in vollem Ausmaße begriff, was es eigentlich besagen will, daß schon Jesu erster Jünger der bitter ärgerlichen Erfahrung inne werden mußte: „Ehe der Hahn kräht, wirst du mich dreimal verleugnen."

MARTIN WACKERNAGEL

Kurt Kluges bildkünstlerisches Werk

Wenn auch durch Kluges plötzliches Abscheiden sein literarisches Lebenswerk mitten in der reichsten Entfaltung und Auswirkung jäh abgebrochen ist, werden die unvergleichlich lebenskräftigen Gestalten seiner Bücher den Namen Kurt Kluge im Bewußtsein der deutschen Leser fortklingen lassen. Und Kluges eigene, nicht minder unvergleichliche Gestalt lebt wenigstens in der Erinnerung all derer fort, die ihm einmal, und sei es auch nur in flüchtiger Begegnung, nahegetreten waren. Aber der ganze so ungewöhnlich weit ausgreifende Umriß, die Vielgestaltigkeit und Strahlungskraft dieser singulären Persönlichkeit konnte doch nur im näheren, durch längere Zeit fortgesetzten Umgang einigermaßen übersehbar und wirksam werden.

So ist denn auch ein sehr wesentlicher Teil von Kluges Lebens- und Schaffensinhalt, sein bildnerisches Künstlertum, heute wohl kaum mehr als der Tatsache nach allgemeiner bekannt. Denn seit einer Reihe von Jahren schon hatte Kluge kaum mehr Gelegenheit und Muße gefunden, dem unablässig strömenden Drang literarischer Eingebungen sich zu entziehen, um irgendeiner bildnerischen Gestaltung Raum zu geben. Vielleicht hätte ein bedeutender öffentlicher Auftrag, wie zuletzt der auf die Kriegerehrung in Güstrow (1932), ihn verlocken können, seinen Platz am Schreibtisch eine Zeitlang zu verlassen. Aber dürfen wir es, im Hinblick auf die so vorschnell zu Ende gegangene Lebenszeit Kluges, unbedingt bedauern, daß solche Aufträge ihm nicht mehr zuteil wurden? — Ja und nein. Denn die Erscheinung des Graphikers und Bildhauers Kluge ist gewiß nicht weniger eigenförmig und einprägsam als die — eigentlich erst im letzten Jahrfünft seines Lebens entschieden und sieghaft hervorgetretene — Erscheinung des Schriftstellers Kluge.

Die Aufforderung des Herausgebers, in diesen Heften das Andenken an das bildkünstlerische Lebenswerk Kurt Kluges festzuhalten, kommt meinem eigenen Wunsch entgegen, da es mir, wie wohl nur wenigen, möglich sein wird, gerade darüber in erster Linie aus eigenen persönlichen Erinnerungen zu berichten.

Diese Erinnerungen reichen zurück bis zum ersten Hervortreten Kurt Kluges in seiner Vaterstadt Leipzig im Frühjahr 1912. Kluge hatte mich — der damals als junger Privatdozent die Kunstberichte für das „Leipziger Tageblatt" schrieb — um einen Atelierbesuch gebeten unter Hinweis auf eine bevorstehende Kollektivausstellung im Kunstsalon seines späteren Graphikverlegers Beyer. Daß der Kritiker doch auch vom Künstler selbst brauchbare Aufklärungen empfangen könne, wie Kluges Brief anzudeuten wagte, das fand ich in der Tat bestätigt bei unserer Aussprache in dem kleinen Arbeitsraum, den Kluge damals noch mit seinen Studienblättern und Radierungsplatten im Hause seines Vaters bewohnte. Denn die Arbeiten, die ich da zu sehen bekam, waren wirklich nur als unmittelbare Ausstrahlung der Persönlichkeit ihres Urhebers recht verstehbar. Und diese Persönlichkeit selbst offenbarte sich zudem als ein so fesselndes und aufschlußreiches Exemplar der Menschengattung Künstler, daß wie von selbst an jenen ersten Atelierbesuch sich weitere Begegnungen anschlossen und in der Folge eine mehr

und mehr freundschaftliche Verbundenheit sich anbahnte, die erst jetzt, durch Kluges Tod, ihr äußeres Ende gefunden hat.

Schon in den ersten Jahren unseres Verkehrs hatte bei Kluge sich zu entfalten begonnen der eigentümliche Dualismus seiner künstlerischen Einstellung, der dann auch dem vielseitig verzweigten Schaffen seiner späteren Meisterjahre das besondere Gepräge gegeben hat: auf der einen Seite eine fast wissenschaftliche, technologische Leidenschaft zur praktisch experimentierenden Ergründung aller Möglichkeiten des Werkstoffs und der Werkzeuge, der ganzen Realien des künstlerischen Schaffensprozesses; und damit verknüpft, in geradezu polarer Gegensätzlichkeit, eine auf den Grundlagen weitreichender humanistisch-literarischer Kultur sich aufbauende, fein differenzierte Geistigkeit, für die das Kunstwerk zunächst und vor allem Mitteilung seelischer Inhalte bedeuten mußte.

Solchem doppelseitigen Verlangen aber, als Künstler im vollkommensten Sinn Handwerker zugleich und Poet zu sein, bot sich gerade die Radierung als das gegebene, nach beiden Seiten gleichermaßen ergiebige Betätigungsfeld dar. Radierische Tätigkeit in Einzelblättern und zyklischen Folgen standen denn auch für Kluge zunächst durchaus im Vordergrund.

Was aber in dem ausgedehnten graphischen Schaffen Kluges überhaupt und schon von allem Anfang an sich ausspricht, ist ein in Motiv und Stimmung seltsam tieftoniger, frühgereifter Ernst; also eine bei dem 25jährigen doch recht ungewöhnliche Geisteshaltung. Bei dem jungen Kluge war sie hervorgerufen und auch im thematischen Inhalt und Titel seiner Radierungszyklen näher gekennzeichnet durch gewisse eingreifende Erlebnisse jener Jahre, durch den Tod der Mutter und dann durch das Mitkämpfertum in den ersten Flandernschlachten von 1914, aus denen er schon im Spätherbst, mit halb zerschossenem rechtem Arm in die Heimat entlassen wurde. Dazu kam, in künstlerischer Hinsicht Kluge unmittelbar befruchtend und vorantreibend, der ihm zuteil gewordene nähere Umgang mit einzelnen bedeutenden Persönlichkeiten, mit Max Klinger, mit dem Dichter Dehmel, etwas später auch mit dem Gewandhausdirigenten Arthur Nikisch. Klinger — in seinem etwas verwitterten Habitus und der schrullenhaften Verbissenheit seines Wesens, für seine Heimat Leipzig jedenfalls immer noch die große, stadtbekannte Berühmtheit — Klinger war es, der durch sein Beispiel, aber auch durch ausdrückliches persönliches Zureden Kluge dazu bewog, es auch seinerseits mit der Plastik zu versuchen. Richard Dehmel aber, dessen markante Züge Kluge schon in einer Radierung hatte aufzeichnen dürfen, saß ihm im Sommer 1913 für eine Porträtbüste, die, obwohl Opus 1 von Kluges Plastikwerk, doch schon die volle Sicherheit und Reife plastischen Gestaltens und darüber hinaus eine höchst lebendige Verkörperung der besonderen geistigen Potenz dieses idealen Modells offenbart.

In stärkerem und allmählich vorherrschendem Umfang wandte sich Kluge etwa seit 1915 der neu ergriffenen bildhauerischen Tätigkeit zu. Nicht ohne eine gewisse äußere Nötigung, da er eben doch infolge seiner Kriegsverletzung in der subtilen Handhabung des graphischen Werkzeugs sich bisweilen etwas behindert und allzu rasch ermüdet fühlte. Der an sich von der Graphik her noch näher liegende Weg zur Malerei ist von Kluge gleichfalls und wohl auch schon vor dem Weltkrieg gelegentlich beschritten und danach, wenn auch nur eine Zeitlang und mehr nebenher, verfolgt worden. Besonders erinnerlich sind mir einige große Öllandschaften aus den von ihm so sehr geliebten Gefilden seiner Thüringer Stammheimat. Es sind dieselben Szenerien, die er dann neuerdings als stimmunggebenden landschaftlichen Hintergrund seiner Kortüm-Geschichten literarisch verewigt hat.

Damals entstanden auch figürliche Gemälde und Bildnisse, bei denen Kluge, von seinem besonderen Interessiertsein für Material- und Technikfragen getrieben, die Malweise der alten Meister — auf weißgrundierter Holztafel mit selbst zubereiteten Pigmenten und Bindemitteln — ausprobte. Vor allem aber mußte es ihn als Plastiker locken, dem ganzen Umkreis bildnerischer Gestaltungsarten in den verschiedenen Werkstoffen und Prozeduren nachzugehen. Nur mit Ton und Knetholz zu arbeiten und das so fertiggestellte Originalmodell alsdann — wie meist üblich, unter Vorbehalt letzter eigenhändiger Retuschen bestenfalls — durch technische Hilfskräfte in Marmor oder in Bronze übertragen zu lassen, solches Abseitsstehen des schaffenden Bildners beim Werdeprozeß der eigentlichen endgültigen Zielform seines Werkes konnte Kluge unmöglich befriedigen. Zunächst, in der kurzen Übergangszeit des propädeutischen Scheinarbeitens in das neue plastische Arbeitsgebiet, konnte es ihm pflichtmäßig geboten erscheinen, außer dem Modellieren auch die Meißelarbeit am Steinblock und die ganzen Modalitäten des Gußverfahrens in persönlicher Beobachtung und Praxis von Grund aus kennenzulernen. Dabei aber verspürte er schon allzu deutlich die seltsame Anregungskraft des unmittelbaren manuellen Kontakts mit dem Material und seinen formgestalterischen Möglichkeiten, als daß er in der Folge darauf hätte verzichten mögen.

Was ihn von all diesen Dingen auf die Dauer am stärksten fesselte und schließlich ganz in ihren Bann zog, war die geheimnisvolle Welt der metallplastischen Arbeiten und besonders die Technik des Bronzegusses. Nicht genug, daß er dessen chemikalische Voraussetzungen und geschichtliche Entwicklung mit fast gelehrtenhafter Leidenschaft zu studieren begann: er ruhte nicht, bis er sogar eine eigene Gießeinrichtung besaß. Und wenn deren Einbau, mitsamt ihrem umständlichen Zubehör, sein Atelier immer mehr zur eigentlichen „Werkstatt" im altmeisterlichen Sinn werden ließ, so konnte ihm dies nur lieb sein. Ich erinnere mich noch der freudigen Aufregung, mit der er mir dies neue Inventar und seine Handhabung vorführte, und der Stunde, die ihm erste wohlgelungene Güsse aus seinem Ofen bescherte.

Inwieweit allerdings dieser ganze große Einsatz an Mühewaltung, Zeit- und Geld- und Gedankenaufwand auch dem eigentlich künstlerischen Schaffen unmittelbar zugute kam, könnte fraglich scheinen. Immerhin werden wir dabei an ein illustres geschichtliches Gegenbeispiel uns erinnern dürfen, an Michelangelo, der als Bildhauer — im wörtlichsten Sinn — gerade bei der Meißelarbeit am Marmor die letzten, entscheidenden Eingebungen empfing und überdies, aus leidenschaftlicher Lust an dem edlen Material, oft monatelang in den Marmorbrüchen verweilte, um schon die Auswahl und erste Herrichtung der Blöcke persönlich zu überwachen.

Für Kluge waren es im übrigen die auf solchen Nebenwegen gewonnenen Einsichten und Erfahrungen, die ihn nachmals in so einzigartigem Maße befähigten für die Aufgaben seines Lehramts in Charlottenburg wie auch zur pflegerischen Wiederherstellung wertvoller alter Denkmäler und für seine gemeinsam mit einem Archäologen betriebenen Untersuchungen antiker Großbronzen.

Jedoch das alles darf nur als eine ungewöhnliche und darum in der Öffentlichkeit stark beachtete Sonderanlage Kluges gelten, die der Entfaltung seines eigentlichen schaffenden Künstlertums keinesfalls im Wege stand; vielmehr gewannen Kluges plastische Arbeiten von ebendaher die gleichfalls ungewöhnliche Besonder-

heit einer immer wieder unbedingt persönlichen, von Fall zu Fall individuell abgestimmten Formgebung.

Kluge gehört seinem Geburtsjahrgang nach (1886) in die Altersstufe der ersten Expressionisten. Und eine gewisse Berührung mit der formalen wie mit der geistigen Haltung des Expressionismus tritt uns in seinem graphischen Werk da und dort entgegen. (Am augenfälligsten in einzelnen Steinzeichnungen des Zyklus „Der große Krieg", 1915.) Als Plastiker aber ist er dieser Zeitströmung zunächst durchaus ferngeblieben. Ihre subjektiven Abstraktionen mußten ihm während der ersten Etappe bildhauerischer Betätigung doch noch allzu gewagt erscheinen. So führte ihn sein Weg von anfänglich etwas unentschiedener Stellungnahme zwischen impressionistisch malerischer Bewegtheit und fast antikisierend strenger Idealistik allmählich zu einem allerdings vornehmlich ausdrucksbetonten Reifestil von ruhevoll gesammelter, stets naturnaher Schlichtheit und Kraft.

Davon zeugen vor allem die Monumentalwerke der Zeit um 1930, die Kriegerehrungen in Berlin (Alexander-Regiment) und Güstrow sowie der ihnen vorausgegangene „Schildkrötenbrunnen" in Marburg, während die früheren Entwicklungsstadien am deutlichsten in einigen Bildnisbüsten zu überschauen sind. Davon besonders aufschlußreich in der Vergleichung der anmutvolle, zart modellierte Marmorkopf der eigenen Gattin und die nicht lange danach ausgeführte Eisengußmaske der Dichterin Ilse von Stach, wo die feinbeseelte Geistigkeit des Modells eine ihr so wohl entsprechende straff geformte, aber auch den besonderen Gegebenheiten des kriegsmäßigen Ersatzmaterials vorzüglich angepaßte Ausprägung gefunden hat.

Doch am unmittelbarsten konnte Kluges eigenes Naturell sich aussprechen in einer Reihe kleinformatiger Bronzearbeiten, in denen er, ohne Bindung an einen Auftrag von anderer Seite, irgendeinem persönlichen Antrieb folgte. Noch dazu in der ihm besonders willkommenen Voraussicht, solche bildnerischen Konzeptionen bis zur abschließenden Ausführung in der Hand zu behalten, d. h. sie in der eigenen Gießerei, unter beständigem, persönlich zugreifendem Disponieren, von der Legierung der Gußmaterie bis zur letzten Phase des Rohgusses und seiner Ziselierung, Gestalt gewinnen zu lassen.

In der vielgestaltigen Kleinwelt dieser Bildwerke stehen, nicht zufällig, religiöse Themata im Vordergrund. Wer Kluge näher kannte, weiß, daß ihn dabei keinesfalls die in der Zeitstufe des Expressionismus allgemein vorhandene Vorliebe für derartige Motive geleitet hat; weiß auch, daß ihm nichts willkommener gewesen wäre, als Werke aus diesem Darstellungsgebiet für die ihrem Gegenstand allein wesensgemäße Aufstellung und Funktion im kirchlich-kultischen Rahmen schaffen zu können.

Daneben aber konkretisiert sich in manchen Kleinbronzen Kluges ganz einfach irgendeine menschlich einprägsame Gestalt oder Situation der Alltagswirklichkeit. Und hier ist es, wo die ungewöhnliche Personalunion des literarischen Menschendarstellers und des Bildhauers Kluge sich einmal ganz augenfällig auswirkt. Denn die schlagende Plastizität gewisser Figuren der Klugeschen Bücher hängt doch eben gerade damit zusammen, daß bei der Niederschrift dieser Bücher das Beobachterauge und die formgestaltende Hand des Plastikers mit am Werke gewesen sind.

Aus der Familienchronik

... Meine Nachfahren werden aus diesen Blättern erkennen, daß sie abstammen von Bauern und Handwerkern. Aus diesen Urständen des Volkes stieg die Familie dann in den Beruf des Lehrers, nicht des wissenschaftlichen Lehrers, sondern des wirklichen Lehrers des Volkes, des Mannes also, der dem Volke von Landleuten und Handwerkern den Geist zugänglich macht.

Ich bin der erste in unserer Familie, der seine Lebensarbeit an die Gestaltung geistiger Erlebnisse gesetzt hat — jedoch nie und in keiner Stunde im rein geistigen Raume lebend, sondern, wie meine Vorfahren, fest und ganz bewußt fußend auf dem fruchtbaren und segenbringenden Boden des Handwerks. Ich habe nicht nur unbeschadet, sondern wesentlich zum Gelingen meiner geistigen Aufgabe festgehalten an der Linie meiner Vorfahren. Es soll nie vergessen werden, daß in allem Schwanken, Untergehen und Aufsteigen nur dieses Eine wirklich festruht unter Gottes Sonne: Die Scholle unserer Erde. Sie birgt Tod und Leben. Aber der Hände Werk ringt ihr den Segen ab. Vergeßt die Erde und das Handwerk nicht: Der Geist schwebt nicht im Leeren — der lebendige Geist — sondern er wurzelt unlösbar in ihr und in ihm. ...

Berlin, 25. Oktober 1931. Kurt Kluge.

PAUL FECHTER

150 Jahre Grillparzer

Unter den Versen Franz Grillparzers findet sich ein merkwürdiges Gedicht aus dem Jahre 1828. Es ist an Paganini gerichtet und lautet:

Du wärst ein Mörder nicht? Selbstmörder du!
Was öffnest du des Busens stilles Haus
Und stößt sie aus, die unverhüllte Seele,
Und wirfst sie hin, den Gaffern eine Lust?
Stößt mit dem Dolch nach ihr und trifft;
Und klagst und weinst,
Und zählst mit Tränen ihre blut'gen Tropfen?
Dann aber höhnst du sie und dich,
Brichst spottend aus in gellendes Gelächter!
Du wärst kein Mörder? Frevler du am Ich,
Des eignen Leibs, der eignen Seele Mörder!
Und auch der meine — doch ich weich' dir aus!

Dieser Ausbruch ist vielleicht das aufschlußreichste Selbstbekenntnis des Dichters, ein Schrei gegen die Kunst, wie er ihn nicht oft so ungedämpft ausgestoßen hat. Der ganze Grillparzer ist darin, der erste moderne Dichter neben Kleist, der nur aus dem Unmittelbaren zu gestalten vermag und zugleich die Entblößung haßt und fürchtet, ausweicht, wo er ihr nur ausweichen kann, und doch unter dem Schicksal des Frevels am Ich steht, der Glück und Elend jedes künstlerischen Menschen ist. Der Wissende spricht, der die Regungen und Wege der Seele nur zu genau kennt und damit selber den Gestaltenden in sich blendet: der Mann, der als einer der letzten das tragische Weltgefühl der großen Dichtung mitbrachte — und doch nichts wollte, als der Tragödie entgehen, den dunkeln Träumen sein Hinab zurief und nur des Innern stillen Frieden suchte, der ihm Zeit seines Lebens versagt blieb.

Es muß eine seltsame Umwelt gewesen sein, in der der Hofrat Grillparzer sein Dasein verbrachte. Der Zeitgenosse Goethes lebte im phantastischen Reich der Dichtung, von ihrer Wirklichkeit bei der Begegnung mit dem Dichter des Faust zu erschütterten Tränen hingerissen; diese Welt aber wandelte sich unter seinem Blick, verlor die gesicherte Festigkeit von Form und Sitte und begann sich wie bei Kleist zu lösen in die dämonische Wirklichkeit des Lebens, der nichts von den großen Vorstellungen der gereinigten Bezirke der Klassik standhielt. Grillparzer wuchs auf in der Zeit des Wilhelm Meister und der Braut von Messina: in ihm war der Glaube an die große Welt der Dichtung, aber seine Seele griff vom Österreichischen her über die Grenzen der Weimarer Antike hinaus in die natürliche Internationalität seiner Heimat, die vom Spanischen bis zum Ungarischen, vom Mittelmeer bis zum Hradschin reichte — und kam so zu ihren eigenen inneren Wirklichkeiten. In die Umwelt des Hofrats Grillparzer ragten noch die Säulen der Iphigenienwelt; aber die Menschen seiner Tragödien sind nicht mehr unter ihnen zu Hause, so wenig wie Kleists Penthesilea. Schon Medea wird aus der hellen Griechenwelt verbannt — und die junge Priesterin der Aphrodite verbrennt an der ersten Glut des wirklichen Lebens, das mit der blassen Wärme des gedämpften Glaubens, dem sie dient, nichts gemein hat. Die Welt des Geistes versinkt, das Jahrhundert der Wirklichkeit, der historischen wie der des Menschen, steigt herauf: aus den Trägern des Tragischen wachsen die sehr untragischen Gefühle des Lebens, das Sensuelle schiebt sich vor das Abstrakte — und das alles in der Seele eines Mannes, dem schon vor diesem Beginn des Realen graut, der sich am liebsten aus dem Chaos heraushielte, weil er weiß, daß die Entscheidung Glück oder Leben vor dem Aufsteigen dieser Welten hinfällig wird. In dem Augenblick, in dem das Leben aus dem Unmittelbaren einsetzt, beginnt die Unrast, das Ruhelose; Glück aber ist allein Ruhe und Frieden — Sein im Gegensatz zum Werden. Der Mensch Grillparzer wehrt sich gegen den Dichter Grillparzer, der ihm nicht nur die Seele, sondern ihren Frieden mordet; die Verse gegen Paganini sind ebenso gegen den Frevler am eigenen Ich gerichtet.

Selten hat sich ein Zeitwandel an einem Menschen so tragisch offenbart wie an Grillparzer. Er hat trotz Kleist die ersten modernen, d. h. wirklichen Menschengestalten jenseits der Abstraktionen der Klassik auf die Szene gestellt: man hat zuweilen das Gefühl, daß er selbst etwas wie Angst vor diesen Gebilden seiner Seele empfunden hat. Die Wandlung des Königs Alfons in der Jüdin von Toledo, wenn er am Ende noch einmal die tote Geliebte sah, und plötzlich ist ihm alles an ihr fremd und fern und etwas, dessen Beziehung zu ihm er von

sich abstreifen, abwischen muß — all das, was Grillparzer dort in der großartigen Bühnenweisung umschrieben hat, ist erste innere Wirklichkeit auf der Szene, wie sie bis dahin kaum ein zweiter so gestaltet hat. Noch persönlicher, dem inneren Wesen seines Dichters verwandter, ist der alte Bankban und sein Gegenspieler Herzog Otto, vielleicht die modernsten Gestalten, die Grillparzer schuf. Bankban mit seinem Willen gegen die Macht, seiner Verneinung des Unmittelbaren und seinem christlichen Heroismus des Lebens gegen sich, aus dem Nicht-Sein heraus, ist neben dem Kaiser Rudolf des Bruderzwists die Gestalt Grillparzers, der er am meisten von dem eigenen Gefühl zur Welt, von seiner persönlichen Abneigung gegen alles Tun mitgegeben hat. Wenn nach Schinkels klugem Wort an einem Werk das Kunst ist, was neu an ihm ist, so ist Bankban ein Gipfel in Grillparzers Schaffen — und ebenso der junge Herzog, die hemmungsloseste Gestalt der deutschen Bühne, die hier unmittelbar neben ihrer christlichsten steht. Es ist ein weiter Weg von Franz Moor bis zu Herzog Otto: es ist der Weg vom Leben aus dem bühnenmäßig Wirklichen zum jeweils Neuen, seelisch Wirklichen, d. h. zum Modernen.

Der Mann aber, der dieses schuf, lebte zugleich unter den Vorstellungen der klassischen Tragödie, suchte Zugang zum tragischen Menschen, obwohl seine persönliche Sehnsucht und seine Einsicht das Untragische war. Grillparzer war der erste, der erkannt hatte, daß die Tragödie, die noch der Traum des künstlerischen Menschen auch in ihm war, in der heraufsteigenden Zeit des Lebens aus der Wirklichkeit und den von ihr gesetzten Beziehungen keine Gültigkeit mehr hatte. Er versuchte sie in der Historie anzusiedeln, die von alters her ihre verdächtige Heimat war, und sah wohl, daß er diese Historie als Umwelt der Tragödie selber unwirksam machte, indem er durch ihre vergangene Wirklichkeit plötzlich den heißen Atem der unmittelbaren Gegenwart brechen ließ, dem keine Tragik etwas anhaben kann. Grillparzer formte Tragödien und ließ sie durch das Unmittelbare seiner Gestalten selbst wieder aufheben. Hebbels Herzog Albrecht in der Agnes Bernauer rast noch Wut und Rache, wenn man ihm die Geliebte erschlägt, und vergißt sie erst über der Süßigkeit der Macht, die der Vater ihm zum Ausgleich übergibt: Grillparzers König Alfons, dem man die kleine Rahel mordet, bringt die Kraft dazu aus sich selber nicht mehr auf. Er muß erst zu der Erschlagenen hineingehen, um an ihrem Anblick zu lernen, Unmensch zu sein gegenüber gleichen — und macht dann die entgegengesetzte Erfahrung. Er verliert sein Gefühl und damit sein Recht: er streift sein bisheriges Leben aus dem Augenblick ab und beugt sich dem, was ist, dem angeblich Dauernden. Das Leben ist für Grillparzer nicht mehr Kampf, wie für die Zeit der Tragödien, sondern etwas ganz anderes. Er hat gesehen, daß das, was die Menschen Wesen nennen, gar nicht Wesen ist, sondern Gewohnheit, Erziehung, irgend etwas jenseits der Natur; die Wahrheit des Lebens ist ganz etwas anderes. Wie sagt König Alfons zu dem alten Isaak?

„Wir sind nur Schatten,
Ich, du und jene andern aus der Menge;
Denn bist du gut: du hast es so gelernt,
Und ich bin ehrenhaft: ich sah nichts anders.
Die Welt ist nur ein ew'ger Widerhall
Und Korn aus Korn ist ihre ganze Ernte.
Sie aber war die Wahrheit, ob verzerrt
All', was sie tat, ging aus aus ihrem Selbst,
Urplötzlich, unverhofft und ohne Beispiel.
Seit ich sie sah, empfand ich, daß ich lebte."

Ist aber das Urplötzliche, Unverhoffte die menschliche Wirklichkeit, nicht das durch Gewohnheit oder Erziehung Seiende, Dauernde, so fallen alle Voraussetzungen der Tragik: eine neue Welt steigt herauf, über der ferne schon der Schatten Frank Wedekinds auftaucht, der noch viel mehr von dieser unfaßbar unwirklichen Wirklichkeit des Lebens wußte, dafür aber auch nicht mehr versuchte, Tragödien zu schreiben.

Abschied von der Tragödie steht über dem Schaffen Grillparzers – Abschied in den letzten großen Tragödien der ausklingenden Zeit des Geistigen. Unmittelbar neben ihm steht Hebbel, der auch ganz genau um das Ende der tragischen Zeit wußte und dieses Wissen in Tragödien gestaltete. „Was liegt denn auch in Schleiern, Kronen oder rost'gen Schwertern, das ewig wäre?" – Das ist ebenso Abgesang wie die Worte des Königs in Toledo; nur daß der eine vom erlebten Gefühl, der andere von der erlebten Einsicht herkommt. Über Grillparzer hing die Wolke Schopenhauer: in Hebbel zerfiel die Welt Hegels. Hebbel gab sein Erbe weiter an Henrik Ibsen, der seine Analyse hinübertrug in die bürgerliche Welt; Grillparzer blieb mehr als zwei Menschenalter ohne Erben. Was er zu geben und zu tragen hatte, wurde erst sichtbar, als die klassische Welt unterging in der Bildungsdichtung und neues Leben aus dem Leben selber, nicht mehr aus Kunstvorstellungen wachsen mußte. Es ist mehr als Konstruktion, wenn man eine Linie zieht von Grillparzer zu der späten Welt Hauptmanns und Wedekinds: er ist der Vorläufer, der es auf sich nahm, als erster die Konsequenzen zu tragen, die die Anerkennung des Lebens als des neuen Elements der Dichtung für die mitbrachte, denen der Abschied von der Klassik noch Scheiden von einem Stück persönlichsten gelebten Lebens war.

Man könnte fragen, wie weit diese schicksalsmäßige Wendung im Bereich des Überpersönlichen bedingt war vom persönlichen Schicksal und der inneren Struktur Grillparzers. Auch da ist wahrscheinlich ein Unrecht gut zu machen: der Vorwurf des Quietismus, den man dem Dichter des Märchenspiels „Der Traum ein Leben" oft gemacht hat, wird sich bei tieferer Einsicht kaum halten lassen. Gewiß: er fürchtete sich vor dem Unmittelbaren – aber doch nur, weil er es aus eigenster Erfahrung nur zu genau kannte. Und wer so wie er um Höhen und Tiefen des Lebens weiß, wer so viel mitbringt, muß trotz allem mehr gelebt haben als die meisten derer, die den Hofrat Grillparzer wegen seiner passiven Haltung zur Welt gescholten haben. Gewiß, er hielt zuletzt wie Bankban, wie Kaiser Rudolf nicht allzuviel von der Macht und der Tat und den Leidenschaften: er tat das, weil er sie kannte, und noch mehr, weil er die Folgen ahnte, die sich ergeben mußten, wenn einmal mit den Formen und Bindungen der Kunst und des Lebens seiner Jugend eine formlose Welt emporstieg und keinen Gegner mehr fand. Die Verse an Paganini bekommen von solcher Betrachtung aus eine tiefe prophetische Bedeutung: der Frevel der Romantik war in ihnen von einem erkannt, der nur zu genau um die Konsequenzen wußte, die diese Kunst einmal auch für das Leben mit sich bringen mußte.

Franz Grillparzer (1791–1872)

Zur 150. Wiederkehr seines Geburtstages

Das Traurigste in den Ereignissen der letzten Zeit besteht nicht in dem Unglück, das sie über die Gegenwart gebracht haben, sondern darin, daß der Glaube an die Perfektibilität der Menschheit, an die sogenannte Erziehung des Menschengeschlechtes darin höchst wankend geworden ist. In dem Augenblicke, als man die Welt auf einer weiß Gott wie hohen Stufe der Bildung glaubte, kommt der Tag der Prüfung, und sie steht schlechter und alberner da als jemals. Ja, sie zeigt geradezu die Erscheinungen einer abwärts gehenden oder sich auflösenden Kultur. Das ist kein hypochondrischer Pessimismus, denn es kann allerdings ein Mann oder ein Ereignis alles wieder ins Gleichgewicht bringen. Aber das Unberechenbare außer Rechnung gebracht, dürfte es unserer Bildungsepoche nicht anders ergehen, als es der griechischen und römischen vor uns ergangen ist. Das natürliche Denken durch ein künstliches Gedankenspiel verdrängt; die Vorurteile entfernt, aber durch keine Urteile ersetzt; die Empfindung nur noch in der Selbstsucht lebendig; Autorität und Vertrauen erloschen und die Rechtschaffenheit einer erlogenen oder geträumten Großartigkeit untergeordnet: wo wäre da noch ein fester Punkt, an den man den Hebel für ein Emporziehen des Versunkenen ansetzen könnte?

*

Da die Deutschen noch bescheiden nach alter Weise,
Sagt' ich gern ein Wort zu ihrem Preise,
Nun aber, da sie sich selber loben,
Fühl' ich mich fürder der Müh' enthoben.

*

Wie groß sind die Fortschritte der Menschheit, wenn wir auf den Punkt sehen, von dem sie ausging; und wie klein, betrachten wir den Punkt, wo sie hin will.

*

In gewissen Ländern scheint man der Meinung: drei Esel machten zusammen einen gescheiten Menschen aus. Das ist aber grundfalsch. Mehrere Esel in concreto geben den Esel in abstracto, und das ist ein furchtbares Tier.

*

Strauß

Was machst du, Freund, so viel Spektakel,
Kehrst uns den Glauben um nach neuer Regel?
Ich mind'stens glaube lieber zehn Mirakel,
Als einen Hegel.

*

Wie sehr dich die Lage des Vaterlands drängt,
Bewahr deine Kunst dir als reine,
Wer sich in die patriotischen Kleien mengt,
Den fressen die politischen Schweine.

*

Mir schien es immer höchst lächerlich, wenn man ein Volk in seinen Bewegungen anklagte und tadelte. Der Mensch ist ein selbständiges, freiwollendes und demgemäß handelndes Wesen höchstens dann, wenn er allein ist.

Der Geist der Menge ist blind und aufs Notwendige gerichtet, wie die Kräfte der Natur. Die mutige Begeisterung des Unkriegerischen in der Schlacht und der panische Schreck, der auch die Tapfern ergreift, sind nur einzelne, aber sichere Belege hierzu. Daher ist, was ein Volk tut, immer gut, wie diese Welt gewiß die beste ist, und wer über das, was geschieht, sich ärgert, kommt mir ebenso töricht vor als einer, dem nicht recht wäre, daß das Feuer warm und Eis kalt macht.

*

Wenn man in neuester Zeit gar so viel Wesens von der Bewahrung der Nationalitäten macht, so sollte man bedenken, daß, was die Nationen voneinander unterscheidet, mehr ihre Fehler als ihre Vorzüge sind — und, wenn Vorzüge, gerade ihr Hervortreten eine Übertreibung oder nicht gesunde Mischung beurkundet.

*

„Ich will!" ist ein gewichtig Wort,
Spricht mit sich selbst der Mann;
Doch steht genüber er der Welt,
So gilt doch nur: „Ich kann."

Rundschau

In majorem Dei gloriam. Wenn wir uns nicht sehr täuschen, so gehen wir Zeiten entgegen oder befinden uns schon mitten in ihnen, wo es für manchen Menschen und besonders für manchen Geistesschaffenden wieder einen Gewinn bedeuten wird, wenn er irgendwann einmal im richtigen Augenblick auf quälende innere Zwiespalte um den Wert seiner Existenz und den Lohn seiner Mühen sich selbst die alte verschollene Antwort aus dem Begriffsschatz der mittelalterlichen Theologie „in majorem Dei gloriam" erteilt. Diese Formel, die immer etwas von ihrem lapidaren Gehalt in einer Übersetzung verliert und deshalb auch in keiner neueren Sprache einen gleichwertigen knappen Ausdruck gefunden hat, geisterte bisher recht planlos in unserem christlichen und humanistischen Erinnerungsgut herum. Ja, sie hatte in protestantischen Ländern ihren ursprünglichen Sinn beinahe eingebüßt und wurde allenfalls ironisch zitiert, wenn man erinnern

wollte, daß zur höheren Ehre des Christengottes u. a. auch die Ketzer und Hexen verbrannt worden waren. Eine solche Überdehnung ihres spekulativen Gehaltes brauchen wir nun für die Zukunft wohl nicht wieder zu befürchten. Wir meinen vielmehr, daß das Wort in ganz wörtlichem und natürlichem Sinne wieder von Bedeutung werden kann und daß man den süßen Kern seines himmlischen Trostes aus neuen Bedürfnissen von neuem entdeckt. Was will denn dieser Ausdruck eigentlich besagen? Will er für den fragenden Menschengeist nur gleichsam eine polierte und genormte Marmorplatte abgeben, die sich gut über die Gräber so mancher unaufgelöster Probleme passen läßt; so wie eine autonome Philosophie häufig überhaupt den Gottesgedanken als ein Ende und eine geglättete Kapitulation alles menschlichen Denkens ausgelegt hat? Lassen wir diese Frage zunächst noch offen, so steht doch fest, daß in unserer Formel an die schwierige Beziehung von Glauben und Ruhm, von transzendentem und immanentem Unsterblichkeitssehnen des Menschen gerührt wird. Es besteht, was man auch immer neuerdings über eine „belohnungssüchtige Tugend" spotten mochte, ein natürliches Anerkennungsverlangen im Menschengeiste, wenn er sich in höheren Graden mühen und anspannen soll. Dieses Anerkennungsverlangen verquickt sich nun auf eine überaus tiefe Weise, ohne kurzerhand desavouiert oder mit oberflächlichen psychologischen Erwägungen niedergeschlagen zu werden, gerade in dieser Formel mit dem darin vorausgesetzten Glauben an Gott, an seinen unendlichen Sinn und seinen unendlichen Vorrang. Man muß einige Schritte in der Geistesgeschichte rückwärts tun, um die volle Bedeutung solcher Beziehungen zu ermessen. Hatte man sich im letzten Jahrhundert, das u. a. durch die Bewegungen des Liberalismus und Individualismus ausgezeichnet war, nicht über die Gerechtigkeit der Welt einer optimistischen, allzu optimistischen Täuschung hingegeben! Man hatte gemeint, daß der Mensch lediglich aus immanenten, menschlichen Erwägungen heraus seine moralische und geistige Höhe halten könne, indem jeder moralische Einsatz, jede geistige Mühe, jede überlegene Anspannung ihrem Träger zwangsläufig auch den entsprechenden Lohn und Rang innerhalb der menschlichen und geschichtlichen Tageswelt verschaffen würden. Ergab sich hier wirklich einmal eine schwierigere Diskrepanz, nun, so führte man den Begriff der „Nachwelt" ein, der damals erst mit der vollen Leidenschaft des Geistes heraufbeschworen und mit seelischen Inhalten erfüllt wurde. Damit hängt es zusammen, wenn eben seit jenem Jahrhundert der menschliche Geist sich in seinen Schaffensprozessen vom Gottesgedanken und seiner ständigen inneren Gegenwart frei gemacht hat. Um seines eigenen süßen Ruhmes willen begann der seitdem auch sozial emporgestiegene Künstler, Denker oder Forscher zu schaffen und sich zugleich als prometheïsche Persönlichkeit zu fühlen, die unter Umständen sogar die Ehre der Zeit verachten konnte, weil sie von dem sicheren Bewußtsein um so höherer Geltung bei der Nachwelt getragen wurde. Dieses Bewußtsein hing aber, ohne es zu ahnen, an dem Glauben, daß die „öffentliche Sphäre" immer eine „objektive" sein werde und sich von den lenkenden Akten einzelner oder gruppenhafter Kräfte früher oder später wieder befreien könne. Man glaubte nicht, daß auch Ruhm und Geltung sozusagen als große Naturkräfte einmal in die Hand des Menschen genommen werden könnten. Im Bereich solcher Kausalitäten hat sich nun heute für manchen Blick vieles verwirrt, mehr vielleicht verwirrt, als tatsächlich durch gelegentliche falsche Verteilungen von Ehren und Preisen in Wirklichkeit auf längere Sicht verwirrt bleiben dürfte. Wie diese Entwicklungen sich aber auch gestalten mögen, die große Schlußfolgerung aus dem übersteigerten Individualismus eines ganzen Jahrhunderts, der fast alle seine künstlerischen und philosophischen Potenzen

mit dem Makel der Eitelkeit signiert hat, kann immer nur reinigend und heilend sein. Die einzig konsequente Folgerung nämlich, daß all unser Mühen und Anspannen, unsere moralische und ästhetische Haltung in Werk und Leben in keiner irdischen Rechnung auf Ruhm, Ehre und sichtbarliche Wirkung jemals aufgehen, sondern vor dem durchbohrenden Gefühle des Nichts früher oder später doch zusammenbrechen müßten, wenn ihnen nicht durch den Gottesgedanken im allgemeinen, durch den an den „Ruhm" Gottes in dieser besonderen Problematik ein Ausgleich gegeben würde. Was hätte die Bildhauer, die die oberen Plastiken einer indischen Pagode meißelten, bewogen, diese Arbeit nicht minder sorgsam als die in den anschaubaren unteren Teilen der Tempel auszuführen, wenn nicht der tröstende Gedanke „in majorem Dei gloriam"? Was vermag die Mühe eines heutigen „Journalisten der Architektur" zu adeln, wenn er einen Ausstellungsraum mit letzter geschmacklicher und kompositorischer Anstrengung einrichtet, obwohl er doch weiß, daß all dieser Aufwand nur ein paar Tagen dient, wenn nicht „in majorem Dei gloriam"? Der frisch schaffende Künstler stellt sich vielleicht solche Sinnfrage nur selten; es kann aber doch sein, daß die Wirklichkeit mit ihren Widersprüchen sie ihm einmal nahe, allzu nahe an den Leib bringt, und dann ist es gut, wenn man ihrer Schärfe nicht gänzlich unvorbereitet gegenübersteht, wenn man weiß, daß die Menschheit in ihrer Geschichte darüber Gültiges gedacht und an verschwiegenem Ort in den Archiven ihrer Begriffsentwicklung niedergelegt hat. Ein kleines erinnerndes Wissen nur, aber von großer und unter Umständen lebensrettender Kraft.

Otto Gmelin, der Dichter des „Mädchens von Zacatlan" und des Alarich-Romans vom Neuen Reich, ist im Alter von vierundfünfzig Jahren gestorben. Ein sehr kultivierter, gepflegter Schriftsteller mit Haltung und Diskretion der Mittel ist mit ihm dahingegangen, ein Mann abseits allen lauten Gebarens, bester Träger deutscher Kultur aus den Bereichen der großen alten Bildungswelt des Humanismus. Aus alter Familie des deutschen Südwestens war er über den Lehrberuf zum Schreiben gekommen, ohne je Lehrhaftes in seine Bilder aus der deutschen Vergangenheit zu verschleppen. Otto Gmelin hatte das Glück gehabt, vor dem Kriege ein paar Jahre in Übersee, in Mexiko, verbringen zu können: so hatte er die Freiheit des Blicks von draußen bekommen und das Gelöstsein vom allzu bodenständig Eingeengten. Er hatte den selbstverständlichen alten Kulturglauben, den alle die haben, die in die Feuerbachwelt gehörend nicht so sehr aus dem Unmittelbaren als dem gereinigt und gesteigert Mittelbaren leben: Gefühl und Wissen durchdrangen einander bei ihm, gingen in eine Einheit und gaben dem, was er schrieb, eine gemilderte Kraft, die ebenfalls ein wenig an das nobel gedämpfte Grau der heroischen Bilder des Malers Feuerbach erinnerten. — Der erste von Gmelins Romanen, der ihn weithin bekannt machte, war „Das Angesicht des Kaisers", ein Porträt des zweiten Friedrichs von Hohenstaufen, das in seiner wissenden Vertiefung bereits weit über den üblichen historischen Roman hinausging. Man spürte das Streben nach dem geistigen Wesensbild, das die Georgezeit zu fixieren suchte, ohne daß die Gestaltung des Dichterischen darunter gelitten hatte. Ein Seitenstück zu diesem Buch wurde der Alarich-Roman, ein ausgesprochenes Zeitbild aus der Gotenzeit Ostroms und dem Einbruch Alarichs in Italien. Um die Gestalt des Gotenkönigs baute Gmelin nicht nur die seiner Gegner auf, sondern zugleich den Hintergrund der ganzen Zeit: man sah im Lesen die ganze Welt des Balkans in belebter Bewegtheit, ein Stück Ver-

gangenheit wurde Gegenwart und zugleich Träger der handelnden Menschen. Aus einer ganz anderen Welt kam das Mädchen von Zacatlan, die zarte mexikanische Geschichte, aus der man am meisten vom Wesen des Dichters Gmelin erfuhr. Hier klang etwas aus seinem Leben mit, ein Stück der eigenen Vergangenheit — und in diesem Klang vernahm man die Stimme des Menschen, der sonst immer mit gelassener Noblesse schweigend hinter seinem Werk zurücktrat.

Polyhymnia läßt sich gehen. In seinen klugen, ernsten und kenntnisreichen musiktheoretischen Schriften, die ihn mano destra auch unter die bedeutendsten Musikschriftsteller reihen, hat sich Hans Pfitzner einmal ausführlich dem Problem der Jazzmusik gewidmet; besorgt, erschrocken, ein wenig auch resigniert, wie man es von einem großen traditionsbewußten Musiker kaum anders erwarten konnte. Pfitzner hat hier ein echtes Problem gesehen. Er hat gefühlt, daß von dieser Seite her gerade wegen der unleugbaren „Qualitäten" und Tiefenwirkungen des Jazz der abendländischen Musikentwicklung eine ernsthafte Gefahr drohe, die durch einfache Verbote kaum aus der Welt geschafft werden kann. Wir experimentieren nun zur Zeit eine Entziehungskur vom Jazz mit noch unentschiedenem Erfolg durch, indem wir ihn einerseits zu europäisieren und seines betörend exotischen Aromas zu entledigen versuchen. Andererseits versuchen wir ihn aber auch zu ersetzen und hierbei das übersteigerte rhythmische und melodische Reizbedürfnis des modernen Menschen wieder auf ein gemäßigteres und gesunderes Maß zurückzuschrauben. Es gibt ja ein inhaltsreiches Jahrhundert deutscher Unterhaltungsmusik, das von Josef Lanner bis zu Franz Lehár reicht und einschließlich des zuletzt genannten Meisters der Wiener Operette zwar schon einmal auch innerhalb seiner Sphäre für tot gehalten wurde, das nun aber in unseren Tagen hauptsächlich durch Gnaden der Radiowellen ein unerhörtes Auferstehen feiern konnte. Ein großer Musiker, Johannes Brahms, ist es gewesen, der der musikalischen „Unsterblichkeit" einen Zeitraum von dreißig Jahren eingeräumt hatte. Heute aber sehen und erleben wir, daß niemals geradezu für „unsterblich" gehaltene Jünger Polyhymnias mit lockeren Einfällen noch nach hundert, nach fünfzig, vierzig, dreißig Jahren die halbe europäische Menschheit zu entzücken und zu unterhalten vermögen. Ob wir nun an Namen wie Franz von Suppé oder Karl Millöcker, Karl Zeller oder die drei Strauße, Walter Kollo oder die noch lebenden Großkönige dieser Sphäre, Eduard Künnecke, Paul Lincke, den schon genannten Lehár u. a. denken mögen. Künstler anderer Gebiete könnten gelegentlich neidisch werden; nicht nur auf die Wirkungsbreite, die man mit „Musik" erreichen kann, den Namen, den man sich hier zu erwerben vermag, sondern nicht zuletzt auch auf das Honorar, das sich hier offenbar verdienen lassen muß an einem einzigen viel gespielten Stück, heiße es nun „Südlich der Alpen" (eine übrigens bestimmt geistreiche und „musikalische" Suite des in dieser Sparte beachtlichen jüngeren Komponisten Ernst Fischer), oder nenne es sich Glühwürmchenidyll, Mühle im Schwarzwald, Frühling in Toskana, Viktoria regia und wie die blumigen Namen solcher Tonstücke sonst lauten mögen. Nicht daß es überhaupt „Unterhaltungsmusik" neben der ernsthaften eigentlichen musikalischen Kunst gibt, ist hierbei das Problem, sondern daß diese geradezu das Zeitalter zu bestimmen scheint durch ihr großes quantitatives Übergewicht wie aber auch durch eigentümliche qualitative Einbrüche in die Bereiche der ernsten Kunst. Es ist heute nicht mehr damit getan, daß man diesen Sektor musischer Produktivität, so wie es noch die klassische Ästhetik tun konnte, einfach aus der ästhetischen Betrachtung unter der nichtssagenden Kategorie „Kitsch" als unkünstlerisch oder

vorkünstlerisch auszuschließen vermag. Franz Lehár hat immerhin die Goethemedaille erhalten, und es ist sicher, daß „ernstere" Musiker als er ihn deswegen doch nicht „überwunden" hätten oder als schöpferische Vorstufe in sich „enthalten" würden, sich aber nur schämen, solche leichte Musik überhaupt aus sich herauszulassen. Die Schichten des Geistes bilden vielmehr, wie es scheint, vollkommen in sich abgeschlossene Welten, und Talent und Inspiration sind Werte, die sich in ihren verschiedenen Vollkommenheitsgraden in allen diesen Schichten zu verwirklichen vermögen, die aber allein zuletzt (und nicht der „Geist") über die lebendigen Wirkungen und Resonanzen eines schaffenden Menschen entscheiden. Nur scheint eben die damit gegebene Gefahr bei der Musik größer zu sein, die Wirkung breiter zu verlaufen als bei parallelen Manifestationen anderer Geistesgebiete, wie z. B. bei der Populärphilosophie, beim Unterhaltungsroman, bei der Dekorationsmalerei usw. Der moderne Mensch hat offenbar eine betont musiksüchtige Seele; er ist auf Grund einer gewißlich „schlechten Gewöhnung", die die großen, weltverändernden Erfindungen der Radiotechnik und des Grammophons weidlich ausgenutzt, hervorgerufen und dann wieder gesteigert haben, auf eine tägliche Dosis „Musik" in vielen Fällen so eingestellt, daß eben dorthin wie zu einer offenen Wunde alle seine Sensibilität rascher und wacher hingeleitet werden kann als in andere Reizzonen des Geistes. Das war beim Jazz in einer geradezu strukturgefährdenden Weise der Fall. Die Leidenschaft hat sich aber beim „Verbrauch" und Genuß unserer autochthonen „leichten" Musik nur in der Intensität gemildert. Wir sind gewissermaßen aus musikalischen Schnapssäufern zu Biertrinkern geworden, über deren Krankheitsentwicklung man sich indessen minder ernste Gedanken machen kann, als Hans Pfitzner sie seinerzeit in einer fiebrigeren Sphäre desselben allgemeinen Leidens ausgesprochen hat. Ausgesprochen hat mit dem nur schlecht verhüllten melancholischen Bewußtsein, daß die ernste, die eigentliche Musik mit dem Anbruch des Massenzeitalters wohl niemals wieder die Gewalt über den Menschen in seiner Gesamtheit gewinnen wird, wie sie sie von den heiligen orphischen Ursprüngen der Musik her noch bis in die Tage der großen deutschen Romantik besessen hat.

Segen der Sünde. Wenn ein Mann sein Wort bricht, indem er etwas unterläßt, was er versprach, oder etwas tut, was er feierlich absagte, so verliert er sein Gesicht bei allen anständigen Leuten und hat in Zukunft keinen Anspruch auf irgendeine Glaubwürdigkeit mehr. Wenn einer für solche Untreue sogar noch Geld nimmt, wächst die Verachtung ins Riesengroße. Wenn aber einer zweimal sein Wort bricht und damit viel Geld verdient und alle Welt sich freut über solchen Wortbruch und seine Wiederholung und ihn von Herzen gutheißt, dann kann das nur Leo Slezak sein, der sich mit seinem neuen Buche, dem zweiten Nachfolger seiner „Gesammelten Werke", zum „Rückfall" bekennt (Stuttgart, Rowohlt. RM 4,80). Das ist ein großartiges Buch geworden, und man freut sich, den Tenor, Schauspieler, Plattenbesinger, Radioerzähler und Filmhelden von seinen Erfahrungen aus seinen Anfängen und aus der Ruhmeshelle, von kleinen und großen Begebenheiten seines Lebens mit dem ganzen ihm eigenen Humor, mit der großen Liebe zur Kunst und zum Leben plaudern zu hören. Man hört auch ohne jedes peinliche Gefühl von den familiären Intimitäten im Leben mit Frau und den Kindern und der Oma, wie es für einen Mann der Öffentlichkeit nicht ungewöhnlich ist. Herrlich, wie er von seinen Improvisationen, dem Schrecken der Direktoren und Regisseure, erzählt, und herrlich die Anekdoten, von denen nur eine vom großen Possart hier ihren Platz finden soll:

„Nach dem ersten Akt der Generalprobe im Prinzregententheater saßen wir Kameraden im Konversationszimmer beisammen und warteten den Umbau auf der Bühne ab. Da trat Possart ein. — Alles erhob sich respektvoll. Er hatte ein Wurstbrot in der Hand und meinte leutselig: ‚Ja, ja, meine Liebsten, auch Generalintendanten müssen frühstücken.' Nachdem wir das ehrfurchtsvoll zur Kenntnis genommen hatten, setzte er sich zu uns und begann von der großen Sängerin Milka Ternina zu schwärmen. ‚Diese Ternina ist eine herrliche Frau, eine wundervolle Künstlerin, eine Gottgesandte — wie sie geht, wie sie schwebt, ach, und wie sie singt — ein begnadetes Weib! Wir müssen uns alle glücklich schätzen, Zeitgenossen der Ternina sein zu dürfen.' In diesem Augenblick öffnet sich die Türe und der Theaterdiener Strehle meldete: ‚Herr Generalintendant, soeben hat Frau Ternina für heute den Lohengrin abgesagt.' — In demselben Tonfall sagte Possart: ‚Diese talentlose Kanaille bringt mich noch ins Grab.'" — Wunderbar unterstützt Meister Gulbransson die Persiflagen, die vor dem rückfälligen Sünder durchaus nicht haltmachen, durch seine genialen Striche, außerdem bringt das Buch viele eigene Aufnahmen. Gesegnet sei die Sünde, die so vielen Menschen Freude bringt!

Aus Briefen und Schriften deutscher Musiker

Es lebt immer noch der alte Gott! Derjenige, welcher wegen jedem Unfall, den Gott schickt, so lärmt, zeigt wenig Vertrauen auf Gott, der besser als wir einfältigen Geschöpfe weiß, was und wie uns dieses und jenes, was wir nicht voraus einsehen, für unser und unserer Kinder Seelenheil notwendig ist.

Ich habe Wahrheit und Verblendung einzusehen gelernt, und die Erfahrung durch unzählige Beispiele überzeugt mich, daß man nicht genug für die Erziehung der Jugend sorgen kann, die wir vor Gott verantworten müssen. Wie viele Eltern werden zur Hölle fahren, denen nur um die Wollust, Kinder zu erzeugen, zu tun ist, um die Erziehung aber sich wenig kümmern, da man, sonderheitlich bei dieser Zeit, hundert Augen und Ohren haben soll, um die Mädchen vor Verführung zu hüten.

Leopold Mozart (1719 – 1787).

Das Herz adelt den Menschen.

Das Mittelding, das Wahre in allen Sachen, kennt und schätzt man jetzt nimmer. Um Beifall zu erhalten, muß man Sachen schreiben, die so verständlich sind, daß es ein Fiacre nachsingen kann, oder so unverständlich, daß es ihnen, eben weil es kein vernünftiger Mensch verstehen kann, eben deswegen gefällt.

Wolfgang Amadeus Mozart (1756 – 1791).

Durch Kunst und Wissenschaft sind die besten, edelsten Menschen verbunden.

Höheres gibt es nichts als der Gottheit sich mehr als andern Menschen nähern und von hier aus die Strahlen der Gottheit unter das Menschengeschlecht verbreiten.

Empfehlt euren Kindern Tugend; sie nur allein kann glücklich machen, nicht Geld. Ich spreche aus Erfahrung. Sie war es, die mich selbst im Elend gehoben; ihr danke ich, nebst meiner Kunst, daß ich durch keinen Selbstmord mein Leben endigte. Ludwig van Beethoven (1770 – 1827).

Aus dem tiefsten Grund meines Herzens hasse ich jene Einseitigkeit, welche so viele Elende glauben macht, daß nur eben das, was sie tun, das Beste sei, alles übrige aber nichts. Franz Schubert (1797 – 1828).

Wer das Schlimme einer Sache nicht anzugreifen sich getraut, verteidigt das Gute nur halb.

Es waltet in jeder Zeit ein geheimes Bündnis verwandter Geister. Schließt, die Ihr zusammengehört, den Kreis fester, daß die Wahrheit der Kunst immer klarer leuchte, überall Freude und Segen verbreitend.

Robert Schumann (1810 – 1856).

Die Kunst hat kein Vaterland. Alles Schöne sei uns wert, welcher Himmelsstrich es auch erzeugt haben mag. Carl Maria v. Weber (1786 – 1826).

Die Musik ist die universelle Sprache der Menschheit, durch welche das menschliche Gefühl sich einst allen Herzen in gleichverständlicher Weise mitteilen kann, während sie außerdem den verschiedenen Nationen die mannigfaltigsten Dialekte darbietet, je nachdem deren Ausdrucksweise dem Geist der einen oder der anderen besser entspricht.

Der Mut ist der Lebensnerv aller unserer besten Eigenschaften; sie verkümmern ohne ihn; ohne Mut ist man nicht einmal genügend klug! Prüfen, nachdenken, berechnen, wägen sind wichtige Handlungen, ganz sicher. Aber dann heißt's: sich entscheiden und handeln, ohne viel umzuschauen, woher der Wind weht und welcherlei Wolken vorüberziehen.

Die Geschichte lehrt uns, daß jede Richtung durch das Prinzip ihr Ende findet, welches ihr das Dasein gab. Ihre Blüte dauert nur so lange, bis sie die letzte Konsequenz dieses Prinzips entwickelt hat. Von diesem Augenblick an entfalten sich neue Ideen. Franz Liszt (1811 – 1886).

Wahrhaftigkeit ist die unerläßliche Bedingung alles künstlerischen Wesens wie nicht minder alles Wertes eines guten Charakters.

Zwei Wege für den Helden: Despot, mit Sklaverei, Märtyrer, mit Freiheit.

Jede bloße Kraft findet eine noch stärkere Kraft: sie selbst kann es also nicht sein, worauf es ankommt.

Ein Feind, der sich der Lüge und Verleumdung bedienen muß, kann keine wirkliche Macht haben. Richard Wagner (1813 – 1883).

Ich kenne nur eines, was Selbsterhebung über unabwendbares Leid, unersetzlichen Verlust verleiht: Unterordnung der Personen unter Ideen. Die Beschäftigung mit Ideen ist der beste Ableiter von allen persönlichen Lebensmiseren.

Vertrauen wir auf die Sense der Zeit, die an so manchem irdischen Knoten zum alleinschneidigen Schwerte wird!

Der Schlüssel zum Verständnis einer Erscheinung liegt in der Erkenntnis aller Hauptmomente ihres Werdegangs. Hans von Bülow (1830 – 1894).

LILY GÄDKE

Von fremder Hand geschrieben das kleine Wort „Gefallen"

Erzählung

II.

Sie öffnete die Türe und trat in das Haus. Ein großer, gotischer Heiliger stand drohend im Einfall der schwachen Dämmerung. Als die Wandleuchter aufflammten, lächelte er gut und nachsichtig aus barocken Mundwinkeln. Hilde hängte Hut und Jacke in den Vorraum. Sie wusch ihr Gesicht, das der Spiegel ihr blaß, verweint und müde zeigte. Sie horchte in die Stille des Treppenhauses hinauf. Wie ernst war dies Haus. Abgedunkelt, verlassen. Eine leere Muschel, in der die Spannungen einstigen Lebens sich nicht lösen konnten. Hilde ließ das Licht brennen, sie fand, dann war sie nicht so allein, das Licht war gut zu ihr in dieser schweren Stunde. Sie ging in das Zimmer, in dem der Schreibtisch stand. Es war schön in diesem Raum. Die Leselampe warf ihren messingfarbenen Lichtschein über die vielen bunten Bücherrücken in den flachen Regalen. Vorsichtig hob Hilde den braunen Holzkasten ans Licht und entnahm ihm die Briefe. Sie bezwang ihr Herz und wendete den festen, gelben Umschlag, der Karls Anschrift trug. Das Wort, das eine fremde Hand geschrieben hatte, stand fürchterlich deutlich da. Wer war denn bei Ilse gewesen, in der Sekunde, als sie es las? Und wer war bei der jungen Ilse gewesen, als sie so rasch aufeinander die beiden anderen Briefe zurückbekommen hatte mit dem gleichen grauenvollen kurzen Wort „Gefallen"? Der älteste trug das Datum Mai 1917, die Anschrift lautete: Herrn Stabsarzt Dr. Jürgens, Feldlazarett I, Charleville.

„Lieber, lieber Papa,
es ist so spät, mein Traumbaum steht in einem matten Silberschein, der leise in der Morgendämmerung verschwebt. Ich muß Dir noch schreiben, Papa, ich bin so glücklich. Ich habe mich verlobt. Bitte, bitte, schimpf nicht erst, es ist nichts mehr zu ändern, wir haben auch zwei Flaschen von Deinem besten Moselwein getrunken, und das Schlimmste ist: Helmuth hat auf Deiner Albani gespielt, unterm Traumbaum, lieber Papa, und nun kommt das Allerschlimmste: Helmuth spielt viel besser als Du! Er spielte die Kavatine von Raff und die Romanze von Svendsen, die ich so liebe. Ach, lieber Papa, mir ist ein Herz geschenkt worden, bedenke doch, Papa! Ich will Dir alles von Anfang an und ohne zu mogeln erzählen, aber schimpf nicht, es hat gar keinen Zweck.

Ich ging vor 14 Tagen vom Kolleg mit Lisbeth Beckmann noch für einen Augenblick auf den Alten Zoll. Wir hatten bis zum Auswachsen Paragraph 57 ‚Verbotener Weg' gehört. Wir setzten uns auf die Mauer, sahen unseren Strom so herrlich in der Sonne dahinziehen und machten Schiebewurst. Ich hatte noch

zwei Stück Kriegskuchen, von Anna gebacken, weißt Du, die ideale Mischung von Kunsthonig, Roggenmehl – je muffiger, desto aromatischer – Schmalz und sehr viel Pottasche. Plötzlich geschah etwas Aufregendes, ein Ruderboot kenterte ganz kurz vor einem riesigen Schlepper mit fünf Kähnen. Es war fürchterlich, die beiden Männer schwammen mit allen Kräften von dem Schlepper weg, bei der Strömung eine tolle Leistung, es war ein Rufen und Schreien über dem Strom, der Schlepper hatte gestoppt, aber es sah so aus, als hätten die Schwimmenden fast keine Kraft mehr. Da sprang auf einmal ein halbnackter Kerl von einem der Kähne mit Kopfsprung in den Rhein und leitete die beiden sehr geschickt in das Rettungsboot des letzten Kahnes. Die Leute am Ufer verliefen sich wieder, die Geretteten winkten glücklich herüber, und auch wir waren wie erlöst und winkten mit unseren Taschentüchern. Es ist doch merkwürdig, Papa, wie man noch im Kriege, wo täglich Tausende und Zehntausende fallen, um einen oder drei zu zittern vermag, die uns völlig fremd sind. Ich glaube doch, es gibt so etwas wie Brüderschaft unter den Menschen! Über diesem aufregenden Zwischenfall lies ich meine Aktentasche, Dein letztes Geschenk, auf der Bank am Alten Zoll liegen, und das wurde mein Schicksal.

Zu Hause merkte ich noch nichts davon. Anna war wie immer ein Geheimnis, unsere ‚Fundgrube für Psychologen‘, brummig und liebevoll. Wir fraßen wieder mal Salat wie das liebe Rindvieh Gras. Und was denkst Du, was dann passierte? Es klingelte. Das ist ja weiter nichts, nicht wahr? Es war aber ein komisches Klingeln, anders, ganz anders als sonst. Wäre nicht immer in meinem Herzen die Anlage zu allerhand Träumen vorhanden, zum Beispiel zu diesem einen, Du, lieber Papa, könntest ganz plötzlich auf Urlaub kommen, dann wäre ich gar nicht so rasch die Treppe heruntergelaufen. Da stand statt Deiner lieben Gestalt etwas Langes, Schlankes mit braunen Rehaugen da, nannte sich Helmuth Kammann, trug Hauptmannsuniform und überreichte mir meine Mappe mit den Kollegheften, und was meinst Du, lieber Papa, mußte er nicht nach meinem herzlichen Dankeschön wieder das Weite suchen? Tat er einfach nicht. Er klemmte sich an unseren heiligen Lukas, murmelte allerhand von süddeutscher Arbeit und redete nur immer weiter über gotische Plastik. Dann bat er um ein Wiedersehen. Lieber Papa, wenn ich in meinen letzten Briefen auch nichts erwähnt habe, ich muß doch jetzt sagen, daß ich fürchterlich Kolleg geschwänzt habe, weil wir uns jeden Tag am Alten Zoll trafen. Ich erzählte Helmuth von der Angst, die ich als Kind vor der Flüsterbank da oben hatte, und wie ich weinte und schrie, weil ich gemeint hatte, nicht Du, sondern der liebe Gott hätte die schrecklichen Worte gesprochen: ‚Wenn du mir nicht besser gehorchst, bekommst du Schläge.‘ Ich muß ja sagen, Papa, akustische Wunder, wie Flüsterbänke, sind für fünfjährige kleine Mädchen wirklich kein Erziehungsmittel. Ich träume immer wieder den Angsttraum, daß Gott mich schlagen will!

Helmuth wollte nun heute etwas sprechen, ich legte mein Ohr ganz fest an – lieber Papa, darf man denn so etwas überhaupt weitersagen, aber Du sollst es wissen, nur Du, ich hörte die Worte, ‚Ich liebe dich, ich gehöre dir ganz, ich will für dich leben‘. Lieber Papa, es waren wirklich nur ein paar Kinder,

die am Alten Zoll spielten. Du mußt nicht denken, es hätte jemand gesehen, was dann geschah!

Er kam am Abend in unser Haus. Anna hatte die einzige noch halbwegs weiße Schürze angezogen, sie sah einfach königlich aus. Ich erfuhr von ihr, daß sie sich bei Beckmanns schon vor Tagen! das ist doch allerhand! genau erkundigt hatte, wie man am besten einen Bräutigam empfängt! Während sie sonst doch von mir als Ilsekind und Goldhärchen redet, hatte sie mit Beckmanns Martha über das Feierliche des Augenblicks beraten. Als Helmuth kam, empfing sie ihn mit dem geradezu wunderbaren Satz: ‚Fräulein Doktor Jürgens erwartet Herrn Hauptmann im Garten.' Wirklich fabelhaft, ich war nämlich gar nicht im Garten, sondern hob in der Küche die Schmalzbrote mit Hilfe von Gurkenscheiben ins Malerische. Anna hatte erwartet, daß Helmuth bei ihr um die Erlaubnis bäte, näherzutreten. Schließlich siegte ihr Herz, oder Helmuth über ihr Herz. ‚Nee, nee, Ilsekind, er gefällt mir wirklich ganz besonders, und Herr Doktor darf sich bei mir bloß nicht mausig machen, wenn er auf Urlaub kommt und groß brummen will.'

Natürlich zeigte ich Helmuth alles. Dein Sprechzimmer mit meinem Sündenstuhl. Er fand die Formel ‚Liebe Ilse, 2 Uhr Sprechzimmer wird dir wohl genügen' ganz großartig. Und dann habe ich Dich ein bißchen nachgemacht, Helmuth hatte auf dem Sündenstuhl Platz genommen: Es ist mir zu Ohren gekommen, daß du im Nachbargrundstück Äpfel gestohlen hast! Es ist mir zu Ohren gekommen, daß du wieder die Zöpfe von Christel Balcke in die Tinte getaucht hast. Und es ist mir zu Ohren gekommen, daß du mit Hilfe von Lisbeth Beckmann eine Karre Fallobst in den Rhein geschoben hast und laut gelacht hast darüber, daß die Äpfel schwammen. — Donner nicht noch mal, unterbrich mich nicht! Du mußtest wissen, daß Apfelkraut aus diesem Fallobst gekocht werden sollte. Du hättest Prügel verdient! Wenn ich deine Strafe in drei Seiten Übersetzung aus Madame de Sévigné umwandle, so lasse ich hiermit noch einmal Gnade vor Recht ergehen, wenn mir aber noch Weiteres zu Ohren kommt, dann ziehe ich andere Saiten auf. Ach, lieber Papa, wie wenige von meinen Schandtaten sind Dir doch zu Ohren gekommen, obwohl es musikalische Ohren sind, die Du hast, aber Helmuth spielt besser als Du.

Helmuth hat ein kleines Gut in Westfalen, den Kammannshof. Ein süßes hellbraunes Fohlen, das vor einigen Tagen dort geboren ist, soll nun Ilse genannt werden. Wir haben es dem Verwalter geschrieben. Helmuth hat keine Eltern mehr, sein Vaterhaus war die Kadettenanstalt. Er muß nun auch bald wieder ins Feld. Sein Kursus hier ist in einigen Tagen zu Ende. Ich habe Angst vor dem Abschied. Wenn der Krieg noch länger dauert, lieber Papa, hast Du doch wohl nichts gegen eine Kriegstrauung einzuwenden? Brumme nicht, schimpfe nicht!

Lieber, guter Papa, unter dem Traumbaum, als Helmuth spielte, konnte ich eigentlich zum erstenmal im Leben so ganz Deinen Schmerz um Mutter verstehen, und daß es nie aufhören wird in Dir, wieder und wieder die Rückschau zu tun in das vergangene Tieferlebte, Einmalige! Und in mein Glück mischt sich mein tiefer Dank für alles, was Du mir gewesen bist. Du hast mein Becherchen bis zum Rande gefüllt, ich danke Dir, Papa, ich danke Dir! Deine Ilse."

Hilde nahm den zweiten Brief, ihr Herz schlug heftig, als sie ihn entfaltete, sie las das Datum 15. Januar 1918 und dann:

„Liebster! Es hat sich bewegt! Ich weiß nur, daß ich keine Worte finden kann, die ausreichen, Dir dies Glücksgefühl zu übermitteln. Es war nur so, als schlüge ein Fischchen mit seinem Schwanz, eine winzige Sekunde lang dauerte es, und mit der ins Ungeheure gesteigerten Beseligung senkte sich das gar nicht mehr zu besänftigende Verlangen in mein klopfendes Herz: dies möchte wiederkommen!

Ich saß und wartete — nichts — ich ging unter dem Traumbaum hin und her, als könnte ich unter seinem feierlichen Astgewölbe diesem heiligen Glück bereiter sein. Da fühlte ich es wieder. Ich kann es wirklich nur ein heiliges Glück nennen, Helmuth, Du mußt nicht sagen, es sei eine Übertreibung. Du kannst es ja nicht erleben, kannst nicht wissen, wie es ist. Denke doch, ich würde auf einen anderen Stern versetzt und wäre unerreichbar weit von Dir fort — sternenweit fort von Dir — und doch regte sich in mir ein Teil von Dir, ein Stück Deines Wesens und Seins! Ich weiß, daß Du an mich denkst im feuchten Dunkel Deines Unterstandes, ich weiß, daß Du mir Ströme Deiner Liebe, Deiner Kraft entsendest, aber verstehe dies ganz: ich bin es, die Dich wirklich lebendig umschließt, ich trage Dich in diesem Kinde bei mir, ich besitze Dich ganz, Du kannst mir nicht entgehen!

In diesem Kinde umfasse ich täglich aufs neue die Seligkeit unserer Stunde. Nur ich weiß ganz, bis an die äußerste Grenze, wie es war! Ich erkannte dieses Kind im schicksaldurchflochtenen Augenblick unserer Umarmung, der Trennung, Auseinanderreißung in sich trug. Es war, als hätte ein Gott eine Fackel in mein Herz gestoßen, und ich fühlte, als ich seiner Gewalt erlag, daß ich entzündet war zu seinem Dienste! Sage nicht, ich sei das Opfer meiner eigenen Empfindung! Ich hüte mich vor mir selber, als könnte das Ungemessene meiner seligen Beschwingtheit dem Kleinen schädlich sein. Ich denke sehr oft an die Mahnung meines Vaters: ‚Nimm dich in acht, du hast keine Mittellage!‘ Glaube mir, liebes Herz, es ist alles wachsam in mir, und ich lebe sehr nachdenklich, ich gebe nur dem Raum, was in mir zur Harmonie drängt und im bewußten und gewollten Ausgleich die Gegensätze durchlichtet und formt. Der Schmerz um meinen Vater liegt gebändigt, glaube mir, ich schütze unser Kleines. Immer denke ich: erst es haben und fühlen, sehen und küssen können! Eine Unruhe ist in mir, als müßte ich alles weit fortdrängen von mir, um endlich zum Wesentlichen, zum Eigentlichen und Wichtigen zu gelangen. Dies laß mich Dir noch sagen, Liebster, ich werde ihm eine gute Mutter sein. Das Wort umfaßt sehr viel für mich. Vor allem eines: ich werde unser Kind geistig und seelisch nie im Stich lassen.

Soll ich denn sagen ‚ich danke Dir für das Kleine‘? Das kann ich doch nicht. Es ist ja ein Glück — Dein und mein Glück! Nicht anders als Du mein sterngewolltes Schicksal, mein Glücks-Zufall bist. Merkwürdig, daß man ganz intuitiv das Unszufallende doch immer als von oben kommend empfindet! Vielleicht ist das ein Erbgefühl aus langer Ahnenkette, ich selbst jedenfalls war nie ein Christ und werde nie einer werden. Damit Du es weißt! Mir war das ‚Herr, erbarme dich unser‘ schon als Kind widerlich.

Die schrecklichen Gerüchte, die über Deutschland umgehen, die Tatsache, daß es wirklich Deutsche gibt, die von einer rheinisch-westfälischen sogenannten Katholischen Republik unter der Führung des sieghaften Frankreich reden — vom Papst geschützt — sagen diese Wahnsinnigen! Alles das, Arbeiterunruhen, Lebensmittelknappheit, Grippeepidemie, steigende Preise, Schiebertum unter dem Zeichen: Was ich bin und was ich habe, dank' ich dir, mein Vaterland, alles das berührt mich wenig. Ich sitze am Fenster vor meinem Traumbaum und nähe winzige süße Hemdchen. Komm wieder, bitte komm bald wieder! Ich habe Dich so lieb. Ich bin nicht mehr allein, Helmuth, auch Dein Kind wartet auf Dich, sei nicht zu tapfer, bitte! Denke ein kleines bißchen auch an uns. Deine Ilse.

Du machst Dir gar keinen Begriff davon, wie winzig die Hemdchen sind."

*

Hilde Janssen hatte längst zu Ende gelesen, aber ihre Augen hingen immer noch an dem Blatt, lösten sich nicht von den letzten Zeilen, der kühlen, klaren Schrift. Es war, als wollte sie Zeit gewinnen für den dritten der Briefe, der da noch vor ihr lag, mit dem gleichen furchtbaren Wort herausgehoben aus dem Bereich des Lebens. Sie zögerte, ihn zu entfalten: ihr Gefühl sträubte sich dagegen, sich selbst, ihrem Widerschein in diesen Worten zu begegnen, die in der stummen Einsamkeit des Todes verhallt, aus dem fremden Nichts wiedergekehrt waren. Sie suchte wohl die Demut, wollte sich dem Geheimnis des Gebundenseins beugen: ihr Herz aber lehnte sich auf, wollte sich heraushalten aus einer Welt, die auch ihr Leben schon unter die schmerzliche Melodie der Vergänglichkeit stellen wollte.

Und dann las sie:

„Lieber Karl, vielen, vielen Dank für Deinen Brief vom 12. 5. 1940. Wie immer steht da oben rechts in der Ecke ‚Im Westen'. Soll ich daraus schließen, daß Ihr noch am Westwall seid, was mir die Länge Deines Briefes beinahe verrät? Der Vormarsch unserer Truppen ist etwas so Unvorstellbares, daß ich nur immer besorgt bin, wo in der Geographie ich Dich heute vielleicht schon suchen muß! Es ist ja ganz töricht, sich an einen Ort zu klammern, zu denken, da ist er nun! ich weiß genau, es ist nur das Bedürfnis, einen Namen festzuhalten. Wir Mütter sind doch schreckliche Spießbürger, träumen gewissenhaft den Traum von einem neuen großen Europa mit und leben im Grunde genommen nur immer in Posemuckel.

Du wirst nun so scheußlich selbständig durch den Krieg, daß ich mich schämen muß, beim Spargelschälen zu denken, mein kleiner Held hätte keine sauberen Strümpfe mehr. In drei Briefen habe ich Dich schon gefragt, ob Deine Hände nicht zu sehr leiden, und nie bekam ich eine Antwort darauf. Ich habe Deinen Brief neben mir und sehe, wie erwachsen Du bist. Ich habe immer gewußt, daß Du es schwer haben wirst, Karl, man ist nicht umsonst deutscher Komponist. Der Genius der deutschen Musik wurde immer wieder gekreuzigt. Es wird dir nichts geschenkt werden. Immer wieder aber finde ich, daß Ihr, ich meine jetzt nicht Künstler, sondern junge deutsche Menschen, so gerne Schuld seht, wo Schicksal war. Schuld setzt doch noch einen gewissen Grad von Erkenntnis voraus, aber das

Unaufhaltbare, die progressive Auflösung aller Form, Deutschlands schweres Schicksal, war doch Unheil, Unheil von Göttern gesetzt! Und Unheil hat seine Dauer, wie Glück seine Dauer hat. Die Leute des Versailler Vertrages waren ja auch nur blinde Vollstrecker eines Schicksals, dessen dämonische Wandlungsfähigkeit sie in ihrer Machttrunkenheit gar nicht mehr erkennen sollten! Macht, die nicht getragen ist vom Fittich des Geistes, ist doch das Plumpeste, was es gibt. Sie verschmutzt das Herz. Ich brauche ja nur an die englische Besatzung zu denken, wie sie unter unserem Traumbaum saßen und auf ihre Macht pochten. Sie gossen Whisky in Großvaters guten Moselwein, den sie sich genommen hatten, obwohl sie ihn gar nicht mochten. Sie kamen täglich mit neuen Forderungen, und ihre Tätigkeit bestand im Trinken und Gröhlen. Du warst damals noch so ein winziges Kerlchen, warst noch mein Teddybaby und konntest nicht wissen, wie weh es mir tat, wenn Du mit Deinem Kinderstimmchen dem total betrunkenen Engländer nachsangst: ‚It's a long way to Tipperary!‘ und ich in meiner Gefangenschaft mußte dem Kerl noch dankbar sein, daß er mir, wenn er bei Laune war, Corned beef, Büchsenmilch und Reis für Dich schenkte, denn ich hatte ja nichts, mein Junge! Immer noch bin ich stolz darauf, daß es mir in langen durchrechneten Nächten gelungen ist, so vieles über die Inflation hinaus zu retten. Deine Albani und den heiligen Lukas, um den die jüdischen Kunsthändler wie die Wölfe waren! Das schwierigste war der Kammannshof und das Vermieten, das Aushandeln meines Platzes unterm Traumbaum, wo sie natürlich alle sitzen wollten.

Aber nun zum Wichtigsten Deines Briefes. Dank für Dein Vertrauen! Ich kann verstehen, daß Du dieses offenbar sehr tüchtige Geschöpfchen so lieb hast. Aber ebenso begreife ich nach Deinen Schilderungen die abwägende Haltung, das Prüfende, Diagnostizierende Eurer Lage seitens der jungen Ärztin. Sie hat es zu schwer gehabt, und scheinbar findet sie Dich glücklich, zu verwöhnt, und vor allem zu verwöhnt von den Menschen, die Du mit Deiner Musik an Dich ziehst. Vielleicht bist Du ihr auch zu jung. Künstler sind zwar im Geistigen auf geheimnisvolle Weise älter, aber im Lebendigen vital gesehen doch sehr viel jünger als andere Menschen. Vor allem aber mußt Du verstehen, daß dieses Mädchen nach einer so schweren Kindheit sich davor fürchtet, die Tore seines Herzens zu öffnen, die es ja zwangsweise lernen mußte, immer von neuem zu verschließen. Ein Kind, das jahrelang der Zankapfel seiner Eltern war, wie Du schreibst, und das, als die Mutter mit ihrem Liebhaber davonging, durch den vom Vater beauftragten Rechtsanwalt von Institut zu Institut gebracht wurde, ein Kind, das in seiner bescheidensten, naturhaftesten Erwartung zurückgestoßen worden ist, kann gar kein Vertrauen zum Glück haben. Versuche doch einmal, Dich ganz in diese Seele hineinzudenken, lieber Junge, ehe Du Ludwig Klages anführst und mit erhobenem Zeigefinger urteilst, daß ‚in ihrem Weltbilde die Mutter fehlt‘. Du hast vollkommen recht, daß Klages mit diesem kurzen Satz auf wunderbar tiefgreifende Art die Minusseite Nietzsches umreißt. Nietzsche, diese fürchterliche Rasierklinge, entschuldige, wenn ich Deinen Liebling so nenne, ich bin noch immer dafür, daß jeder Deutsche sie des öfteren zu seiner Erleuchtung in die Hand nehmen soll, bis er sich nicht mehr an ihr schneidet, Nietzsche, so meine ich, hätte mehr Beethoven

hören müssen, das Anmaßende wäre ihm dann doch wohl etwas vergangen! Im Weltbilde dieser jungen Ärztin aber ist das Fehlen der Mutter keine Minusseite, ich glaube eher nach allem, was Du schreibst, sie wurde Kinderärztin gerade aus der tiefen Neigung heraus, den geheimnisvollen Zusammenhängen zwischen Mutter und Kind in dieser Form nachtasten zu können, man nennt es, glaube ich, Überkompensation. Ich fürchte, lieber Karl, ich kann Deiner Bitte nicht entsprechen und Hilde, wie Du gerne möchtest, ‚die Mutter ins Herz senken', verstehe doch, daß diese tapfere kleine Persönlichkeit, nur auf ihr eigenes Können und ihre Studiengelder gestellt, sich in ein starkes Selbstbewußtsein hinübergerettet hat. Es wäre abwegig, Karl, wenn wir beide, Du und ich, sie nun erst lernen lassen wollten, was das ist: eine Mutter! Ich bin sicher, daß ich mich mit Hilde aufs tiefste befreunden werde, wenn sie erst zu uns gehört, aber lassen wir die Mutter weg, eine Mutter, lieber Junge, muß einer erlebt haben, er hätte sie sonst nicht!

Vielen Dank für Deine dringende Ermahnung, Bugge zu heiraten. Ich tue es nicht. Ich weiß, daß ich ihm die langen Jahre seiner stetigen Freundschaft zu danken habe. Aber Dank ist noch kein Heiratsgrund für mich, zu dergleichen Halbheiten fühle ich mich noch zu jung. Entschuldige, mein Sohn, es ist so. Bugges eifervolle Art, mir gerade jetzt so sehr helfen zu wollen, stört mich beinahe. Ich habe eine Hilfe. Soll ich sie gestehen, Dir sagen, was mir so zärtlich hilft? Weißt Du es noch, als Du Scharlach hattest? Ich saß mit Bugge an Deinem Bettchen und wußte, daß es schlimm um Dich stand. Wie Kinder oft seltsam hellsichtig sind, hattest Du die rasende Angst von mir abgelesen, schlangst plötzlich Deine fieberheißen, dünnen Ärmchen um mich und sagtest vorwurfsvoll und eindringlich: ‚Mutter, Mutter, hab doch nicht immer solche Angst um mich, mir passiert doch nichts, Tante Liesbeth hat vier Kinder, aber ich bin doch Dein Lamm des Armen, Dein einziges Lamm, ich werde Dir nicht genommen!'

Durch diese Worte wurde ich ganz ruhig, und es war merkwürdig, wie rasch die Wendung kam, wie das Fieber zu sinken begann. An diese Worte denke ich nun immer, und wie unter einer magischen Formel kommt mein Herz in der stillen Zauberkraft kindlicher Weisheit zur Ruhe. Ich bin wirklich sehr ruhig. Deine Mutter."

Hilde sprang auf. Sie ging unruhvoll hin und her. Woher, dachte sie, nehmen denn eigentlich Mütter ihre Kraft? Woraus bestand es denn, dieses sieghafte ungeheure Etwas, das in den tiefsten Tiefen der Seele einer Mutter wohnt und wieder und wieder sich auffüllt mit der leidenschaftlichen Raserei der Zärtlichkeit, die sich zutraut, Berge zu versetzen aus Liebe? Diese Frau, die sich selber Maß und Ziel setzte, war in ihrer Liebe immer über die Grenze hinausgegangen. In der Liebe zu ihrem Vater, zu ihrem Mann, zu ihrem Sohn. Immer war es das Männliche, das Leid in ihr Leben brachte. Immer, immer ist es das Männliche, dachte Hilde, was uns zum Blühen bringt und dann zertritt durch Kriege. Als wäre dieses Blühen nichts! Als wäre es nicht das, was das Leben heiligt und ehrt, als wäre es nicht das Einzige, was den Mann für Augenblicke wenigstens den Atem anhalten läßt in seinem Wüten gegen den abgründigen Geist der Mütter, den er nie begreifen, nie ausmessen wird. Hilde legte die drei Umschläge neben-

einander. Dies also war das Leben einer Frau, war die Endsumme dieses Lebens: gefallen, gefallen, gefallen! Wo ist denn der Sinn, sage mir doch, Ilse, wo ist denn der Sinn deines Lebens? Ich finde ihn nirgends, ich kann ihn nicht erkennen, nicht sehen.

Sie setzte sich in einen Sessel und stützte ihren Kopf in die Hand. Ihre Spannkraft zerfiel, sie war so müde, grenzenlos müde. Sie schloß die Augen und fühlte sich sinken, war es Schlaf, war es Traum, war es Gedanke? Es war doch wohl schon Traum, sie hörte eine Stimme zärtlich und weich: Hildekind, Kleines, du Teddybaby, siehst du es denn nicht, der Sinn meines Lebens war die Liebe. Aber nun mußt du schlafen ...

Plötzlich schrillte das Telephon, und Hilde erschrak zu einer grellen Wachheit, die Wirklichkeit stürzte über ihr Herz! Sie lief an den Apparat, nahm den Hörer: „Bitte?“

„Fräulein Dr. Jansen?“

„Ja, steht es schlecht, Schwester?“

„Nein, es steht nicht schlecht. Herr Professor läßt Sie bitten, zu kommen. Er hat Ihnen seinen Wagen geschickt.“

„Schwester, steht es wirklich nicht schlecht? Sagen Sie mir die Wahrheit?“

„Es steht nicht schlecht, ganz bestimmt nicht, Herr Professor möchte nur nicht gerne wieder eine Spritze geben, er meint, es würde Ihnen gelingen, die Patientin zu beruhigen. Er hat angeordnet, daß noch ein Bett neben das Bett gestellt wird, er ist der Ansicht, man könnte es versuchen, wenn Sie die Hand von Frau Dr. Kammann in Ihre Hand nehmen, denn sie verlangt so sehr nach Ihnen.“

„Ich komme sofort, Schwester.“

Hilde sah die Stufen der Treppe hinter einem Tränenschleier verschwimmen, „sie verlangt so sehr nach mir.“ Dies, flüsterte sie mit bebenden Lippen, macht mich nun doch ganz demütig.

*

Sie ordnete den Schreibtisch und löschte das Licht. Sie verließ das Haus, ging dann noch einmal hinein, fand den Ausgang zum Garten und sah aus seiner dunkelfeuchten Traumtiefe den Umriß eines gewaltigen Baumes gegen den bleichen Himmel gesetzt. Sie riß eines der großen Blätter ab und steckte es zu sich. Dann verschloß sie sorgfältig die Türen und wartete auf den Wagen, der sie holen kam.

*

„Ilse“, sagte Hilde ganz leise und beugte sich zärtlich über die Kranke, die ihre Unruhe mühsam zu meistern suchte, „Ilse, ich habe dir ein Blatt von deinem Traumbaum mitgebracht, er schickt dir Schlaf, du mußt es auf dein Herz legen.“

„Ja, danke, wie lieb ist das von dir, wie lieb.“

„Und dann bitte ich dich, laß mich meinen Kopf an deine Schulter legen, ich bin so müde.“

„Ja, liebe Hilde.“

„Und gib mir deine Hand, ja? Willst du?“

„Gerne, sie ist nur so heiß."

„Ich muß an etwas denken, Ilse, wie ich hier bei dir liege, kennst du das letzte Streichquartett, das Karl schrieb?"

„Ja, ich kenne es, du denkst an die Verse, die er über den langsamen Satz schrieb."

„Ja, Ilse."

„Einmal, das weiß ich, findet dich der Schlaf
an meiner Schulter — nicht mehr weinen."

„Ja, aber Karl hatte doch wohl an dich gedacht, als er das schrieb."

„Nein, Ilse, das glaube ich nicht, er wußte, daß ich fast nie weine. Wie schön war alles zwischen euch."

„Ja, Hilde, es war sehr schön."

„Ilse?"

„Ja!"

„Ilse, ich bitte dich von ganzem Herzen, laß mich jetzt dein Lamm des Armen sein."

„Ja, Hilde, das mußt du nun sein." —

*

Die junge Schwester vom Nachtdienst lief eilig durch den dunklen Gang und klopfte an der letzten Türe links. Professor Bugge saß am Schreibtisch. Hastig erklärte sie: „Herr Professor, Fräulein Dr. Jansen ist jetzt genau eine Viertelstunde bei Frau Dr. Kammann, und beide schlafen — was sagen Sie dazu, Herr Professor? Wollen Sie das nicht ansehn, Herr Professor, vielleicht glauben Sie es sonst nicht?"

„Ich glaube es, Schwester Klara, ich möchte es nicht ansehn, gute Nacht, Schwester Klara."

„Gute Nacht, Herr Professor...."

PAUL FECHTER

Von den Königen und der Krone

Ereignis dieser Wochen war die Heimkehr Rudolf Forsters auf die Berliner Bühne. Er spielte im Deutschen Theater Shakespeares König Richard den Zweiten und brachte wieder einmal für Momente den Glanz großen Schauspiels, ließ die Maßstäbe seiner halb vergessenen Welt neu erstehen und zwang zur Auseinandersetzung mit dem menschlichen wie dem künstlerischen Problem Forster. Ein völlig isolierter Mensch, hochmütig und selbstverliebt, gebunden an die Grenzen seiner Umwelt, unfähig mit zu leben, was im Bereich der andern vor sich geht, ein ausgebrannter Narziß, der nur sich kennt und liebt, und auch das nur für Augenblicke: zuweilen langweilt er selbst sich ebenso, wie ihn die andern langweilen, wird er noch sich selber gegenüber einsam und überlegen: ein Bild, eine Vorstellung eines Königs mehr als ein König, ein Mensch ohne Beziehung auf das Absolute und doch ein königlicher Mensch

in der stummen Trauer über der eigenen Leere — so schritt Forsters Richard über die Szene, ein Fremder zwischen Menschen einer andern Welt, in die er nicht hinein kann. Herr Forster spielte den König ohne Maske, ohne Perücke, im eigenen natürlichen Haar, mit dem blonden Schnurrbart, kaum geschminkt: er setzte vor allem zu Beginn den Menschen Forster vor dem Schauspieler ein und gab gerade damit dem ersten Teil der Tragödie den Glanz großen Theaters, wirklichen Schauspiels.

Zu Beginn kommt er im weißen langen Hermelinmantel zu leuchtend roten Handschuhen, roter Schwertscheide, zuerst barhäuptig, ein müder, melancholisch gelangweilter Monarch, dem schon das Sprechen zu viel und Herablassung ist, der die ganze männliche Welt da um ihn mit ihren Phrasen, ihren Sitten und Gebräuchen nicht ernst zu nehmen vermag, sondern im Grunde als komisches Theater empfindet, in dem noch das Sterben anderer höchstens Neugier weckt. Er ist von letzter Eleganz, der Tracht wie der Bewegungen; steht über den andern nicht aus Gefühl für seine königliche Existenz, sondern weil ihm das Gefühl für Existenz überhaupt fehlt, außer für die eigene. Er wirkt weder durch Tun noch durch Reden, spricht überhaupt nur halblaut, als ob das schon zuviel Einsatz für ihn ist — seine Worte haben oft etwas wie das Aufsagen eingelernter Formeln. Was ihn trägt, ist das Gefühl für das eigene Bild, die Vision seiner selbst: diese Vision verwirklicht er jeweils mit einer Eindringlichkeit, daß man seine Vorstellung von sich mitzuempfinden glaubt. In Coventry zum Zweikampf kommt er in einem langen blauen Samtmantel mit einem lichtbraunen breiten Pelzkragen, trägt weiße Handschuhe, ein goldenes Zepter — und nimmt den ganzen Vorgang wie ein belangloses Schauspiel. Höhepunkt wird von hier aus die erste Szene des zweiten Aufzugs im Schloß von Coventry, Richard mit seinen Günstlingen im Gespräch. Der König ist halb im Negligé, im Hausanzug, mit lachsfarben eng anliegenden seidenen Beinkleidern: er steht vor einem großen Spiegel, betrachtet sich, seine halbhohen wildledernen Schuhe — und auf einmal, zum erstenmal kommt etwas Leben in ihn. Er ist nicht zufrieden mit der Wirkung, packt die Hosen mit zwei Fingern am Oberschenkel, zerrt an dem Stoff herum, mit ärgerlich mißvergnügten Lauten: der Snob studiert Wirkungen — und läßt dabei unversehens in die kleine Wirklichkeit seiner Seele schauen.

Von dieser Kleinheit muß Herr Forster den weiten Weg zu der königlichen Haltung im Leiden finden, den Aufstieg des Menschen im Absinken des Königs. Die Aufgabe ist von dem Grundriß, von dem er ausgeht, nicht leicht, am schwersten im Anfang, der Rückkehr nach England. Forster unterdrückt das Innere in einem äußeren Vorgang: er faßt nicht nur die Erde, sondern läßt sich rückwärts zu Boden fallen: der Beginn der Wandlung wird Szene. Der schmale hochmütige Mund weigert sich zunächst der Wendung zum tragischen Wort: nur die Kleidung, die jetzt mantellos schwarz, mit ganz wenig weiß am Kragen wird, darf sie bekennen. Die Sprache fügt sich nicht sogleich der sich wandelnden Seele: sie bleibt noch eintönig, abweisend, selbst in der wunderbaren Szene mit der Krone und dem Spiegel demonstrierend, nicht feststellend. „Nun ist die goldne Kron' ein tiefer Brunnen" — das wird noch beherrscht von dem Gleichgewicht zwischen den beiden Lebensphasen des Königs: der Abschied vom Königtum wird ihm noch Schauspielszene samt dem beginnenden Pathos des Leidens. Ein Hamletzug wird sichtbar, den Herr Forster auch im Kostüm betont — aber ihn trägt ein Hamlet des Schauspiels. Erst im Kerker läßt Forster das Spiel versinken und beugt sich resigniert der Realität des Lebens: die Stimme sucht einen neuen Klang, Narziß neigt sich dem andern, um zuletzt, im Kampf mit den Mördern, am Ende seines Daseins seine erste wirkliche Tat zu tun, seinen ersten realen Kampf auszufechten.

Der Bolingbroke dieses Königs einer wahrhaft metaphysischen Eitelkeit und leeren Größe zu sein war nicht leicht. Herr Dahlke nahm ihn vom Unmetaphysischen her: sein Heinrich Lancaster war die reale Welt, an der alles nicht Diesseitige scheitern muß. Ihm schloß sich der Kreis der andern an: Forsters Richard wurde noch einmal von seiner Umwelt her isoliert, nachdem er selbst sich schon in eine völlig beziehungslose Welt gestellt hatte. Das Bühnenbild Herrn Nehers, eine steinerne Raumskelettierung aus Wucht und Unwirklichkeit, zugleich abstrakt und real, schwer und bloße Kulisse des Lebens, war der rechte

Spiegel dieser Tragödie, die in gleicher Weise zwischen Diesseits und Jenseits, Schauspiel und letzter Wirklichkeit und Wahrheit des Daseins abrollt.

Eine Woche später gab es im Staatstheater als Grillparzerfeier eine Aufführung von König Ottokars Glück und Ende, der Tragödie, in der es wie bei Richard dem Zweiten wieder um das Recht zum Herrschen und das Recht zur Krone geht. Mehr als ein Menschenalter hat es gedauert, bis das Drama Grillparzers, seine einzige objektive Tragödie neben lauter verhüllten Selbstbekenntnissen, wie Joseph Nadler meint, wieder auf die Bühne am Gendarmenmarkt kam: der letzte Ottokar in diesem Hause hieß Adalbert Matkowsky. Der Böhmenkönig der Festvorstellung hieß Bernhard Minetti: er setzte mit dem gleichen Schauspiel des Monarchen ein wie Forsters Richard. Sein Ottokar war ein östlicher Genießer des eigenen Aufstiegs, ein von sich selbst Überraschter und Beglückter und zugleich heimlich schon Geängstigter. Er trug das schmale Gesicht eines Böhmenfürsten aus irgendeinem alten Porträt der Zeit, mit hängendem Schnurrbart, dünnem, langem, dunkelblond strähnigem Haar: er ging leicht gespreizt, stolzierend in der Eitelkeit eines nicht ganz Sicheren, im letzten von dem Wissen um die eigene Unzulänglichkeit Geplagten einher, ein Mensch, der die Bestätigung vom Schicksal braucht und sein Glück, die Kronen all der Völker, die ihm gebracht werden, als Erlösung vom eigenen heimlichen Zweifel nimmt. Er ist kein König, kein geborener Fürst, wie der Rudolf von Habsburg des Herrn Hartmann, der ihm gegenübersteht: er lauert heimlich von Anbeginn auf den Augenblick, da er sich demütigen, das Spiel ablegen, den Mut zu sich selber finden kann. Er vollzieht die Trennung von Margarete noch mit überheblicher Sicherheit aus der Scheinwelt der Politik heraus, mit dem napoleonischen Argument der Sehnsucht nach dem Erben: der dritte Akt, die Unterwerfung und der Kniefall bei Empfang des Lehens bringt die Wendung, den einmaligen Mut zu sich selber und zur Demut.

Diese Szene war der Höhepunkt der Leistung Herrn Minettis. Er holte mit gespannter Energie das Dostojewskijelement, das auch in diesem objektiven Helden Grillparzers steckt, heraus, gab statt des Königs den östlichen Menschen und ließ seinen Untergang im Grunde daraus erwachsen, daß von diesem Hinabsteigen zu sich selbst keine Rückkehr in die Scheinwelt der Macht mehr möglich ist. Die nächtliche Szene in Prag, wenn die wahnsinnige Bertha von Rosenberg mit Erde nach dem heimgekehrten König wirft, wenn er nach der Selbstdemütigung noch die durch die andern erleidet, ist schon Krampf der Ohnmacht — und zwar der ihrer selbst bewußten. Es war schade, daß die Szene am Sarg der toten Margarete, ins Freie verlegt, nicht den Ausgleich bringen konnte, dessen die Gestalt des Königs bedarf, um nicht zum Schatten des Anfänglichen zu verblassen. So fehlt der Ottokar, „der sanft geworden", der zu seinem eigentlichen Ich gekommen ist, und es bleibt gegen Rudolf nur der politische Spieler, so daß das Gleichgewicht leicht verlorengeht.

Es mußte das in diesem Fall um so mehr, als dem Ottokar Herrn Minettis der Habsburg des Herrn Hartmann gegenüberstand. Ein Mann und ein Mensch, ganz klar, warm, einfach, von der natürlichen Überlegenheit des unproblematisch Starken. Der Leiter der Inszenierung, Herr Schalla, hatte ihm manches von seiner Rolle genommen, so die Szene mit dem Abgesandten des Mainzer Bischofs, die dem Abgang der beleidigten Königin Margarete erst ihren Glanz gibt: aus dem, was ihm geblieben, baute Herr Hartmann die Gestalt so erfüllt auf, daß Ottokar von Anbeginn der Unterlegene, fast der Unkönigliche war, so daß man zuweilen Rudolfs Freundlichkeit ihm gegenüber um so weniger als begründet empfand, als die Königin Margarete der Frau Koppenhoefer mit ihrer gehaltenen Großartigkeit der Trauer ohne Klage im menschlichen Übergewicht ebenfalls gegen Ottokar entschied. Das Dichterische trat in die zweite Linie; es blieb der Umriß der historischen Tragödie, die mehr von den Kronen als von den Königen weiß. Die Bühnenbilder Rochus Glieses, ein streng stilisierter beinahe kubisch geschlossener Raum über halbhohen Säulenbündeln unter einer riesigen flachen ornamentierten Decke, dem die Einzeldekorationen partiell und bruchstückhaft sich einfügten, gaben den rechten Rahmen für die leichte Zwiespältigkeit des Ganzen: der

Wille zum Stil stand vor der erreichten Einheit.

Kampf um den König von der Idee Preußens her war das Thema eines Schauspiels „Rheinsberg" von Friedrich Forster, das im Schillertheater herauskam. Der Verfasser stellt gewissermaßen Rheinsberg gegen Potsdam, und zwar nicht das leichte Rheinsberg der jungen friderizianischen Zeit, sondern das Rheinsberg des Prinzen Heinrich, der dort unter dem zweiten Friedrich Wilhelm grollend und hellsichtig den inneren Niedergang Preußens miterlebt und ihm in Gedanken und Briefen eine neue Idee, eine neue Aufgabe unterlegt, die Aufgabe eines größeren Preußen. Der nie besiegte Feldherr des großen Königs wirft dem toten Bruder vor, daß er sich mit Schlesien begnügt habe: er mußte das Ganze erringen, von einem größeren Preußen aus das Reich neu schaffen und gestalten. Er selbst, Prinz Heinrich, vermag das nicht mehr, ist zu alt: sein Erbe soll Louis Ferdinand werden. Von ihm verlangt er die revolutionäre Haltung gegen den König, gegen das alte Preußen, ihm hinterläßt er seine Millionen, damit er das große Werk vollenden kann. Louis Ferdinand, preußischer als der alte Herr, lehnt die Auflehnung gegen den König energisch ab: am Tag der Beisetzung des Prinzen aber, als Friedrich Wilhelm der Dritte und die junge Königin Luise in Rheinsberg weilen, unternimmt er den Versuch, den König für die Idee Rheinsberg zu gewinnen: er stellt ihm die Millionen, die er soeben geerbt hat, zur Reform der Armee zur Verfügung, er fordert von ihm den Krieg gegen Napoleon — und stößt auf entrüstete Ablehnung. Friedrich Wilhelm kennt die Briefe des alten Prinzen, kennt seine Ideen und seine Hoffnungen auf Louis Ferdinand: er verläßt empört das Schloß, in dem er nur die verschollene sinnlich verspielte Zeit des Rokoko spürt, obwohl Luise sich alle Mühe gibt, zwischen den Vettern zu vermitteln. Friedrich Wilhelm bleibt fest — bis zum Tage von Rudolstadt. Da erkennt er den Sinn der Forderungen Louis Ferdinands: er ist bereit, ihm die Krone abzutreten — als es zu spät ist. Der Prinz wählt das Schwert: das alte Preußen versinkt und Louis Ferdinand mit ihm: die Idee Rheinsberg aber lebt fort und bleibt Sieger.

Die jüngere Generation hat die Romantik des unromantischsten Staates von den verschiedensten Seiten her aufgegriffen, von den Ideen wie von den Persönlichkeiten her. Forster vereinigt beides, die Romantik des Persönlichen und des Ideellen. Er stellt Louis Ferdinand in die Mitte und macht ihn zum geistigen Erben Heinrichs: er läßt ihn im Hintergrund Bach spielen und zugleich Friedrich Wilhelm und Luise trotz allem für sich gewinnen. Er hebt die Geschichte aus den Angeln und unterstellt sie seinem Willen: was sich nie und nimmer hat begeben, läßt er mit historischen Gestalten um seiner Idee willen geschehen. Über dem Pathos der Geschichte baut er das Pathos der Geschichtsdeutung auf — bis an die Grenze der Rhetorik. Der Regisseur Walter Felsenstein hatte nicht unrecht, von diesem Pathos der Deutung aus eine romantische Rhetorik zum Träger des Ganzen zu machen und aus dem Drama eine gespannte Diskussion der Deutungen zu entwickeln, die der Autor heranbringt. Indem er Herrn Quadflieg als Louis Ferdinand gegen den ausgezeichnet spröden Herrn Clausen als König stellte, schuf er vom Menschlichen her einen Gegensatz, der wirksamer als der dramatische der Ideen war.

Ein zweites Stück Forsters, das das Staatstheater im Kleinen Haus spielte, „Gastspiel in Kopenhagen", war reine Romantik. Im Mittelpunkt Andersen, der Märchendichter und seine ebenfalls unhistorische große Liebe zu Jenny Lind: erste zarte Hoffnung zu Beginn, Märchen des Gefühls, dann beim Gastspiel Jennys in Kopenhagen Abschied und Trennung: die junge Sängerin ist schon gebunden, vermag sich nicht von einem Jugendgeliebten zu lösen. Andersen läßt sich in Rom von seinem alten Freunde Thorwaldsen trösten — und dieser letzte Akt rechtfertigte das Ganze. Denn Thorwaldsen war Herr Kayßler, und was der aus den Andeutungen des Autors machte, war herrlich, war so reife, überlegene Menschlichkeit, mit der der Schauspieler von sich aus weiterdichtete und dem leichten Spiel die Krone eines tiefen, weisen Lebensverstehens aufsetzte, daß man sich das Anschauen der Komödie keinen Moment mehr verdrießen ließ.

★

Einen interessanten Abend brachte die Volksbühne im Theater in der Saarland-

straße. Sie spielte Turgenjew und Tschechow, „Das Gnadenbrot" und den einst viel gespielten guten alten „Bär". „Das Gnadenbrot", ein Zweiakter, ist bester Turgenjew, ein Stückchen russischen Lebens, geformt nach gut westlichem Theaterrezept. Ein junges Paar, das eben geheiratet hat, kehrt auf das elterliche Gut der jungen Frau heim. Festlicher Empfang; unter den Begrüßenden ist auch ein alter „Resident", ein ehemaliger Gutsbesitzer, der seit fast zwei Jahrzehnten das Gnadenbrot bei den Eltern der jungen Frau empfing. Ein bedenkenloser Nachbar macht sich den Spaß, den Alten betrunken zu machen, ihn zu allerhand Torheiten zu reizen, bis er schließlich die Haltung verliert und verrät, daß er der Vater der jungen Frau ist. Der junge Mann veranlaßt ihn zu gehen, verspricht ihm finanzielle Hilfe; die junge Frau, die Zeugin des unbedachten Geständnisses war, stellt sich vor ihn, bis ein Schlaganfall dem Leben des Alten und den Schwierigkeiten ein Ende macht.

Das ist geschickt um die große Rolle gruppiert — und da Herr Kloepfer diese Rolle mit Einsatz all seiner Mittel spielte, gab es, obwohl das eigentlich Östliche fehlte, einen großen Erfolg, auch für die junge Frau, für die man Fräulein Maria Landrock eingesetzt hatte. Sie wirkte zuerst durch ihre Jugend, im zweiten Teil durch die überraschende Echtheit, mit der einer der Ausbrüche gelang. Sie hat bis jetzt das Talent des Schauspiels; man wird abwarten müssen, wie das Talent des Lebens über gelegentliches Aufleuchten hinaus hinzutreten wird. Sehr intensiv in einer fast stummen Rolle der Schauspieler Ludwig Linkmann von einer Kraft der menschlichen Echtheit nur aus dem Dasein, die sehr stark wirkte. In der Groteske „Der Bär" von Tschechow spielte derselbe Schauspieler den Diener mit einem so sicheren Stilgefühl für die konstruktive Unwirklichkeit, in die man diesen Einakter eigentlich stellen müßte, daß er beinahe den Maßstab für das Ganze lieferte.

Dieses Ganze ist erfreulich lebendig geblieben. Es ist eine russische Paraphrase des Shakespeareworts: „Ward je in solcher Laun' ein Weib gefreit?" — Eine junge Witwe lebt nur noch der Erinnerung und Trauer um den Seligen, bis ein robuster Gläubiger des Toten, der Bär, erscheint, Krach schlägt, mit ihr um Bezahlung der Schulden rauft und im Raufen das vergessene Leben weckt, also daß beide sich am Ende selig verliebt nach Krach und Prügelei in die Arme sinken. Man kann das Stückchen im Grunde nur stilisiert unwirklich spielen: Herr Kuhlmann nahm den Bären real, Frau Flockina von Platen die Witwe desgleichen: der Erfolg bewies, daß es auch auf diesem Wege geht. Das Publikum war beglückt und begeistert, mehr fast als von dem Gnadenbrot Turgenjews.

Literarische Rundschau

Deutschland im Kampf

Von der Kriegschronik „Deutschland im Kampf", herausgegeben von Ministerialdirigent A. J. Berndt und Oberstleutnant von Wedel (Berlin, Otto Stollberg) liegen die Lieferungen für Juli, August und September vor. Außer der Übersicht über die kriegerischen Ereignisse in den bekannten Rubriken sind wiederum eine Reihe von Dokumenten, wie politische Geheimakten des französischen Generalstabes, der Wiener Schiedsspruch, die Abmachungen über den Schutz der deutschen Volksgruppen in Ungarn und Rumänien und anderes aufgenommen. — In „Lehmanns Wehrmachtsbücherei" (München, J. F. Lehmann) sind neu erschienen „Torpedo- und Minenkrieg" von Kapitän z. S. F. Ruge (34 Abb. u. Skizzen. RM 2,—), „Rüstungsbetriebe der Welt" von Fritz Seidenzahl mit einem Vorwort von Major L. Schüttel (12 Abb. RM 2,—) und „Mut und Tapferkeit, Wege der Wehrerziehung" von Rudolf Murtfeld (RM 1,50). — Ein Sondergebiet in Deutschlands Kampf soll in einer neuen Reihe behandelt werden „Kolonial-Bücherei", die unter Mitwirkung der Auslandsorganisation der

NSDAP., des Oberkommandos der Kriegsmarine und des Reichsbundes Deutscher Seegeltung erscheint (Berlin, Steiniger Verlag). Sie will die deutschen kolonialen Interessen fördern und Deutschlands kolonisatorischer Leistungen gedenken. Die ersten 6 Hefte liegen vor: „Die fünf von der Windhuk", eine Schilderung der Flucht von 5 Mann der Besatzung des Afrikadampfers Windhuk im August 1939, die im offenen Boot in einer Seefahrt von 74 Tagen von Portugiesisch-Ostafrika nach Las Palmas gelangten; in der „Nashornjagd am Kilimandscharo" erzählt der Großwildjäger Walter Schulz von seinen Erlebnissen auf einer Tierfangexpedition, die er im Auftrage der ägyptischen Regierung unternahm; die „Flucht aus Rio" behandelt die zielbewußte Durchbrechung der britischen Blockade durch einen Brasiliendeutschen, während „Dynamit für die Ugandabahn" ein Kriegserlebnis unserer Schutztruppe aus dem Jahre 1914 in Deutsch-Ostafrika bringt und in „Vergeltung für Daressalam" die Vernichtung des britischen Kreuzers „Pegasus" durch S. M. S. Königsberg geschildert wird. „Das stumme Haus in der Steppe" endlich gibt ein Erlebnis aus Deutsch-Südwest in spannender Form aus der Zeit der Kämpfe mit den Hereros. — Das Buch von Günther Prien „Mein Weg nach Scapa Flow" (Berlin, Deutscher Verlag. RM 4,80) bedarf keiner Empfehlung mehr: Auflage nach Auflage wird vergriffen und nimmt ihren Weg in das aufnahmebereite Lesepublikum. Es genügt der Hinweis, daß Prien den Ausschnitt seines Lebens gibt, der mit dem Entschluß, zur See zu gehen, beginnt und mit dem Angriff bei Scapa Flow und der siegreichen Rückkehr endet. 64 Aufnahmen sind dem Buche beigefügt. — An dem Buche „Unser Kampf in Norwegen" (München, F. Bruckmann. 7 Karten, 64 Bilder. RM 5,50) haben mitgearbeitet H. H. Ambrosius, Fritz Dettmann, Karl Erck, G. E. Graf und Konteradmiral z. V. Lützow. Erck stellt Norwegens Weg in den Krieg dar, Konteradmiral Lützow schildert den Anteil der deutschen Marine bei der Besetzung Norwegens, G. E. Graf die Landoperationen in Norwegen, F. Dettmann die Leistung der Luftwaffe. H. H. Ambrosius schreibt über das Völkerrecht und die deutsche Aktion im Norden. Dann folgt eine Liste der Ritterkreuzträger aus dem Norwegenfeldzug mit kurzen biographischen Daten, ferner Dokumente der deutschen Heerführung und Dokumente der Gegner, endlich OKW.-Berichte und wichtige Sondermeldungen und eine Zeittafel der kriegerischen Ereignisse in diesem Feldzug.

Rudolf Pechel.

Am Himmel wie auf Erden

In seinem neuen großen Roman „Am Himmel wie auf Erden" (Hamburg, Hanseat. Verlagsanstalt. RM 7,50) berichtet Werner Bergengruen von Begebenheiten, die sich unter der Regierung des Kurfürsten Joachim I. in Brandenburg zugetragen haben. Zu dieser Zeit gehen unter der Bevölkerung der einander benachbarten Städte Berlin und Kölln Gerüchte und Weissagungen von einer neuen Sintflut und einer kommenden Weltenwende um. Durch astrologische Berechnungen erlangt Carion, der gelehrte Ratgeber des Kurfürsten, die Gewißheit, daß den beiden Städten während der Konjunktion der Planeten Jupiter und Saturn im Sommer des Jahres 1524 eine Wassernot von verheerenden Ausmaßen bevorsteht. Vergeblich sucht Joachim I. das Wissen um diese Gefahr geheim zu halten und der Unruhe durch Verordnungen und schließlich durch strenge Gegenmaßnahmen Herr zu werden. Unter der Oberfläche raunt und gärt es fort, die Luft ist mit einer unheimlichen Spannung geladen. Aberglaube und tastende Vermutungen verdichten sich mehr und mehr zum Glauben an ein unentrinnbares Schicksal, ja es ist geradezu, als sehnten die Menschen in ihrer Furcht den allgemeinen Untergang herbei, auf daß sie von ihren Schwierigkeiten und Verantwortung und der ganzen Last des Daseins auf einmal befreit würden. Alle niedrigen Instinkte werden entfesselt. Selbst der Kurfürst vermag sich dem Verhängnis nicht zu entziehen. Als er sich in seinem Vertrauen getäuscht sieht und von den Nächsten verlassen glaubt, deren einen er dem strengen formalen Recht opfert, verdüstert sich sein Gemüt bis zur völligen Verzweiflung. Mit der inneren Sicherheit entgleiten ihm auch die Zügel der Herrschaft. Am Unheilstage kommt es zu Zusammenrottungen der Aussätzigen, Unzufriedenen

und Entrechteten, deren Führung der ehemalige Patrizier Hornung in die Hand zu bekommen versucht, dem der Kurfürst Frau und Ehre nahm, doch er findet mit der wiedergewonnenen Frau den Tod. Aber angesichts der Gefahr werden die Besten ihrer Verantwortung inne. So gibt der Kurfürst, der an der Seite Carions während des heftigen Unwetters durch die Straßen der beiden Städte reitet, jetzt das Beispiel der Unerschrockenheit und der wahren Herrscherwürde. Nun die Leidenschaften schweigen und die Ordnung der Dinge wieder hergestellt erscheint, ist auch die Macht der Dämonen und Elementargeister des Landes gebrochen, die sich ihrer Fesseln zu entledigen suchten. Die Opfer und Erschütterungen dieses Gerichtstages läutern die Seelen der Menschen und geben ihrem Dasein einen neuen Inhalt. Vor dem gehorsam getragenen Schicksal und der Fügung in Gottes Willen erweist sich die Kraft der tröstenden Wahrheit, die in dem Worte: „Fürchtet euch nicht!" beschlossen liegt. — Der große epische Bericht ist meisterhaft komponiert und mit dichterischer Phantasie und sinnenhafter Anschauung durchtränkt. Manche Kapitel besitzen eine novellenartige Geschlossenheit, in anderen wechselt die Handlung auf die Ebene letzter geistiger und seelischer Auseinandersetzungen über, um dann wieder in die unmittelbare Wirklichkeit zurückzuführen. Bergengruen hat in den Gang der Erzählung eine Fülle von packenden Episoden und farbigen Szenen aus dem Leben der verschiedenen Stände eingeflochten. Der Welt der Tätigen und Erkennenden stellt er das natürliche Dasein der wendischen Bevölkerung gegenüber. Aus ihr ragt die aussätzige Worschula hervor, die mit allen ursprünglichen Kräften, mit Tieren, Pflanzen und Elementen vertraut ist und in ihrer Entrücktheit Stimmen hört und nächtliche Visionen hat. Sie ist es, die den Aufstand der Aussätzigen anführt und als letzte Hüterin der mythischen Überlieferung ihres Volkes ihm durch den Untergang der andern Land und Herrschaft zurückzuerobern denkt. Auch die einfache Magd Duschka und Juro, der heimliche König der Wenden, sind echte Kinder der Natur, von denen es einmal heißt, daß sie „im duldsamen Gleichmut stark bleiben, ob sie sich nun behaupten oder untergehen". Bergengruen durchmißt den ganzen Kreis menschlicher Erscheinungen und Seinsweisen, und so entsteht ein geschlossenes Bild vom menschlichen Schicksal überhaupt und der gleichnishaften Bedeutung alles menschlichen Geschehens in einer Zeit für alle Zeit.

Ronald Loesch.

Der Herr Ober

In uns allen steckt ein heimlicher Menschenfreund. Paul Fechter.

Auf den großen Roman der Herzenserfahrung „Die Gärten des Lebens", mit dem Paul Fechter vor Jahresfrist die still und stetig wachsende Gemeinde seiner Freunde beglückte, folgt ein neues Buch — eine neue lautere Freude für den Leser. „Der Herr Ober" (beide: Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) setzt die Reihe der Berliner Romane und die Überlieferung der Fechterschen Erzählkunst fort. Ihre Quelle ist die helläugige Klugheit, Lebenserfahrung und Güte eines Mannes von Substanz; die Mittel sind in einer entwickelten Beobachtungsgabe wie in dem Sinn für die „Zusammenschau" unseres Daseins zu finden; daraus ergibt sich der Ausdruck des Erzählens wie von selbst. Paul Fechters Prosa gleicht einem ruhig dahinströmenden, längst gezähmten und sommerlich warmen Fluß, der von den Lichtern eines jungenhaften Humors und der Ironie aus Weisheit überglänzt ist. — Der Herr Ober namens Gotthold Neumann und wohnhaft in der Berliner Großbeerenstraße wirkt in dem Weinrestaurant Lensch & Co. als leiblicher wie seelischer Betreuer seiner Gäste, die aus Industriellen, Offizieren, Gelehrten, Schriftstellern bestehen. Wer Rumsteak wünscht, bekommt es mit der gleichen fürsorglichen Beflissenheit serviert, wie der Stammgast die erbetene Herzenstherapie. Denn der Herr Ober genießt den Ruf des Philosophen, dessen sich der Geheimrat wie der adelige Hauptmann gern versichern. Doch wie elend versagt alle Philosophie, „die Untersuchung der Ursachen und Prinzipien der Dinge", wie sie der alte Aristoteles definierte, vor dem einen „Ding" voll widersprüchig-launenhafter Buntheit, das wir Leben nennen. Der Philosoph im Frack, der ein heimlicher Menschenfreund von Paul Fechters Gnaden ist, gerät in höllische Bedrängnis, als sein fünfzigjähriges Knabenherz dem reschen Fräulein Jenny Weidlich mit einemmal entgegenschlägt. Im sommerlichen

Ostseebade Göhren beginnt ein schmerzlich-fröhliches Spiel des Schicksals um den tumben Gotthold und die gewitzte Dame Jenny, das ein paar ausgezeichnete Randfiguren, darunter der Dichter Max Dreyer leibhaftig und der erste Mann des Fräulein Weidlich als Deus ex machina, aufs köstlichste beleben. Sieger ist natürlich die üppige Weidlich-Jenny, die den Vater ihres verheimlichten Kindes namens Sieger endlich ... Doch ich verrate schon zuviel. Sieger ist das Leben, das selbst in Wirrnis, Herzeleid und allerhand Ergötzlichkeiten seine innere Ordnung durchsetzt, Sieger ist — Paul Fechter, der heimliche Menschenfreund, der die lebendigen Gestalten, den unvergeßlichen Gotthold, der weise „über die randlose Brille mit den goldenen Armen" schaut, das zielstrebige, energiegeladene Fräulein Weidlich, die geduldig durchs Dasein hinkende Frau Neumann, Herrn Sieger mit dem scharmanten Tropenklaps, die Gäste, Chefs und Kollegen des Herrn Ober, mit heiterer Überlegenheit ihrem Gesetz in eben dieser Ordnung zuführt. Das Buch ist ein Geschenk des Sechzigjährigen an die heimlichen Menschenfreunde, die selbst in harten Zeiten ihre Existenz behaupten.

Gerhart Pohl.

Neue Romane

Auch die Reihenfolge dieser kurz gefaßten Besprechungen bedeutet keine Wertskala. Unter der Gattung Bauernroman kommt dem Buch Wilhelm Fredemanns, „Heimkehr der Söhne" (Potsdam, Rütten & Loening. RM 4,80), Gewicht und Bedeutung zu. Nüchterne Klarheit und klare Nüchternheit schaffen das Bild niederdeutscher Söhne, von denen einer gegen das durch bäuerlichen Besitz vorgeschriebene Gesetz der Brautwahl ankämpft. Fredemann arbeitet mit sprachlicher Sauberkeit. — Der jetzt 50jährige Franz Schauwecker gibt aus seiner geachteten Werkstatt die Geschichte eines Ingenieurs heraus, der zwischen patriotischer Pflicht und Herzensneigung zu wählen hat: „Mann zwischen Heute und Morgen" (Leipzig, Hesse & Becker. RM 4,80). Lebendige Welt, lebendige Menschen! — Roman aus Österreichs schwerer Zeit, gehört zum Untertitel des menschlich sympathischen Zeitdokumentes „Die Unvollendeten" von Ernst Wurm (Böhmisch-Leipa, Ed. Kaiser. RM 4,80). Das scharf profilierte Porträt eines Gestrauchelten, der im Nachkriegs-Österreich wieder in die bürgerliche Welt zurückkehren will, zuvor aber durch Abgründe einer asozialen Welt schreiten muß. — Eberhard Froweins „Haus zur göttlichen Vorsehung" (Leipzig, Hesse & Becker. RM 5,50) stellt Welt und Umwelt des historisch verbürgten Wunderarztes Dr. Mesmer aus dem Wien der Maria Theresia vor, weltanschauliche Gedanken klingen zurückhaltend an. — Mit Vera Prill den „Ausflug nach Röbbicke" zu machen, gehört zu ergötzlichen Lesestunden (Berlin, Deutscher Verlag. RM 3,60). Zwei Gymnasiallehrer gehen im märkischen Land umständliche, aber doch zum Ziel führende Liebeswege, die Schule stellt die von der heiteren Seite gesehene Kulisse. — Inge Stramm packt konkret und frisch die Liebe eines Mädchens zwischen dem alternden und dem jugendlichen Mann an, eine gesunde Naturnähe gibt hier den passenden Rahmen. „Johannisminne" gehört zu keiner Dutzendware, die hier ohnedies unbesprochen bliebe (Berlin, Brunnen-Verlag Willi Bischoff. RM 4,80). — Besinnlich und verhaltend, maß- und zuchtvoll sowie auch mit sicherer Psychologie erzählt Herbert Strutz die Geschichte eines Sommers die ein Künstler erlebt, der in die Bergwelt Kärntens ging, um Klarheit und Ruhe in seinen Herzensangelegenheiten zu bekommen. „Tag für Tag" (Paderborn, Ferd. Schöningh. RM 3,80). — So liebesglühend wie der Titel „Flamme, die sich verzehrt", ist auch der ganze Roman des in Wien lebenden Schriftstellers Gregor von Rezori (Berlin, Propyläen. RM 3,20). Thema: die schwärmerische Liebe eines Mannes, dem es weder an Zeit noch Geld mangelt, zu einer berühmten Geigerin. Stimmungsgeladen und zuweilen überschwänglich. — Dem Romanhaften ab-, zeitunmittelbarem Kriegsleben zugewandt ist die kleine Erzählung des gemütvollen Schwaben Theodor Haering „Das Lächeln des Herrn Liebeneiner" (Heilbronn, Eugen Salzer. RM 1,60). Vom Leben und von der Weisheit eines

wieder aus dem Ruhestand getretenen grundgütigen Beamten, sehr ansprechend und warm erzählt. — Spaniens Abwehrkampf gegen Napoleons Herrschgelüste gehört zum düster-ernsten Hintergrund des Zeitgemäldes, das Ernst Dancker in seinem Roman „Vor Gott und dem Gewissen" geschaffen hat (Köln, Kurt Schroeder. RM 4,80). Eine kunstvolle Verflechtung von Schicksalen liebender, kämpfender und schuldbeladener Menschen, ein Buch zur ernsten Unterhaltung. — Drei Bücher haben uns mit Hans Reisers neuem Schaffen bekannt gemacht: „Der neue Binscham" (RM 5,50), „Das Auge der Göttin" (RM 5,50) und „Goldklumpen" (RM —,80. Böhm.-Leipa, Ed. Kaiser). Alle drei Bücher aus der Feder eines Deutschen, der mehrere Jahre im brasilianischen Urwald lebte. Ein moderner Till Eulenspiegel, mitunter fast schnoddrig frivol, naturburschenhaft, rücksichtslos ehrlich, schriftstellerisch flott und unbekümmert, aber doch konzentriert diszipliniert. — Das unausschöpfliche Thema der Weltkriegsschicksale findet bei Gert von Klaß eine fein durchgearbeitete Behandlung. „Die Liebe des Leutnants Wartenstein" (Berlin, Propyläen. RM 3,50) beginnt scheu und zögernd, blüht auf und endet mit gedämpftem Trommelklang. Ein männlich empfundenes, taktvolles Buch. — Außerhalb dieser Romanserie noch einige empfehlende Zeilen für Norbert Jacques, der durch die heimatliche wie durch die fernste Welt ohne Baedeker, aber mit klugen Augen wandert. „Wirbel der Welt", unter diesem Titel hat er seine Erlebnisse, Berichte, Begegnungen (Darmstadt, L. C. Wittich. RM 3,80) zusammengefaßt. Was er auch anpackt, findet durch ihn Seele, Gestalt, Leben, die kleinsten Dinge, die unbeachtetsten Menschen und Landschaften, ein Buch voll reicher und reifer Lebenskultur.

Erich Frank.

Kalender

Die Goethesche Forderung, daß man keinen Tag vergehen lassen solle, ohne ein gutes Bild betrachtet zu haben, erfüllen die Kalender des Hermann A. Wiechmann-Verlages, München. Ob man nun den „Kunstkalender auf das Jahr 1941" (RM 3,80) mit seinem großen Format oder den Kalender deutscher Malerei „Der Schatzgräber" oder den „Kalender Deutscher Künstler" (beide RM 2,60) zur Hand nimmt, in jedem findet man, in Abschnitten nach Wochen oder nach halben Monaten, meisterhafte Reproduktionen in bester Ausführung guter deutscher Malerei und Graphik aus früheren Zeiten und aus der Gegenwart. Der Kunstkalender schöpft aus den Schätzen der Staatlichen Graphischen Sammlung in München, die beiden andern bringen farbige Reproduktionen von Bildern, die sich auch als Postkarten versenden lassen. Hier ist eine saubere und verantwortungsbewußte Arbeit geleistet.

O Straßburg

Wiederholt haben wir auf die künstlerische Arbeit hingewiesen, die von den Mitteldeutschen Stahlwerken in Riesa in der Herstellung wertvoller Plaketten geleistet wird, weil hier die Tradition eines Kunstzweiges aufgenommen ist, der in früheren Zeiten deutsche Eisenplaketten in höchster Vollendung zeitigte. Nun liegt die Jahresplakette 1940 vor. Sie zeigt das Straßburger Münster. Aus der Enge der auf die Kirche zuführenden Gasse mit ihren giebeligen Bürgerhäusern erhebt sich der gewaltige Bau Meister Erwins mit seiner Westfassade und seinem einem zum Himmel strebenden Turm. Es ist ein schönes und wertvolles Stück, und das feine Maßwerk der Rosette über dem Portal wie auch die Strebigkeit der Pfeiler und die Gliederung der Fenster kommen in dem kunstvoll behandelten spröden Material sehr fein zum Ausdruck. Fritz Hörnlein, Dresden, hat die Gußvorlage in minutiöser Kleinarbeit unter Berücksichtigung auch der bildmäßigen Wirkung geschaffen. Der Preis beträgt RM 3,—.

Die Kunst der Ostmark

Als eine schöne Ergänzung zu der Veröffentlichung „Altdeutsche Bildschnitzer der Ostmark" ist jetzt eine treffliche neue Gabe zum Verständnis der alten österreichischen Kunst erschienen: „Maler der Ostmark im 19. Jahrhundert" von Bruno Grimschitz (Wien, Anton Schroll & Co. 88 Bildtafeln, darunter

Für den, der das Verlangen hat, sich nach der sportlichen Bewegung in der kristallklar scharfen Luft des Winters »von innen« zu erwärmen: ASBACH »URALT« gewährt in jeglicher Gestalt einen ganz einzigartigen Genuß, ob pur oder mit Tee und Heißwasser gemischt. Der volle runde Weinduft und der milde »weinige« Geschmack von ASBACH »URALT« bringen sich immer wirkungsvoll zur Geltung.

IM

Asbach Uralt

IST DER GEIST DES WEINES!

8 Farbtafeln. RM 6,50). Dieses Buch bildet den zweiten Band der Ostmark-Reihe, für die K. H. Waggerl als Herausgeber zeichnet. Hier wird die ganze Eigenart ostmärkischer Kunst in überwältigenden Zeugnissen, die glänzend wiedergegeben sind, lebendig und zeigt sich als eine willkommene, ja unentbehrliche Ergänzung zum Kunstschaffen im Reiche. Von den Künstlern, deren Werke aufgenommen sind, nennen wir: F. H. Füger, Barbara Krafft, J. A. Koch, Leopold Kupelwieser, Josef Rebell, Friedrich Loos, Josef Kreutzinger von den unbekannteren. Natürlich sind alle die großen Namen wie Schwind, Schnorr von Carolsfeld, Josef von Führich, Friedrich von Amerling, Daffinger, Jakob Alt, Waldmüller, Schindler, Gabriel von Max, Karl Schuch und selbstverständlich Makart vertreten. Sehr fein ist es, daß auch Adalbert Stifters „Blick in die Beatrixgasse in Wien" aufgenommen ist. Die Einleitung von Grimschitz gibt einen klaren Überblick über die künstlerischen Kräfte, die mit der Landschaft und dem Zauber Wiens zusammenwirkten, um diese Fülle von buntem und gefälligem Reichtum entstehen zu lassen. In dem ganzen Band und der Einleitung ist sehr viel von der sympathischen ostmärkischen Anmut eingegangen, die aber die Größe und Bedeutung der Leistung nur steigert.

Politik und Geschichte

In den kleinen Büchern zur Geschichte, auf die wir schon mehrfach hinwiesen, sind 2 neue Bändchen von Rang und Gehalt erschienen: Willy Andreas, „Friedrich der Große und der Siebenjährige Krieg" (RM 2,–) und Wilhelm Schüßler, „Deutschland zwischen Rußland und England" (Leipzig, Koehler & Amelang. RM 3,50). Andreas gibt hier einen stark erweiterten Festvortrag aus dem Jahre 1938, der nach der politischen Seite durch die Akten des Sächsischen Hauptarchivs und durch die Heranziehung der einschlägigen Bände der Politischen Korrespondenz Friedrichs des Großen stark erweitert ist, ohne daß darüber die besonderen militärischen Gesichtspunkte zu kurz kämen. Wilhelm Schüßler gibt in drei Aufsätzen Studien zur Außenpolitik des Bismarckschen Reiches, in denen er Bismarcks Bündnissondierung in England aus dem September 1879, sein Bündnisangebot an England aus dem Jahre 1889 und die deutsch-englischen Bündnisgespräche zwischen 1898 und 1901 untersucht. – Unter dem Titel „Volk und Staat in der deutschen Geschichte" hat der Berliner Historiker Fritz Hartung gesammelte Abhandlungen erscheinen lassen (Leipzig, Koehler & Amelang. RM 13,–). In dem bisher unveröffentlichten Eingangsaufsatz, der dem Bande den Titel gab, wird die Dominante auch der andern früher schon erschienenen Abhandlungen angegeben: die untrennbare wechselseitige Verbindung zwischen dem Volk als der natürlichen Grundlage des Staates und dem Staate als der politischen Organisation des Volkes. Das Thema wird in seiner Problematik variiert an den verschiedensten Zeiten und Gestalten der deutschen Geschichte vom ausgehenden 15. Jahrhundert bis zu Bethmann-Hollweg. Überall geht Hartung in seiner ruhigen und sachlichen Art den inneren Kräften nach, die Leben und Schicksal eines Volkes bestimmen und ihm die äußere politische Form geben. – Neben den Fragen Volk und Staat kreisen wesentliche Untersuchungen um das Reich. Die Festschrift für den Tübinger Historiker Johannes Haller zu seinem 75. Geburtstage trägt den Titel „Das Reich. Idee und Gestalt (Stuttg., J. G. Cotta. RM 12,50). Herausgeber dieser gehaltvollen Schrift sind Heinrich Dannenbauer und Fritz Ernst, mitgearbeitet haben namhafte deutsche Gelehrte wie Matthias Gelzer, Joseph Vogt, Ernst Kornemann, Alexander Graf Schenk von Stauffenberg, Robert Holtzmann, Alfons Dorsch, Hermann Schneider, Helmut Göring, Wilhelm Schwarz, Kurt Borries, Reinhard Wittram und die beiden Herausgeber. Das Buch ist durch das Gewicht seiner Beiträge eine würdige Huldigung für den Jubilar. – „Das Reich in der deutschen Dichtung unserer Zeit" untersucht Arno Mulot (Stuttgart, J. B. Metzler. RM 3,40). Er zeigt die innere Einheit des Schrifttums, das oft recht zwiespältig erscheint, und dabei ergibt sich naturgemäß ein nicht uninteressanter Gegensatz von Wünschen der Vergangenheit und den Tatsachen der Gegenwart. Wesentlich bleibt, daß die Gedanken und das Sehnen der schöpferischen Menschen immer um diese Frage sich gedreht haben und an ihr weiter mitarbeiten werden. – In der Samm-

die neue linie

Im Januar-Heft:

Reichsstädte des Elsaß

mit einem Aufsatz von Kasimir Edschmid

Aus dem übrigen Inhalt:

Das Gesicht der Bessarabiendeutschen · Titelblatt-Wettbewerb der neuen linie · Worpsweder Ateliers (mit reizenden, farbigen Zeichnungen) · Marionetten · Großes Farbfoto „Deutscher Kampfflieger über England"

Preis RM 1.— · Verlag Otto Beyer · Leipzig-Berlin

Deutsche Buchhändler-Lehranstalt
Leipzig C 1, Gutenberg Platz 9
Ostern und Michaelis Jahreskurse, auch für Ausländer. Lehrplan durch die Verwaltung

BEILAGENHINWEISE

(Außer Verantwortung der Schriftleitung)

Der vorliegenden Ausgabe unserer Monatsschrift liegen Prospekte folgender Buchverlage bei, die wir der Aufmerksamkeit unserer Leser empfehlen:

Junker und Dünnhaupt Verlag, Berlin,
betr. Volkhafte Dichtung der Zeit.

Vittorio Klostermann, Frankfurt a. M.,
betr. Werke von Prof. Otto J. Hartmann.

2. Kriegswinterhilfswerk 1940/41

Der Führer:

85 Millionen, die einen Willen haben, einen Entschluß und zu einer Tat bereit sind, bricht keine Macht der Welt!

In Berlin

ist das neue Heft der

„Deutschen Rundschau"

ständig vorrätig bei folgenden Buchhandlungen:

Amelang'sche Buch- und Kunsthandlung, Kantstr. 164

Buchhandlung Karl Buchholz, Leipziger Straße 119/20

S. Calvary & Co., Friedrichstr. 194/199

Gutenberg-Buchhandlg., Tauentzienstr. 20

Herder'sche Buchhandlung, W 8, Französische Straße 34

Stuhr'sche Buchhandlung, Kurfürstendamm 212

Wer noch nicht auf die „Deutsche Rundschau" abonniert ist, lasse sich Musterexemplare vorlegen.

lung „Weltgeschehen" (Leipzig, W. Goldmann) ist eine zusammenfassende Darstellung des portugiesischen Kolonialreiches, die bisher im deutschen Schrifttum fehlte, von Ernst Gerhard Jacob: „Das portugiesische Kolonialreich" erschienen (5 Karten. RM 2,85). Der statistische Anhang und die Zeittafel sowie das Verzeichnis der portugiesischen Kolonialhelden erhöhen die Benutzbarkeit des Buches, das eingehendes Studium verrät und dem portugiesischen Volke unter seinem großen Führer Salazar, gestützt auf sachliche Gesichtspunkte, eine bedeutende Zukunft voraussagt. — Im gleichen Verlage stellt Erich Reimers Deutschlands Ringen um den Osten dar: „Der Kampf um den Osten" (16 Bilder. RM 8,50). Ein solcher geschichtlicher Unterbau über einen 2000jährigen Kampf ermöglicht die Urteilsfindung für den gegenwärtigen Stand des Ringens. — Von Anton Zischka liegen 2 neue Bücher vor: „Ölkrieg", in dem die Wandlung der Weltmacht Öl untersucht wird, die freilich gerade in unserer Zeit immer neue Wandlungen erfährt, so daß mit dem Geschehen das Buch nicht immer Schritt hält, aber das Buch gibt für die vergangene Zeit reiches Material (27 Bilder. RM 7,50). In seinem 2. Buche behandelt Zischka „Englands Bündnisse" (3 Karten, 24 Bilder. RM 7,50). Zischka will, ausgehend von Englands Bündnis mit Portugal im Jahre 1373, bis zum Bündnis mit Polen im Jahre 1939 nachweisen, daß Großbritannien immer nach Bundesgenossen gesucht habe, die ihre Haut für das Weltreich unter möglichster Schonung eigener Menschenkräfte zu Markte trügen. — Franz Thierfelder hat seine tatkräftige kulturpolitische Arbeit durch eine neue Schrift erweitert: „Der Balkan als kulturpolitisches Kraftfeld" (Berlin, H. Stubenrauch. RM 2,85). Aus eigener Kenntnis, die er in reger und anerkennenswerter Arbeit erwarb, spricht er über die zwischenstaatliche Propaganda und den geistigen Austausch in Südosteuropa, wozu ihm ein überreiches Material zur Verfügung steht, das er zuverlässig gesichtet hat und allgemeinverständlich darlegt. — Mit einem Geleitwort von Admiral a. D. Foerster ist in der „Schriftenreihe des Deutschen Ausland-Instituts" eine Arbeit von Kurt Meißner, „Deutsche in Japan" erschienen (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1 Karte, 24 Abb. RM 5,—). Über drei Jahrhunderte, von 1639—1939, dehnt sich die Untersuchung aus, die nicht nur ihren Wert als geschichtlicher Beitrag zu deutscher Arbeit im Auslande hat, sondern auch ein guter Führer zum Verständnis japanischen Denkens und Fühlens ist. Kurt Meißner war für solche Aufgabe besonders berufen, da er mit offenen Augen und ehrlichem Bemühen in den langen Jahren seines Aufenthalts in Japan den Zugang zum Gastvolke gesucht hat.

Rudolf Pechel

Verzeichnis der Mitarbeiter

Heinz Flügel, Kleinmachnow — Dr. Friedrich Schulze-Maizier, Berlin — Professor Dr. Martin Wackernagel, Münster — Lily Gädke, Berlin-Zehlendorf — Ronald Loesch, Dresden-Weißer Hirsch — Gerhart Pohl, Wolfshau — Erich Frank, Aschaffenburg

Hauptschriftleiter: Dr. Rudolf Pechel, Berlin-Grunewald, Fernruf: Berlin 891267 • Verlag: Deutsche Rundschau Dr. Rudolf Pechel, Berlin Leipzig • Gesamtauslieferung Lühe & Co., Leipzig C 1, An der Milchinsel 2 • Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt • Übersetzungsrechte vorbehalten • Die Bezugspreise (Einzelheft 1,— RM Jahresabonnement 12,— RM) ermäßigen sich für das Ausland (mit Ausnahme von Palästina) um 25%

Reclam-Druck Leipzig • Anzeigen-Verwaltung: Leipzig C 1, Inselstr. 22/24. Fernspr. 72171 App. 34. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Fritz Maaß, Leipzig. Zur Zeit Anzeigen-Preisliste Nr. 7 gültig.

HANS ROESELER

Über die Souveränität

Das Problem der Souveränität hat heute eine fast unheimliche Aktualität angenommen. Viele Staaten Europas, deren deutlichstes Kennzeichen in ihrer Eigenschaft als unabhängige Staaten eben die Souveränität war, haben diese zum Teil ganz, zum Teil teilweise verloren. Die Krise des Souveränitätswandels erstreckt sich aber über die ganze Erde. Auch in Übersee, im Westen — man denke nur an die Stützpunktpolitik der Vereinigten Staaten auf britischen Besitzungen — oder in Ostasien, überall ist gleicherweise eine Veränderung des Souveränitätsbegriffes, aber auch der Staatswirklichkeit festzustellen. Deshalb ist es an der Zeit, sich einmal ganz allgemein über die Souveränität zu unterrichten.

Da findet man dann erstaunt, daß der Begriff der Souveränität, wie wir ihn dem modernen Staat unserer Zeitläufte gegenüber anzuwenden pflegen, eigentlich sehr jungen Datums ist. Das Altertum hat ihn nicht gekannt. Der klassischen Staatsphilosophie der Griechen war der Staat ein Vernunftgebilde. Alles höhere sittliche Leben war gebunden an das Dasein einer staatlich organisierten Gemeinschaft, die zugleich Religions-, Sippen-, Rechts- und Wirtschaftsgemeinschaft ist. Gerhard Ritter hat — wie in diesen Blättern erst kürzlich ausführlich dargestellt wurde — in seiner glanzvollen Untersuchung „Machtstaat und Utopie" darauf hingewiesen, daß die höchste Aufgabe des Staates die Erziehung des Bürgers zur Rechtschaffenheit, zur δικαιοσύνη gewesen sei, und daß schon aus dieser allgemeinen Gutgläubigkeit an den an sich guten oder wenigstens nicht an sich schlechten Charakter der Menschen der Staat mehr eine Art „moralischer Anstalt" sein sollte, als ein Instrument der Macht. Aristoteles ermahnt den Tyrannen, „sich seinen Untertanen mehr als Hausvater und König zu erweisen, nicht als Usurpator, sondern als Verwalter ihrer Habe, als einen Mann, der ein Leben des Maßes und nicht des Übermaßes verfolge". Die Autarkie des antiken Staates, die Selbstgenügsamkeit der Polis bezeichnet so mehr die Eigenschaft, „vermöge deren das menschliche Ergänzungsstreben im Staat zur vollsten Befriedigung gelangt". Das antike Tugendideal der „maßvollen Besonnenheit" der σωφροσύνη und die Vorstellung vom angeborenen Rechtssinn aller Menschen haben die wahre Einsicht in die Eigenart politischer Auseinandersetzungen nicht aufkommen lassen und führten, wie Ritter gleichfalls überzeugend nachweist, „zu theoretischer Verharmlosung politischer Machtkämpfe und nicht zu tieferer Erkenntnis ihrer Dämonien". Dem aristotelischen Staatsbegriff, der vor allem Autarkie von der Polis verlangt, also wirtschaftliche und sittliche Unabhängigkeit fordert, widersprechen aber taktische, rechtliche und politische Abhängigkeitsverhältnisse durchaus nicht. Ebenso ist auch den Römern die Vorstellung der souveränen Staatsform fremd gewesen. Es gab ja in der Antike keinen Gegensatz zu anderen Mächten, weil diese anderen gleichgeachteten Mächte nicht existierten. Die Welt außerhalb der eigenen Polis, außerhalb des römischen Imperiums, war ja die Welt der Barbaren, deren politische Eigenwelt und Eigenständigkeit man ja gar nicht sehen, erkennen oder gar anerkennen konnte noch wollte. Dem Altertum fehlte der Gegensatz der Staatsgewalt zu anderen Mächten, wodurch allein die Souveränitätsvorstellung zum Bewußtsein gelangen kann. So blieb auch dem römischen Staat der Begriff der Souveränität fremd. Ciceros Staatsdefinition

(res publica = res populi) besagt zwar, daß im Staat das Volk die Quelle aller öffentlichen Gewalt sei – und dieser Gedanke ist bis in späte Zeiten der römischen Geschichte lebendig geblieben – aber die Frage der Souveränität des Staates ist ja nicht gleichbedeutend mit der Frage, wer im Staat die höchste Gewalt innehabe.

Souveränität konnte erst als politische Vorstellung, die sie in ihrem geschichtlichen Ursprung ist, in Erscheinung treten, als der Gegensatz der Staatsgewalt zu anderen Mächten deutlich und spürbar geworden war. Das vollzog sich im Laufe des Mittelalters. Und an seinem Ende wird dann auch der moderne Staat sichtbar. Im Mittelalter sind es nun drei große Machtträger, die dem Staat, wo er sich entwickelte und staatliche Unabhängigkeit für sich zu erringen anschickte, seine Selbständigkeit bestritten: die Kirche (im Kampfe um den Vorrang überhaupt), das Reich (im Streit mit den entstehenden Einzelstaaten) und endlich die Stände, d. h. die großen Lehnsträger und Korporationen, die sich innerhalb der Reiches und der staatlichen Gebilde aufrichteten. Im Kampfe mit diesen drei Machtgruppen ist die Vorstellung der Souveränität entstanden. Sie ist zunächst, wie die deutsche Rechtslehre sich auszudrücken pflegt, lediglich ein defensiv gerichteter polemischer Begriff und nahm erst im weiteren Verlauf offensive Natur an. Die moderne Formulierung der Souveränität stammt von Jean Bodin (1530 bis 1596), dem französischen Staatsphilosophen. Seine Erkenntnis ist aus der politischen Geschichte Frankreichs erwachsen, aus ihr abstrahiert und ins Absolute erhoben. „L'état est un droit gouvernement des plusieurs mesnages et de ce que leur est commun avec puissance souveraine." Oder in lateinischer Sprache: „Recta plurium familiarum et rerum inter ipsas communium cum summa perpetuaque potestate gubernatio."

Die Staatsdefinition Bodins, die zum erstenmal aussagt, daß jede gerechte Herrschaft über eine Vielheit von Haushaltungen, die mit souveräner Gewalt ausgestattet ist, d. h. mit nach außen und innen höchster und unabhängiger Gewalt, ein Staat sei, ist in der Tat die erste Formulierung des Tatbestandes der Souveränität des modernen Staates, ist die begriffliche und juristische Feststellung einer politischen Vorstellung und damit das politische Programm einer neuen staatlichen Entwicklung.

Gewiß ist diese Feststellung zunächst nur negativer Art. Hier wird ausgesagt, was der Staat nicht ist oder sein darf, wenn er Staat bleiben und sein will. Er ist nicht abhängig, weder von der Kirche, noch vom Reich, noch von den Ständen!

Allmählich bildete es sich nun heraus, jeweils von zwei verschiedenen Souveränitäten zu sprechen, von der Staatssouveränität und der Personalsouveränität der höchsten Staatsorgane. Uns liegt es ja noch im Ohr, wie von dem Souverän, dem fürstlichen Vertreter der höchsten Gewalt im Staat, gesprochen wurde. Die Frage nach der höchsten Gewalt im Staate hat aber im Grunde nichts mit der Frage nach der höchsten Gewalt der Staaten zu tun! Bodin hat acht „vrayes marques de souveraineté" unterschieden, deren man sich mit Recht erinnern mag: die Gesetzgebung, die Entscheidung über Krieg und Frieden, die Ernennung der obersten Beamten, die höchste Gerichtsbarkeit, Recht auf Treue und Gehorsam, das Begnadigungsrecht, das Münz- und Besteuerungsrecht.

Sobald sich nun eines dieser Rechte nicht in der Hand des Trägers der Souveränität befindet, geht der Souveränitätsbegriff aus seiner bisherigen Defensive in die Offensive über. Nach dem Engländer Hobbes, der die Lehre von der

Souveränität wissenschaftlich zu ergründen sucht, ist der Souverän „nicht klagbar und nicht bestrafbar, höchster Bewahrer des Friedens und höchste Autorität in Glaubenssachen". Wie Bodin aus seinen französischen Erfahrungen und Verhältnissen, hat auch Hobbes aus seinen englischen heraus den Souveränitätsbegriff ins Absolute und Allgemeine erhoben.

Jedenfalls ist aus alledem *eine* Folgerung zu ziehen, die von größter Bedeutung auch für den Wandel der Souveränität in der Gegenwart sein dürfte: die Souveränität ist eine *historische*, keine *absolute* Kategorie! Das ist sicher keine neue Weisheit, sondern längst schon immer ein Besitz etwa unserer Staatsrechtslehre gewesen. Aber die politische Erlebniswelt eines zugespitzten demokratischen Zeitalters, das uns in Europa auf dem Boden des sogenannten Selbstbestimmungsrechtes der Völker eine Buntheit und Vielfalt von Staaten und staatsähnlichen Gebilden beschert hat, die den natürlichen Lebensraum in grotesker Weise aufsplitterten, hat uns das nur zu leicht vergessen lassen, und erst dem Sturmwind der großen revolutionären Bewegung, die wir in der Gegenwart erleben, ist es zu danken, daß die historische Kategorie des Souveränitätsbegriffes wieder von dem Schleier des absoluten Anspruchs zur Geltung kommt.

Dies ist die eine und wichtigste Erkenntnis, die uns auch eine noch so kurze Betrachtung der Geschichte des Souveränitätsbegriffes beschert. Von hier aus mag man das Geschehen in der politischen Welt unserer Zeit einmal betrachten. Man wird dann immer, gesehen vom Standpunkt unserer Fragestellung nach dem Wesen der Souveränität, sich leichter mit dem großen Geschehen in Europa auseinandersetzen, das von alten Bindungen weg zu einer neuen Ordnung drängt, von der Verwirrung und Zerrüttung einer eben erst hinter uns liegenden Vergangenheit in eine neue, auch geistig völlig neu gegründete Zukunft hineinschreitet. Nur eines ist bei solcher Betrachtung wohl nicht außer acht zu lassen: Wenn souveräne Staatsgewalt eine Gewalt ist, die keine höhere über sich kennt, wenn sie daher zugleich unabhängig und höchste Gewalt (nach außen und nach innen) ist, sind dann nicht ihren Inhabern auch Befugnisse zugestanden, nach denen sie, da ja der Staat als Vertreter der Souveränität rechtlich alles kann, auch die Rechtsordnung selbst aufheben könnten? Damit wäre die Anarchie begründet, und der Staat hätte sich selbst unmöglich gemacht. Aber der Staat steht — muß dem entgegengehalten werden — nicht derart über dem Rechte, daß er des Rechtes sich selbst entledigen könnte!

Für den modernen Staat, für die in ihrer Souveränität durch die Ereignisse der Gegenwart beschränkten Staaten gilt nach dieser dynamisch-historischen Betrachtungsweise, die ja auch sonst die statisch-unlebendige abzulösen im Begriffe steht, daß die Souveränität für ihn, d. h. für den Staat unserer Zeit, sich in doppelter Richtung auswirkt, negativ und positiv. Erst einmal negativ, d. h. *faktische* Beschränkung der Souveränität ist wohl möglich; zur *rechtlichen* kann diese aber nur durch den eigenen Willen erhoben werden. Positiv: dem Willen des herrschenden Staatsorgans einen allseitig auch es selbst bindenden Inhalt zu geben und „nach allen Richtungen hin die eigene Rechtsordnung zu bestimmen"! Nun gibt es, wie die Zeit lehrt, Staaten, die Staaten bleiben, obschon faktisch ihre Souveränität eingeschränkt ist. Diese nichtsouveränen Staaten sind und bleiben deshalb Staaten, weil sie an sich bei Wegfall der sie beherrschenden oder beeinflussenden Gewalten ohne weiteres den Charakter eines souveränen Staates wiedergewinnen. Die neue Wendung im Staatsrechtsdenken unserer Zeit, die wir ja deutlich in der Staatswirklichkeit der Gegenwart feststellen können, ist nun aber,

daß Volk mehr als Staat ist. Staat ist gewiß mehr als Gesellschaft, mehr als Gemeinwesen. Volk aber ist mehr als er, als der Staat. Über ihm stehen die Volksgemeinschaft und ihre Forderungen. Nicht als ob wir der Depossedierung des Staates schlechthin als einer Apparatur der Volksgemeinschaft zustimmen möchten. Aber die praktische Aufweichung des innerstaatlichen Souveränitätsbegriffes wird hier vom Volk her, von der Volksgemeinschaft, deutlich und ist nicht bestreitbar. Diese ist aber genau so, wie ehedem der Staat als Träger der Souveränität, rechtlich gebunden, nach allen Richtungen hin die eigene Rechtsordnung zu bestimmen, d. h. sie ist sittlich gebunden und kann sich des Rechtes nicht entledigen, weil auch sie, die Volksgemeinschaft, nicht über dem Rechte steht.

Nach außen, außenpolitisch ist die Souveränität in einer historisch deutlichen und faktisch sichtbaren Entwicklung vom Staate und seinen Gehalten und Kriterien fort zu einem neuen und doch auf unserem Kontinent so alten öffentlichen Autoritätsgebilde höherer Ebene hin: zum Gebilde des Reiches. Auch Reich ist mehr als Staat. Ja, vielleicht kann man sogar heute schon sagen: Reich ist mehr als Volk. Reich saugt die Souveränität der Staaten, die sie bisher hatten, teilweise oder ganz auf; Reich ist ein Gebilde politischer, realer, raumbeherrschender, geistiger und sittlicher Autorität, dem aber trotzdem nicht die Eigenschaft der Souveränität im alten Sinne mehr zuzukommen braucht. Reich ist Ordnung, übergeordnetes Ordnungsprinzip, das völkisches Denken und Raumdenken in sich vereinigt, ohne Völker und Staaten zu vernichten. Reich bedarf eigentlich, da es *einen* Großraum ordnet, beherrscht, gestaltet, keiner Souveränität im alten Sinne; in *seinem* Raum sind andere Gewalten, die ihm die höchste Gewalt und Unabhängigkeit bestreiten, nicht mehr vorhanden. Lediglich den anderen „Reichen" dieser Erde gegenüber, die ihre Räume nach ihren Gesetzen und Ordnungen beherrschen, gestalten und ordnen, wird der Souveränitätsbegriff noch und wieder Bedeutung gewinnen: als Proklamation der Unabhängigkeit der Reichsgebilde zueinander und in Abwehr von Einflüssen raumfremder Mächte.

Die Wirklichkeit dieser Entwicklung liegt vor unser aller Augen. Das Zeitalter der Souveränität, wie sie sich in der Renaissance, im geistesgeschichtlichen Ursprungsalter des absoluten Individuums über den absoluten Staat und das Jahrhundert der Volkssouveränität entwickelte, ist vorüber. Das Große, das die Vergangenheit uns in bezug auf den Staat, sein Ethos und seine Aufgaben lehrte, wird eingeschmolzen werden in die Aufgaben und Werte, die Volk und Volksgemeinschaft vor uns errichtet haben, in der neuen (oder doch schon so alten) Gemeinschaftsform des Reiches!

STEFAN ANDRES

Spaziergang zu Horaz

Mein Freund hat einen besonderen Sinn für reizende und den jeweiligen Gemütslagen entsprechende Ausflüge sowohl im Bereich der Bücher als in dem der gegenständlichen Mit- und Umwelt. Dabei fehlt ihm jede geographische Orientierungsgabe, denn er wollte, daß die Albanerberge die Sabinischen seien; und mit der Eisenbahn zusammen, die das ansteigende Land in vielen Kurven nimmt,

verwirrte er mich so, daß ich voll Eigensinn mich auf die Landkarte am Abend vertröstete. Mein Vorhaben sollte sich nicht verwirklichen, und eben deshalb nicht, weil wir eine solche Karte nicht schon am Morgen mit uns führten und auch nicht Kompaß und Taschenlampe und unser Reisetag vor dem Neumond stand. Aber wir hatten allerdings auch nicht gedacht, daß zu einem Besuch bei Horaz solche technischen Mittel nötig seien!

Und dann dieser alles versprechende, gütige Herbstmorgen, den wir, wie mein Freund mir mit poetischer Gläubigkeit versicherte, unserem Reiseziel und Gastgeber verdankten! Denn Horaz könne nicht umhin, meinte er, seinen „ager sabinus" in der Beleuchtung zu zeigen, die das „satis beatus unicis Sabinis" wirklich glauben ließe. Der Nordwind hatte den Himmel poliert, die Luft war noch beißend frisch. Das stumpfe Graugrün der Campagna war von silbrigem Rauhreif bedeckt, und wo der Reif auf dem da und dort zum zweitenmal grünenden Rasen lag, gab es einen Farbton wie von kühlen, kilometerweit hingeschütteten Türkisen.

Am liebsten wäre ich schon in Tivoli ausgestiegen, das Städtchen lag auf dem Hügel so feenhaft leicht, als könne es bei unserer Rückkehr etwa entschwebt sein. Mein Freund schüttelte nur tadelnd den Kopf: „Sieh mal an! Du bist also auch einer von denen, die Tiburs noble Zypressen den sabinischen Eichbäumen und allem Drum und Dran vorziehen — vorziehen würden. Vergiß nicht: hierhin kam Horaz nur gelegentlich, so zum Tee! Um nicht zu verbauern, könnte man sagen. Aber um hier zu wohnen, dafür meinte er es zu ernst mit seinem ‚Nil cupidentium nudus castra peto!'"

In Mandela verließen wir den Zug und schritten auf der Landstraße nach dem etwa sieben Kilometer entfernten Licenza, und unser Gespräch wurde begleitet vom Rauschen des Digentia, der zum Teil aus der Banduſischen Quelle gespeist, also aus Horazens Hause uns heroldhaft entgegenkam. Wir gingen mitten in den braunen und im ganzen wie mit dem Löffel sanft gebildeten Bergen. Heftig bewegte Linien sahen unsere Augen in diesem Tale nicht. Nur selten gab es kurze, schnittartige Abstürze mit beböschten Geröllhängen. Manche Kuppen und Berglehnen trugen die dunklen Punkte junger Baumschonungen, der Versuch, Humus aufs neue mit Bäumen zu binden, herrscht überall und bringt eine seltsam graphische Note in das einförmig plastische Element dieser schwingenden Bergflächen, deren sanfte Größe ans Herz greift und es genügsam und still stimmt. Das Tal ist nicht breit, der Büchsenschuß eines Vogeljägers klingt darin drunten wie in zu enger Rinne. Aber die Berge öffnen sich nach oben sehr weit, und sie bilden Hügel über dem Flußbett. Auf einem dieser Hügelrunden, hinter einem Kastanienwäldchen, wo wir im welken Laub noch Früchte auflasen und aus den Stachelhüllen klaubten, liegt der strahlendweiße Rest der Grundmauern seines Hauses, wie die Leute sagen: der Villa des Horaz.

Kaum traten wir ins Atrium, d. h. nicht durch Türen, sondern über die niedrigen Mauern hin, da kam aus seiner winzigen Baracke an der westlichen Hügellehne der Wärter. Er begrüßte uns, hielt sich aber noch zurück und ließ uns schauen; langsam erst von unseren Fragen aufgefordert, ergriff er die Führung. Zuerst gab er uns eine Übersicht von Haus, Hof und Garten. Dann führte er den Beweis für die Echtheit der horazischen Villa. Ich hätte ihn gerne gefragt, wer ihm diesen philologisch scharfsinnigen Beweis aufgesetzt habe. Mit Horazversen, die er fehlerfrei als Belege anführte, vermochte er aus der Stellung der Sonne, der Richtung des Baches und vielen anderen Argumenten den rechtmäßigen Anspruch seines Heiligtums auf den hohen Titel zu sichern. Er hatte graue, kluge und sehr fried-

fertige Augen. Seine Hände, die den schützenden Sand über dem Mosaik des Trieliniums bloßlegten, glichen in diesem Augenblick den eifrigen Händen eines Schatzgräbers. Er bedauerte, daß zur Zeit so wenig Fremde kämen. „Früher kamen sie aus allen Ländern: Weiße, Gelbe und Schwarze, man liebt ihn ja auf der ganzen Welt!" So sagte er, und ich begriff unmittelbar, daß auch er, der schlichte, kleine Mann aus den Sabinerbergen, Horaz liebte und nicht zuerst das Trinkgeld, das ihm der ewige Name des Dichters einbrachte. Schade, daß er nicht zur rechten Zeit geboren wurde, um Horazens Villicus abzugeben. Diesem treuen Mann, der noch die verlassene Stätte liebt, hätte der Dichter nicht vorzuhalten brauchen:

„Verwalter meiner Waldungen und meines
Mir selbst mich wiedergebenden,
Mir nicht zu kleinen Gutes, das hingegen
Dir so verächtlich ist ...

Ich preise den, der auf dem Lande lebt,
Du nur den Städter glücklich ...

Was du für öde, rauhe Wildnis hältst,
Hat hohen Reiz für mich und meinesgleichen."

Dieses horazische Anwesen ist übrigens nur „bescheiden", wenn man es an den maßlosen Giergebilden mißt, denen seine Zeit- und Standesgnossen in ihren Wünschen nachhingen oder die sie sammelnd und bauend verwirklichten. Die Spuren deuten wahrhaftig auf mehr als die städtische Fünfzimmerwohnung oder gar das gepflegte Landhaus eines heutigen, vom Glück erhobenen Künstlers. Mit seinem Dutzend Sklaven, welche in den Hallen, am Aquarium, im Baderaum und auf den Feldern arbeiteten, konnte dies Anwesen verkleinernd „villula" nur genannt werden in einer Zeit, in welcher Größenwahnsinn und Lebensgier dem Bautrieb eine sinnlose Richtung ins Ausgedehnte und Ausgefallene gaben.

In die politische Welle, die nach Cäsars Tod in rhythmischem Auf und Ab immer neue Nutznießereliquen emporgehoben hatte, um sie verschwinden und ihre hurtig zusammengerafften Güter den politischen Erbfolgern als Beute zu überlassen, in dieses scheußlich zuckende Auf und Ab kam mit Augustus eine vorläufige Erstarrung. Die gerade oben waren, freuten sich, aber auch jene, die nie auf dieser Woge geritten waren, fühlten eine Art Erleichterung, ob ihnen nun jener zweideutigste aller politischen Glücksritter angenehm war oder nicht. Horaz, der wohlhabende Kleinbürgerssohn, war von der Universität in Athen den Fahnen des Brutus gefolgt, war mit 27 Jahren Oberst, so könnten wir heute sagen. Bei Philippi lag er dem Oktavian als Feind gegenüber, der spätere Augustus hat das sehr wohl gewußt, denn Horaz, zwar begnadigt, hatte sein Vermögen an den Erben des Ganzen verloren. Trotz allem hat der Augustus es dem Dichter ärgerlich vorgehalten, daß er sich seltsam wenig mit der göttlichen Person des ersten römischen Bürgers befasse. Horaz lieferte nun auch prompt seinen Beitrag zum allgemeinen Weihrauch, aber es war kein Tribut, wie er von Herzen kommt, sondern ein eingeforderter, zu lange schon ausstehender Posten, den zu begleichen jene aristippische Klugheit befahl, die Horaz auch so weit in die Wälder geführt hatte. „Ein unbemerkter, schneller Pfad durchs Leben", das war Horazens Devise. Seinem Freund Mäcen, der ihm dazu (sozusagen mehr mit einem Griff in die Westentasche!) durch die Schenkung des Gütchens verholfen hatte, beteuerte er immer wieder, daß er mehr nicht von ihm haben wolle.

Wir stiegen zur Quelle Bandusia hinauf — und wie es sich geziemt, tranken wir aus ihr. Der Wärter betrachtete den Vorgang mit Behagen, und dann bot er uns an, wenn wir wollten, komme er eine Stunde später nach Licenza, uns das Museum zu zeigen.

Das Örtchen liegt mit steilen, grauen Hausfronten auf der Höhe, wie denn viele kleine Orte in diesen Bergen vor längst verebbten Kriegswogen sich auf die Höhe flüchteten.

Wir hatten Hunger, in Horazens Triclinium gab es nicht mehr den kleinen Tisch, auf dem des Vaters Salzfaß glänzt, in seinem Aquarium keine Karpfen, spätere Geschlechter bauten eine Kirche in die Fischbehälter; in sein Tepidarium verkrochen sich Mönche, eine seltsame Abwandlung übrigens in der Verwendung eines Ortes. Horaz schwitzte mit Leidenschaft, er war, wie man weiß, rheumatisch, und wer den kleinen, dicken Dichter, grauhaarig und einsam unter den Händen seines Masseurs keuchen und triefen sieht und im Geiste einige Jahrhunderte das Buch der Zeit umblättert und die Mönche in denselben Dampfmauern hocken bemerkt, um nur mit Psalter, Fasten und Bußgeißel auf so sehr verschiedene Weise dem ewigen Beseligungsdrange der Kreatur nachzukommen, wahrhaftig, der muß lächeln. Wir aber fanden, daß Horaz es richtiger anpackte, um sein „Ein ruhig Herz will ich schon selbst mir schaffen" zu verwirklichen.

Der Wirt von Licenza also holte nach, was der gastfreundliche Dichter nicht mehr konnte, und so stand bald mitten auf der Gasse der Tisch, fast wie eine Barrikade. Die Jugend kam und staunte, wie schnell wir unseren Berg Eiernudeln abtrugen und die Hammelknochen den Hunden hinwarfen. Der Wein und die Novembersonne machten uns heiß, und der Freund zückte seine Niveabüchse.

Bisher hatte der Tag alle Gnade über uns verschüttet, das Ende stand noch aus. Über Percile wollten wir nach Mandela zurück, und zwar auf „Saumtierpfaden", wie mein Freund mit seinem bereits erwähnten Sinn für reizende Ausflüge mir schwelgerisch ausmalte. Unvorsichtigerweise hatte ich im Museum über der Betrachtung der kärglichen Reste des horazischen oder auch nicht horazischen Hausrates eine Bemerkung über die lateinische Sprache gemacht, die mein Führer durch die Berge mir später übel anrechnete. Ich hatte das Latein und damit auch die Sprache Horazens eine öffentliche Sprache genannt, die sich ob ihrer geprägten Kürze und kantigen Kraft mehr zur Ansprache und Disputation, zur Dauerinschrift und jedweder Art der Formulierung, aber weniger zur gedämpften und verhaltenen Herzensaussage und zur feiner getönten Unterscheidung in seelischen Vorgängen eigne. Das Latein sei ein einseitiger Ausdruck des Männlichen und erst in seinen Tochtersprachen habe es jene hermaphroditische Form erhalten, die eine Sprache für die Dichtung erst ganz bereit mache. Im Gegensatz zum Latein habe das Griechische immer diesen mannweiblichen Charakter gehabt, weswegen es auch keiner höheren Entwicklung mehr fähig gewesen sei.

„Du willst doch wohl hoffentlich nicht behaupten, Horaz sei kein Lyriker gewesen?" Was wollte ich entgegnen! „Im Sinne jener griechischen Vorbilder, denen Horaz nacheiferte, war er freilich kein Lyriker, er war —", ich konnte meine langatmige Rechtfertigung Horazens nicht beenden, mein Freund fragte mich lächelnd, womit er Gespräche grob abzuschließen pflegt: „Kennst du den heiligen Rhinozerosus?" Und dann, eine halbe Stunde später, als wir uns zum ersten Male auf dem von ihm gepriesenen Maultierpfade verirrt, hoch oben auf den kahlen Bergkuppen, wo es nur die untergehende Sonne gab, nach der man sich orientieren konnte, da begann er sehr ernsthaft: ja natürlich, so müsse es kommen; er —

Q. Horatius Flaccus – sei ja schließlich kein Stoiker gewesen, und auf Angriffe der Schulmeister habe er zu antworten gewußt – natürlich auf seine feine Weise und aus der Ferne. „Leider bin ich jetzt an deiner Seite und mitbetroffen von dem, was unser wartet!" Als die Sonne gesunken war und uns auf jeder erklommenen Kuppe ein neues Tälchen sich auftat und wir schließlich den Ausgangspunkt, das graue Licenzia, in der Ferne überraschend nahe erblickten und feststellen mußten, drei Stunden im Kreise herumgestiegen zu sein, begann er halb an seine Voraussage zu glauben: „Du, er ist bei uns – und führt uns an der Nase! Du bist an allem schuld!"

Die Sterne mischten sich blinkend in das bleiche Dämmern. Bisher hatten wir noch den Pfad bemerken können, weil die Sonne waagerecht die Strahlen schickte und dort, wo der Pfad durchs Gras lief, einen Schattenstrich zeichnete. Aber jetzt ertrank jede Fährte im braunen Grau der Erde. Wir torkelten über steinige Äcker, schlitterten an Grashängen hinab, hielten uns an Ginsterbüschen und hemmten den Sturz am Rande von feuchten, gluckernden Abgründen, indem wir die Schatten junger Eichbäumchen anpeilten. Meine Stiefel ohne Nägel waren feucht geworden im fallenden Nachttau und wirkten wie Schlittschuhe.

Endlich kamen wir am Bach Horazens an, am „gelidus Digentia rivus". Wir waren, das wußten wir genau, gleichweit von zwei möglichen Zielen: von Licenzia und Mandela. Plötzlich hörte ich meines Freundes Stimme, psalmodierend fast und andächtig:

„. . . audire et videor pios
errare per lucos, amoenae
quos et aquae subeunt et aurae . . ."

Und dann sagte er, plötzlich ganz nah: „Und das nennst du keine Lyrik! Bitte ihm ab, wir befinden uns auf seiner flachen Hand, verstehe wohl, wir werden frieren und die Nacht umherirren, wenn jetzt nicht etwas passiert!" Da entdeckte ich als schwankenden Schatten jenseits des Wassers eine Kuh, und ich rief auch schon, denn wo eine Kuh so spät in der Nacht geht, ist auch ein Bauer. Die Antwort kam, aber sie war niederschlagend: nein, es gebe keine Brücke hier, wir müßten über den Berg zurück, nach Mandela. „Due orette!" rief abschätzig tröstend die Stimme, zwei Stündchen, als ob er sagte: zwei Schritte! Und die zwei Stündchen, sagt es ein Sabinerbauer, bedeuten zumindest drei. Wir hatten nun etwa fünf Stunden lang mit den Füßen, nein mit den Zehen, Waden, Schenkeln und Hüftgelenken Horazens weitere Umgebung studiert, noch zwei weitere Stunden könnten das Pensum uns nun doch überdrüssig machen, meinte ich bedrückt. „Deine Schuld", kam es aus der Dunkelheit ruhig zur Antwort.

Ich dachte an die herrlich steinigen Maultierpfade zurück, wo die Augen wenigstens auf ihre Kosten kamen in Betrachtung der verdämmernden Bergkulissen, wir zählten einmal neun Berge, die im Abenddunst wie Schiffe gegeneinanderschwammen, vier von Osten und fünf von Westen. Die beiden letzten und höchsten waren wie aus gesponnenem blauem Licht. Aber jetzt, ohne Weg nur eine Richtung verfolgend, auf allen Vieren bergauf, auf dem Gesäß bergab, berief ich mich auf mein krankes Herz und ihn selber: „Man geht, soweit man gehen kann!", doch aus der Dunkelheit höhnte es: „Wenn weiter zu gehen nicht möglich! Zitiere bitte vollständig, ja! Und daß es dir möglich ist, hoffe ich, oder dein Anteil ist der Nachttau und die dürftige Erde!" Ich fragte nicht, ob das letzte auch ein Zitat sei, ich rief, daß ich ein Messer hätte: wir sollten uns ein Ginsterhaus bauen! Doch er ging weiter. In dieser Nacht bemerkten wir, wie hell doch die Sterne

scheinen können. Als wir die Kirchhofzypressen von Mandela erblickten, sanken wir gleich frommen Pilgern zur Erde. Der zweite Bote, den uns Mandela schickte, war ein Kuhstall. Der Bauer hatte soeben die Fütterung beendet. Er führte uns durch das kriegerisch verdunkelte Kuhdorf. In der Gaststube entdeckten wir: unser freundlicher Landmann hatte ein Gesicht, das statt aus einem Kuhstall soeben aus dem Rahmen eines florentinischen Quattrocentisten aufgetaucht sein könnte. Die Wirtin war eine dunkle, breite Demeter, ruhig, stolz und liebreich, ihre zwölfjährige Tocher ein blondes Zwischen- oder Nachspiel aus dem Teutoburger Walde, doch mit der ganzen züchtigen Spitzbübischkeit dieser natürlichen, liebenswürdigen Rasse. Da gab es noch einen Ortsschreiber, einen kleinen Machiavelli, der seine Zigaretten durchschnitt und halb rauchte, der lange der Versuchung widerstand — aber uns dann doch schließlich stotternd nach den Pässen fragte.

Wir glaubten schon, Horaz entronnen zu sein, aber wie wir so um den Tisch beim Wein ins Erzählen kamen, war Flaccus plötzlich wieder da! Sie wußten mancherlei, vor allem, daß die Priester in der Villa des Horaz all die schönen Götterbilder zerstört und die Hauptstücke in Kalköfen verbrannt hätten. „Vandalismo!" sagte der Quattrocentrobauer und streichelte sein neunjähriges Söhnchen, das auch gekommen war und Wein trank.

Sie brachten uns alle zum Bahnhof, auch der kleine Machiavelli, der uns sogar, weil der Tabakladen geschlossen war, seine halben Zigaretten anbot. Und da war dann schließlich der Zug fort, vor fünf Minuten.

Wir legten uns mit einem ergebenen Seufzer in einen leeren Eisenbahnwagen und wachten am Morgen in Rom auf, verbogen, hinkend, aber wohlgestimmt wie selten: Horaz saß uns in den Knochen!

PAUL F. SCHMIDT

Johann Heinrich Füßli,

der Maler des „Sturm und Drang"

Am Anfang wie am Ausklang des Barock steht der Manierismus, eine Zersetzungsform von historischer Notwendigkeit. Im 16. Jahrhundert diente er zur Auflockerung des Gerüstes von Körpern und Architektur, um den strengen Renaissance-Aufbau in die malerische Bewegtheit des Barock überzuleiten. Der Manierismus in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts schloß nicht nur die barocke Entwicklung im Gegensinne ab: er bedeutete das Ende einer jahrhundertelangen Entwicklung der abendländischen Kunst seit Giotto. Das Pendel hat zu schlagen aufgehört; was der Widerspruch gegen den Spätbarock als letzte Maske des großen Formspiels hervorgebracht hat: Klassizismus, ist Versinken in Lethargie und Beginn der chaotischen Wiederholung aller der Menschheit aufgegebenen Stilthemata im 19. Jahrhundert.

Wenn nun schon dieser zweite, der den Barock abschließende Manierismus seine geschichtliche Funktion besitzt, so brauchen wir ihn doch nicht unbedingt als erfreuliche Erscheinung anzusehen. Ein Künstler wie Füßli verdient nur darum unsere Aufmerksamkeit, weil er seinen Manierismus in einem heftig beflügelten Tempo

und mit persönlich interessanten Zügen deklamierte. Es entbehrt nicht des Reizes, ihn mit seinem Gegenpart aus dem 16. Jahrhundert zu vergleichen, mit Greco: beide schlagen in einem blutfremden Lande Wurzel, dort Spanien, hier England, und wachsen sich zu charakteristischen Vertretern der Kunst in ihrer Wahlheimat aus; beide treiben das manieristische Formgut bis zum denkbaren Extrem und ragen über ihre Stil- und Zeitgenossen als künstlerische Persönlichkeiten weit hinaus.

Tiefer aber darf man sich in den Vergleich nicht einlassen, auch abgesehen von der sehr verschiedenen Qualität ihrer Arbeit. Johann Heinrich Füßli steht innerhalb der Entwicklung eben doch auf dem absteigenden Ast, und seine eklektischen Tollheiten beweisen uns, daß die abendländische Kunst ihren Entwicklungsgang einstweilen vollendet hat. Wir finden in seiner Malerei (und in seinen meist höherstehenden Zeichnungen) zwar alle Merkmale, die den Manierismus als Stil kennzeichnen: die überlangen Gestalten, zu pathetischen Theaterposen heftig aufgereckt, Verkürzungen und Verzerrungen der Körperverhältnisse nach allen Richtungen, Diagonalen als Hauptlinien der Komposition und Auseinanderfallen der Bildelemente, die allein aus Figuren bestehen, vor allem auch Häufungen von Motiven, Unverständlichkeiten, Chaotisches im Inhalt der Darstellungen infolge der Unfähigkeit, die deckende Gebärde für den Ausdruck zu finden, so daß seine Bilder oft wie unlösbare Rebusse anmuten. Was aber das merkwürdig Schillernde seiner Kunst zum Träger eines vergehenden Ablaufs und speziell des „sterbenden Rokoko" macht, ist die Mischform, aus unvereinbaren Essenzen zusammengebraut: Michelangelo, versüßte oder übertriebene Antike, englische Malkultur, Rubens, Blake und eine nicht zu schwache Prise Karikatur.

Der Manierismus zwischen Rokoko und 19. Jahrhundert, wie er sich nicht nur bei Füßli, sondern in mannigfaltigen Abwandlungen bei fast allen Künstlern seit 1760 äußerte, war ein Zerrbild von Klassizismus, verlogener, Pseudo-Klassizismus. Füßlis besonderes Verdienst dabei ist neben der Betonung michelangelesker Mächtigkeit, an Stelle des Apollo vom Belvedere als Vorbild (was seinen zahmen Zeitgenossen heftig auffiel, Goethe und die Seinen höchst unangenehm berührte), das penetrante Parfüm englischer Sinnlichkeit.

Er verließ seine Heimat Zürich früh und nicht freiwillig. Am 6. Februar 1741 geboren, vom Vater zum Studium der Theologie bestimmt, war er doch von Anfang an entschlossen, sich den schönen Künsten zu widmen. Die Familie Füßli hatte seit dem 17. Jahrhundert Künstler hervorgebracht; sein Vater Johann Caspar war Porträtmaler, und seine vier Geschwister sämtlich künstlerisch begabt. Zu seinem Glück fand Johann Heinrich nicht mehr Gelegenheit, sich zu einem braven Malhandwerker nach altschweizer Art in Zürich auszubilden. Das reaktionäre Element in der Zürcherischen Regierung drängte ihn, zusammen mit Lavater, schon 1763 aus der Vaterstadt hinaus. Sie hatten einen Landvogt seiner Amtsvergehen halber angezeigt; der Herr war zwar verurteilt worden, aber ihnen legte man es nahe, die Rache der hochmögenden Verwandtschaft durch längeres Verweilen in Zürich nicht herauszufordern. So verließen sie die stickige Enge der Schweiz, nicht ungern, und Füßli wandte sich schließlich (1764) nach England, wohin ihn schon längst literarische Anregungen gelockt hatten. Er fühlte sich damals noch weit mehr als Dichter denn als Maler; erst 1768 entschloß er sich, unter dem Einfluß von Reynolds, sich ganz der bildenden Kunst zu widmen. Die Bewegung von „Sturm und Drang" hat ihren stärksten Anstoß von England erhalten, wo Tom Fielding 1749 das Programm der Kraftgenies mit Verachtung

des französischen Regelzwangs, Naturschilderung und höchster Verehrung Shakespeares aufgestellt hatte, Young und andere Dichter ihm gefolgt waren. Seine Ideen waren dann nach Deutschland und der Schweiz – weit nachdrücklicher als von Lessing – durch die erregenden Schriften von Hamann, dem „Magus des Nordens", übertragen worden. Als Dichter folgte Füßli zuerst der Klopstockischen Manier und durfte sich bald als Bahnbrecher von „Sturm und Drang" fühlen. Nur stand ihm, wie manchem damaligen Schweizer, die deutsche Sprache nicht so bereitwillig zur Verfügung, daß sie seinen ungestümen Gefühlen stets das passende Wort geliefert hätte. Man kann seine dichterischen Ausbrüche nicht mehr lesen (dies Schicksal teilt er freilich auch mit einem Besseren, mit Salomon Geßner); aber nicht einmal die schriftlichen Zutaten zu vielen seiner Zeichnungen geben eine Vorstellung davon, was er eigentlich meinte. Als Maler gehorchte ihm sein Stoff unzweifelhaft besser, als es die Sprache tat. Aber man wird ihn auch da nicht übel unter die Stürmer und Dränger rechnen können. Was in der Form pseudoklassizistischer Manierismus war, muß man von seiten der Darstellung her wohl „Sturm und Drang" nennen. So empfanden es auch schon seine Zeitgenossen. Er schwelgt in Szenen des Grauens, in Gespenstern, Nachtmahren, Schlachten und Mord. In demselben Stil, mit den gleichen Aktgestalten, Gebärden und enganliegenden Kostümen werden Shakespeare, Wieland, Homer und Ammenmärchen illustriert, in einem beständigen Furioso überhitzter Gefühle und pathetischer Dramatik. So kann man noch lange fortfahren, die literarische Ausdrucksweise für Sturm und Drang auf seine Bilder anzuwenden. In der Tat ist es das aufgeregt Inhaltliche, das man bei Füßli zuerst und zuletzt bemerkt, und er übertrifft darin alle andern Pseudoklassizisten, denen der Gegenstand allezeit so viel Mühe und Kopfzerbrechen gekostet hat.

Denn Füßli gehörte zu den Schülern der Winckelmannschen Lehre, welche Rom und Deutschland seit 1760 bevölkerten, wiewohl in einigem Abstand. Nicht das Thema der Antike, das der Barock schon längst sich zugeeignet hatte, war das Neue in ihrer Kunst, sondern die Absicht, so zu bilden, wie die Alten nach ihrer Meinung gebildet hatten; kurz gesagt: die Griechen restlos nachzuahmen. Da man aber nicht aus seiner Haut und seiner Zeit schlüpfen kann, so stieß die imitierte Antike heftig zusammen mit der Manier des Rokoko, die sie alle, wie Nestkücken ihre Eierschalen, mit sich schleppten, ohne es zu merken. Dieses Ineinanderwirken unvereinbarer Gesetzlichkeiten läßt die Produktion der Winckelmann-Ära verlogen und unfruchtbar erscheinen, von Mengs bis zu Füger, als sichtbares Zeichen des Niedergangs. Füßli lebte so sehr in diesem Gedankengut, daß seine erste literarische Tat nach seiner Übersiedlung in der Übersetzung von Winckelmanns „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke" ins Englische bestand. Daß es auch in Britannien als Zeichen exklusiver Bildung galt, Rom und Athen als einzige Stätten der Kultur zu betrachten, bewies Reynolds, in dessen eigener Malerei man schwerlich klassizistische Versteifung wird entdecken können, da er Füßli zwar seine Maltechnik übermittelte, zugleich aber als unbedingte Forderung ihm den Besuch Italiens auferlegte; was schlechthin als Land der römischen Marmorfiguren und Winckelmannscher Ideale zu verstehen war. Sobald wie möglich folgte er der Lehre des Meisters und blieb von 1770–78 in Rom. Allerdings geriet er dort aus der vorgeschriebenen Bahn der frommen Mengsschule, indem er nicht die zahmen Musen der Vatikangalerie, sondern den „förchterlichen" Michelangelo als Vorbild sich ersah. Er konnte seine Verwandtschaft mit der wilden Grazie des Barock weniger gut ausschalten als die Exerziermeister der „edlen Ein-

falt und stillen Größe", die ständig auf dem Kontinent und in Fühlung miteinander und mit den schreibenden Gesinnungsgenossen blieben. Sein Glück verpflanzte ihn rechtzeitig in eine Umgebung, die sich ein Stück Verhältnis zur Natur und zum Malerischen bewahrt hatte.

Denn die Schweiz betrat Füßli seit 1763, bis auf einen kurzen Besuch, nicht wieder, und was der Kontinent ihm zu bieten hatte, genoß er bei seinem römischen Aufenthalt. Im übrigen lebte er von 1764 bis zu seinem Tode am 16. April 1825 in London, fast 60 Jahre lang; die Jahre seiner eigentlichen Produktion, die in Wirklichkeit erst mit seiner Reynolds-Bekanntschaft 1768 einsetzte. So hat ihn englisches Klima und englische Umgebung wohl noch maßgebender gebildet als die klassizistische Lehre seiner Epoche. Neben den englischen Porträtisten hat vor allem William Blake mit seinen mystischen Visionen ungefähr seit 1780 stark auf ihn gewirkt.

Allerdings wird bei „Fuseli", wie man ihn in England schreibt, der Umfang fremder Einwirkungen von angeborener Gabe schwer abzugrenzen sein. Das Aufrührerische wie das Süße seiner Gestaltenwelt lagen wohl von Anfang an in ihm, aber sein besonderer Manierismus, ja viele seiner hervorstechendsten Inhalte wären ohne die englische Luft nicht zu denken, so wenig wie die verhältnismäßige Kraft des Malerischen. Am stärksten spürt man es bei seinen Frauengestalten. Ihre kätzchenhafte Anmut, das Aalglatte, Gefährliche ihres Wesens, ihre schillernde Abgründigkeit wirken wie sinnliche Karikatur und Entblößung im Seelischen der reizenden Damen, die die berühmten Porträtmaler Englands auf den Altar ihrer Inselkunst gestellt haben. Doch fand auch wieder die Art dieser Verzerrung jeweils bei Engländern ihre nächste Verwandtschaft: von Hogarth und Rowlandson bis zu Beardsley entdecken wir dieselbe schwüle und karikierende Sinnlichkeit, deren frivole Färbung uns so bezeichnend dünkt als Entsprechung des englischen „cant". Am liebenswürdigsten findet man das alles in seinen Handzeichnungen, die sich auch in deutschen Kabinetten (Berlin, Weimar, Leipzig, Dresden) aufsuchen lassen; während die Gemälde die Mängel seines Kolorits, seiner Komposition, seiner unklaren und verworrenen Inhaltlichkeit oft bis zum Unerträglichen steigern.

Mit alledem wäre Füßlis labyrinthische Seele noch immer nicht ausgemessen. Seine Begabung enthielt, zwischen Rubens und Beardsley, die seltsamsten Beziehungen. Aufgereckte „Schwörende" erschrecken fast durch ihre stupende Ähnlichkeit mit Hodlerischen Figuren; Zerlegung von Schatten- und Lichtpartien in spitzwinklige Dreiecke scheinen kubistische Spielereien Picassos vorauszuahnen. Selbst mit dem furchtbaren Wiertz verbindet ihn mehr als eine Gewaltsamkeit brutaler Nahform; ja das Überdimensionale dieses belgischen Größenwahnsinnigen meldet sich schon bei Füßli, wenn er 1789 einen „Zug der Schatten" nach Lukian malt, 52 Fuß breit, 38 Fuß hoch, mit unendlichen Heeresmassen Verstorbener. Das Gigantische, Massenhafte lag in seiner Natur; wie er seine Männergestalten oft mit brutaler Aufdringlichkeit dem Betrachter naherückt, so liebte er auch, seine Kunst in Serien auszubreiten. Nachdrücklichen Anstoß dazu gab Boydell mit seiner Shakespeare-Gallery, die seit 1786 Füßli und andere Maler beschäftigte. Es war ein umständliches System: Füßli malte Dutzende von Szenen aus Shakespeare — sie gehören zu seinen bekanntesten Bildern —, worauf sie abgezeichnet und von Stechern vervielfältigt wurden. Aber dies genügte seinem unersättlichen Tatendrange nicht: in den neunziger Jahren fing er selbständig eine Milton-Gallery an, die er schließlich bis auf 47 umfängliche Ölbilder brachte. Diese Historien

nach dem „Verlorenen Paradies" wurden um 1800 zweimal ausgestellt, aber das Londoner Publikum scheint mehr Sinn für Maß besessen zu haben: es lehnte das Massenaufgebot biblischer Langeweile unzweideutig ab, und Füßlis Erfolg bestand nur in der Ernennung zum Akademieprofessor.

Da man in Deutschland nicht oft Gelegenheit hat, seine Gemälde zu sehen, so mag ein Originalbericht seines Schülers Haydon aus dem Jahre 1805 einen Begriff von der Unsolidität seiner Malart geben. „Füßli stand fest auf seiner Staffelei, malte mit der linken Hand, hielt niemals die Palette auf dem Daumen, sondern hatte sie auf seinem Stein liegen, und, da er sehr kurzsichtig war, aber zu eitel ein Glas zu tragen, so tauchte er gewöhnlich seinen wilden Pinsel in das Öl, und im Dunkeln rund um die Palette fegend, nahm er einen großen Klumpen Weiß, Rot oder Blau auf, wie's gerade traf, und pflasterte den über eine Schulter oder Gesicht. Zuweilen bekam er es in seiner Kurzsichtigkeit fertig, einen schrecklichen Schmarren Preußisch-Blau in das Fleisch zu setzen und dann vielleicht, den Irrtum entdeckend, ein Stück Rot zu nehmen, um das Blau zu dämpfen und schließlich, es näher betrachtend, sich zu mir herumzudrehen und zu rufen: bei Gott, das ist ein feiner Purpur, gerade so wie bei Correggio, bei Gott! Und dann wieder konnte er plötzlich mit einem Zitat aus Homer, Tasso, Dante, Ovid, Vergil oder den Nibelungen herausplatzen und mich andonnern: mal das!"

Zu diesen Eröffnungen ist nur hinzuzufügen, was Haydon selber noch sagt: „Er war von vollendeter Bildung in der schönen Literatur und hatte die Gabe, jungen Geistern hohe und großartige Ideen zu inspirieren."

Wer wie Füßli so riesige Spannungen in sich beherbergte, scheint in ungewöhnlichem Maße begabt. Aber es war nicht geniale, nur genialische Art, eine schillernde Seifenblase von betörendem Glanz, doch ohne festen Kern. Die Zeit des Absterbens im 18. Jahrhundert vermochte selbst in der Gestalt ihrer Lieblinge nur Torsi hervorzubringen; gelangte doch auch das Genie der Epoche, Goya, erst im höheren Alter zu den Werken, um derentwillen wir ihn zu den Größten des 19. Jahrhunderts rechnen, seit dem „Dos de mayo" von 1808 und den furchtbaren Kriegsradierungen.

FRIEDRICH SEEBASS

Johann Valentin Andreae

„Alles, was Andreae schreibt, wird Fabel, Gespräch, sinnreiche Einkleidung; er sagt in ihnen Wahrheiten, die wir jetzt uns kaum, nachdem wir ein Jahrhundert weitergerückt sind, zu sagen getrauen; er sagt sie mit soviel Liebe und Redlichkeit, als Kürze und Scharfsinn; so daß er in seinem streitenden verketzernden Jahrhundert, wie eine Rose unter Dornen, noch jetzt neu und frisch dasteht, und in zartem Wohlgeruch blühet."
Herder.

In einem seiner letzten Werke, dem „Sinngedicht", beschreibt der alte Gottfried Keller zur Charakterisierung der Heldin seiner Erzählung deren besondere kleine Bücherei, die durchweg die eigenen Lebensbeschreibungen oder Briefsammlungen vielerfahrener oder ausgezeichneter Leute enthält. Nach manchen auf-

gezählten Namen höchsten Ranges heißt es dann: „In den Aufzeichnungen des lutherischen Theologen und Gottesmannes Johann Valentin Andreae rauchte und schwelte der Dreißigjährige Krieg. Ihn bildeten Not und Leiden, hohe Gelahrtheit, Gottvertrauen und der Fleiß der Widersächer so trefflich durch und aus, daß er zuletzt, auf der Höhe kirchlicher Ämter stehend, ein nur in Latein würdig zu beschreibendes Dasein gewann."

Nicht viele mehr wissen heutzutage von diesem Manne, von dem Keller noch mit leiser Ironie einige Einzelzüge berichtet, die für Wesen und Bedeutung Andreaes wenig besagen. Dennoch muß man Andreae kennen, um das Deutschland zu verstehen, das sich trotz allem durch den Großen Krieg hindurch behauptet und weitergelebt hat*, und es ist auch heute noch ungewöhnlich anziehend und zeitgemäß, sich mit seinem Leben und Werk zu beschäftigen, das in eine Zeit ungeheuerster Spannungen fiel, die im Hochgefühl der gewaltigen physikalischen und astronomischen Entdeckungen wie im Vorgefühl nahender furchtbarer Katastrophen bestanden. Dieses Leben war von seltenem innerem Reichtum und von unermüdlichem Wirken erfüllt und von schwersten Schicksalen geformt, die dem aufrechten Mann wegen seines unerschrockenen Widerstandes gegen die sittliche Entartung von Hoch und Niedrig, gegen unklare Schwärmerei der Wirrköpfe, gegen alle Torheiten einer entleerten Wissenschaft auferlegt waren.

Als Erbe eines schwäbischen Theologengeschlechts wächst er heran, wird nach frühem Tod des Vaters streng und entbehrungsreich erzogen, widmet sich bald mit etwas ziellosem Eifer und wenig gefestigtem Charakter umfassenden Studien. Dann gibt er nach einem studentischen Liebeshandel in Tübingen, bei dem er sich schuldig fühlt, die geistliche Laufbahn auf und wird Erzieher und Begleiter vornehmer Herren. Weite Reisen führen ihn durch Deutschland, dann nach der Schweiz, wo das strenggeordnete Genfer Staatsleben einen unverlöschlichen Eindruck auf ihn macht, nach Frankreich, wo er bis Lyon kommt und sich dann längere Zeit in Paris aufhält. Ihren Abschluß findet diese Bildungsreise in Italien, wo er gründliche Forschungen betreibt und seiner alten Neigung zur bildenden Kunst lebt, bis ihn eine innere Wendung für das Wirken im Reich Gottes innerhalb seines deutschen Vaterlandes gewinnt. In Padua war er mit der damals neuen Kunst des „Voltigierens", d. h. mit Leibesübungen, durch Turnen, Springen und Schwingen an Geräten, vertraut geworden, womit er, zurückgekehrt ins Vaterland, als Kandidat der Theologie mehr Geld verdiente, als ihm seine wissenschaftlichen Forschungen einbrachten. Auch höhere Mathematik brachte er den Studenten bei und schrieb ein Lehrbuch darüber. Man erstaunt über die vollkommene Beherrschung der damals aufblühenden Naturwissenschaften bei diesem Theologen, der auch ein Kenner der bedeutendsten italienischen, französischen und spanischen Literatur war, der sich viel mit Musik und Kunst beschäftigte, mit Malern verkehrte und Gemälde, Stiche und andere Seltenheiten sammelte; so besaß er Originale von Dürer und Holbein. Vor allem aber widmete er sich dem Studium des Menschen als ein scharfer kritischer Beobachter, zugleich als ein wahres Genie der Freundschaft, das mit allen hervorragenden Geistern der alten und neuen Zeit wohlvertraut war und dem auf allen Gebieten menschlichen Kulturschaffens nichts Wesentliches entging. Er lernte von den damals lebenden großen Meistern der klassischen Philologie in

* So Paul Joachimsen, dessen Forschungen, wie denen von R. Kienast und H. Leube außer der älteren Literatur dieser Aufsatz viel verdankt.

Holland, von den spanischen Juristen und Dichtern, er kannte die Werke von Rabelais und Montaigne; Galileis bahnbrechende Entdeckungen waren ihm sofort nach deren Veröffentlichung vertraut; mit Kepler stand er in einem freundschaftlichen Briefwechsel; ebenso suchte er mit Dichtern wie Opitz und Moscherosch Verbindung, und mit bedeutenden Fürsten seiner Zeit, wie Herzog August von Braunschweig und Ernst von Gotha, trat er in einen dauernden brieflichen Austausch.

Aus dem geistreichen Umgange mit einer hochgebildeten befreundeten Tischgesellschaft erwuchs sein frühestes erhaltenes Werk, das nicht nur die Zeitgenossen aufs höchste erregte, sondern weit über die folgenden Jahrhunderte wirkte, und das er als junger Tübinger Student nicht nur aus genialer Laune hinwarf, wie man gemeint hat, sondern das aus wirklich tiefer Nötigung eine Beichte eigener innerer Jugenderlebnisse wurde: „Die chymische Hochzeit des Christian Rosenkreutz." Alle die schwierigen Fragen, die sich mit den Rosenkreuzern und ihrem angeblich geheimen Bunde befassen, können hier nur gestreift werden; feststeht, daß die unverwelkte Frische dieser fantastischen Erzählung ihren Zauber auf Dichter und Denker der folgenden Zeit, ja selbst bis in unsere Tage ausübte, sei es, daß die okkulten Strömungen der Nachkriegszeit in ihr eine Aufklärung suchten und fanden über das Verhältnis der sinnfälligen Welt zu den geistigen Untergründen des Daseins, über die Kräfte, welche der Menschenseele für das soziale und sittliche Leben aus der Erkenntnis der Geisteswelt erwachsen können (R. Steiner) oder daß unbeschwerte Leser aus ihrem krausen Inhalt ein liebliches Märchen im Stil der Romantiker herauslasen. Goethe, der durch Herders Vermittlung dies Jugendwerk und andere Dichtungen Andreaes kannte, faßte den tieferen Sinn der ganzen Rosenkreuzerei in den berühmten Strophen der „Geheimnisse" zusammen, als Bruder Markus das Kreuz erblickt:

Er fühlet neu, was dort für Heil entsprungen,
Den Glauben fühlt er einer halben Welt;
Doch von ganz neuem Sinn wird er durchdrungen,
Wie sich das Bild ihm hier vor Augen stellt:
Es steht das Kreuz mit Rosen dicht umschlungen.

Dieser als Spiel freier Fantasie und mit satirischer Absicht geschaffene Mythus wurde bald mißverstanden und von allen möglichen Leichtgläubigen und Schwärmern aufgegriffen. Gegen diese Alchimisten, gegen die arabisch-kabbalistischen Mystiker, gegen diese okkulten Magier aller Art hat sich Andreae mit Kräften gewehrt und immer wieder betont, daß er nur die „inanitas curiosorum", d. h. das wichtigtuerische Trachten und den frevlerischen Fürwitz irregeleiteter Wißbegier nach geheimen Künsten, als lächerlich habe an den Pranger stellen wollen, wie überhaupt der lebenslängliche Kampf dieses freien, kühnen, erleuchteten Geistes aus heißer Vaterlandsliebe gegen die Unwissenheit, Heuchelei und Sittenlosigkeit in Staat und Kirche ging.

Als Andreae 1613 Diakon in Vaihingen geworden war, ließ ihm sein Amt Zeit zu einer überreichen literarischen Tätigkeit; in allen diesen Schriften, die ausgezeichnet sind durch warmes Gefühl, lebendige Fantasie, scharftreffenden Witz, trat er im Scherz und Ernst als vielseitiger Dichter wie als derber Satiriker, als frommer Seelsorger wie als tiefgründiger Gelehrter gegen die Übel seines wirren Jahrhunderts voll dunkler Leidenschaften und neubelebter Scholastik auf und stritt für seine hohen Ideale der echten Wissenschaft und lauteren Frömmigkeit. Seine ganze schriftstellerische Wirksamkeit hat den tieferen Sinn,

den nimmer ruhigen, gärenden Menschengeist zur klaren Erkenntnis des eigenen Wesens und zur tranquillitas in Gott zu führen; nur auf weniges davon kann hier hingewiesen werden.

Nach dem Vorgang des berühmten englischen Staatskanzlers Thomas Morus und des unglücklichen Dominikanermönches Campanella, dessen „Sonnenstaat" er durch eine seltsame Verkettung der Umstände als einer der ersten aus dem Manuskript zu lesen bekam, schuf Andreae 1619 die „Christianopolis", die erste deutsche Staatsutopie, die man mit Recht auch als einen typisch deutschen Bildungsroman bezeichnet hat. Leider ist dies Werk wie die meisten in einem nicht leicht lesbaren Latein verfaßt, ein Grund, warum sein bedeutender Inhalt zunächst nur kleineren Gelehrtenkreisen bekannt und nicht Allgemeingut des deutschen Volkes geworden ist. In der Form einer Reisebeschreibung wird hier das Bild eines Staates auf christlicher Grundlage gezeichnet, der nach den optimistischen Richtlinien einer klaren Vernunft die Triebe des Menschen nicht nur bändigt, sondern zu einem idealen Gemeinschaftsleben in Freiheit führt, worin alle menschlichen guten Anlagen entwickelt und jegliche Kräfte der Natur in den nutzvollen Dienst des Menschen gestellt werden. Im „Vorbericht an den Leser" sagt Andreae, diese Utopie sei ein Lustspiel, dergleichen man an dem Thomas Morus nicht getadelt habe. „Ich habe es meinen Freunden geschrieben, mit welchen ja zu spielen erlaubt ist." Demungeachtet ist das Ganze aus dem dringenden Anliegen eines ernsthaften Reformwillens geschrieben und bringt eine Menge durch ihre Neuigkeit überraschender Einsichten und Vorschläge, die auf sozialem und erzieherischem Felde bahnbrechend wurden. So fordert er z. B. nächtliche Beleuchtung der Straßen und ihre durchgängige Kanalisation, ferner Wasch- und Badezimmer für jedes Haus, eine wohlgeordnete Fürsorge für die Alten, Vorsichtsmaßnahmen gegen ansteckende Krankheiten, Pflege und Behandlung der Kranken auf Grund einer genauen Kenntnis der Anatomie, die damals noch weithin verpönt war. Für die Frauen verlangt er Teilnahme an der gesamten Bildung; man wundert sich in Christianopolis, „warum dies Geschlecht, das doch von Natur nicht unbegabter ist, anderswo von der Bildung ausgeschlossen ist", man betont aber gleichzeitig die dienstwillige Verrichtung aller ihrer häuslichen und sozialen Pflichten. — Auch die Wirtschaft in diesem utopischen Stadtstaat wird von den Gesetzen einer mathematischen Vernünftigkeit beherrscht, so daß Konflikte des Eigennutzes mit dem Gemeinwohl nach Möglichkeit vermieden werden. Der Handel mit auswärtigen Ländern sowie die Verwaltung der Rohstoffe im Innern ist Sache der Staatsleitung; die Arbeitszeit der Bürger wird so kurz bemessen, daß für Muße und Bildung der einzelnen Zeit genug bleibt; ein hochentwickelter Gemeingeist mit sorgfältiger Pflege aller Künste, namentlich der Musik, drückt dem Staatswesen den Stempel auf. Im 74. Kapitel kommt Andreae auch auf die Politik zu sprechen, „welche zur Regierung der Menschen und zur Erhaltung einer so großen Menge Volkes den Verstand eines vollkommen großen Baumeisters anwendet". Der Verfasser stellt fest, daß dort eine Aristokratie im wirklichen Wortsinn einer Herrschaft der Besten besteht, und diese hätten, um die Grundfesten der menschlichen Glückseligkeit zu sichern, zum Ziel: 1. die Erhaltung des Friedens — außer zu seiner Verteidigung führt dieser Staat keine Kriege; 2. die Gleichheit der Bürger vor dem Gesetz, so daß auch die Verrichter der schmutzigsten Abfuhrgeschäfte usw. das gleiche Ansehen und dieselben Vorteile wie alle Bürger genössen, unter denen

es keine Drohnen gibt; 3. die Verachtung aller Reichtümer zugunsten der geistigen und ewigen Güter.

Wie ernsthaft dieser Entwurf eines Zukunftsstaates gemeint ist, geht aus der Widmung an Johann Arnd hervor, den berühmten Verfasser der „Vier Bücher vom wahren Christentum", dem er selbst verdankt, „daß ich von der oberflächlichen Theorie der Religion und dem freien Leben, das sich in den unfruchtbaren Glauben hüllt, zur wahren Praxis und einem tätigen Glauben durch Gottes Gnade mich erhob". In dem Vorbericht nennt er sonderbarerweise auch die zwei streitbaren Theologen der lutherischen Rechtgläubigkeit, Gerhard und Moller, und rühmt, diese begeisterten Männer hätten, um die Gelehrsamkeit mit einem rechtschaffenen Wesen zu verknüpfen, ihre Wächterstimme erhoben gegen den Ämterverkauf und die Heuchelei in der Kirche, gegen die Gottlosigkeit und Tyrannei der Magistrate, gegen die Unwissenheit und Sophisterei der Universitäten; dafür seien sie „eines offenbaren Aufstands wider das Regiment angeklagt", eine Beschuldigung, die Andreae lebhaft zurückweist.

Mit geistsprühender Laune und höchster satirischer Kraft hat er, an die antiken Schriftsteller und an Erasmus von Rotterdams „Lob der Torheit" anknüpfend, in den hundert Gesprächen des Menippus bald mit heiterem Scherz, bald mit beißendem Spott, bald flehentlich bittend, bald väterlich warnend den Zeitgenossen einen Spiegel vorgehalten. Unter den Dialogen sind viele echte Perlen der Kunst scharfer Charakterisierung, wenn auch oft in der damals üblichen allegorischen Einkleidung; mit seiner umfassenden Beobachtung und reichen Lebenserfahrung, mit unerschütterlichem Rechtssinn tritt er in dieser leichten Form für die heiligsten unantastbaren Güter der Menschheit ein. Sehr mit Recht hat Herder, dessen genialer Spürsinn auf Andreae stieß und für den er oft warb, die Übersetzung des Menippus durch einen Freund (1786) als „Dichtungen zur Beherzigung unseres Zeitalters" bezeichnet; sie sind auch heute treffend und fesselnd und wie je „beherzigenswert". Aus dem Reichtum der hundert knappen, meisterlich geführten Gespräche sei nur das über Machiavelli herausgegriffen, mit dem sich Andreae auch sonst immer wieder auseinandersetzt, weil er in ihm den bedeutendsten, folgerichtigsten Denker und Verfechter der rein irdisch gerichteten Staatstheorie erkennt. Es tritt ein engstirniger Namenschrist in jenem Dialoge auf, der „den Buben von Florenz auf dem Altar der Frömmigkeit verbrennen" will. Andreae antwortet spottend: Machiavelli habe doch nur die schädlichen Grundsätze, die er in der Verwaltung der Staaten bemerkte, die dunklen Staatsgeheimnisse bekanntgemacht; „er schämt sich nicht herauszusagen, was andere nicht etwa nur denken, sondern woran sie fest glauben, wonach sie in ihrem ganzen Leben handeln. Die Regenten hassen ihn, weil er ihre Künste entdeckt; die Staatsräte, weil er ihr Gewissen getroffen hat; die Dienenden knirschen töricht deshalb, weil sie alles Übel, das sie dulden, aus Machiavellis Hirn entsprossen glauben." — „Und so wäre Machiavelli unschuldig?" — „Das wirst du finden, wenn du achtgibst, wie die Welt ist und lange vor Machiavelli war. Die dem Rechte vorstehen, sind oft die Ungerechtesten, die Leiter der Religion häufig die Gottlosesten; die an der Spitze der Gelehrsamkeit stehen, oft die Unerfahrensten; die über die Geschäfte gesetzt sind, die Trägsten; die die Humanität befördern sollen, die am meisten ohne Menschlichkeit." — „Und Machiavelli lebe?" — „Er lebe, wenn auch nur als der offenbarste Zeuge menschlicher Schalkheit und Ränke." — Im abschließenden „Gericht des Phöbus" tritt der kühne Florentiner als Sprecher der monarchistischen

Herren der Welt auf, der an Stelle der Bibel das System des schlauen, selbstsüchtigen Vorteils eingeführt habe; er beschwert sich über das Wort Gottes und das Gewissen und über das durch seine ausgeplauderten Staatsgeheimnisse zum Vorwitz gereizte Volk. „Dem kann abgeholfen werden, entschied Phöbus, durch Atheismus und Despotismus; jener schläfert ein, dieser unterdrückt."

Was hat nun Andreae selbst an die Stelle des von ihm bekämpften Zeitgeistes und seiner Laster zu setzen? Das erkennt man am besten aus seinem Theophilus (1622), der weit über die fantasiereichen Schilderungen der Christianopolis wie über das Bildungsideal eines Erasmus und Melanchthon hinausführt, mit neuen gründlichen Vorschlägen zur Methode und zur Stoffauswahl des Jugendunterrichts, und der seinem Verfasser eine höchst ehrenvolle Stelle in der Geschichte der Erziehungslehre verschafft hat. Diese nennt ihn als einen der größten Pädagogen aller Zeiten und als genialen Vater der Didaktik des Comenius und als bahnbrechenden Schöpfer der modernen Pestalozzischen Schulgedanken. Nur einiges von seinem Inhalt kann hier erwähnt werden, was uns als Binsenwahrheit erscheint, damals aber eine Wendung im Schulleben bedeutete. So sehr er auf genaue Kenntnis der drei alten Sprachen Gewicht legt, so fordert er doch desto entschiedener die Verwendung der deutschen Muttersprache im Unterricht; die Grammatik, damals noch überwiegend in abstrakter Lehrweise den Mittelpunkt bildend, will er induktiv an der Lektüre gelehrt wissen; der Inhalt des Gelesenen soll betont und für das religiös-sittliche Leben des Schülers fruchtbar gemacht werden, und zwar solle die Lektüre und der Sprachunterricht nicht über die Fassungskraft des Schülers hinausgehen, vielmehr dem betreffenden Alter angemessen sein. Darum komme es auch auf die Einführung neuer guter Lehrbücher an Stelle der lateinischen scholastischen Kompendien an; auch will er das stundenweise Abwechseln mit verschiedenartigen Stoffen beseitigen, um einen Gegenstand zusammenhängend und gründlich zu betreiben. Am wichtigsten und folgenreichsten aber ist die Forderung, an Stelle der üblichen Logik und Rhetorik die Mathematik und die Naturwissenschaften zu setzen mit Rücksicht auf das praktische Leben. Andreae beklagt es, „daß der Staat die ausgezeichneten Dienste vieler Lehrer nicht würdigt und ausreichend belohnt. Sie dürfen aber ihr Wissen nicht aus dürftigen Kenntnissen schöpfen oder nur eine kleine Insel der Literatur als beschränkte Könige beherrschen." Als die eigentlichen Ziele der Erziehung gelten ihm: Ehrfurcht vor dem Heiligen, Liebe zur Jugend, Gewandtheit in der Wissenschaft.

Alle diese Vorschläge zur Erneuerung des Jugendunterrichts waren ihm erwachsen aus dem langen reifgewordenen Überdenken der eigenen lebendigen Erfahrung. Sie läßt er einmal als würdige Prophetin weissagen: „Solange du die christliche Religion des Vaterlands ehrst und dem Gesetze des Vaterlands gehorchst und die Gerechtsame des Vaterlands schätzest und mit der Geschichte des Vaterlands vertraut bist und die Sitte des Vaterlands nachahmst und dir genügen läßt an dem, was der Ertrag des Vaterlands dir gibt, so lange dauert dein Wohlsein und — nur so lange!"

Daß dieser vielseitige Mann wie sein Zeitgenosse und Freund Kepler eine faustische Natur war, wissen wir aus einem Werke, das mit Recht als das erste Faustdrama in Deutschland bezeichnet wurde, der Turbo, dessen vorzügliche deutsche Übersetzung (von Wilhelm Süß 1907) den Titel führt: „Der irrende Ritter vom Geist, wie ihn mit allen seinen höchst kläglichen und müßigen Kreuz- und Querfahrten Johann Valentin Andreae hat für die Schaubühne be-

schworen", und das in dieser Form auch in der heutigen Zeit aller möglichen „Ausgrabungen" vorzüglich für eine Aufführung sich eignen würde. In einem von Plautus herkommenden wohlüberlegten, doch ausgelassenen Komödienstil, der von Hans Sachs allerlei allegorische Gestalten übernimmt, die von tiefem Ernste getragen sind, wird in außergewöhnlich lebendigen und lebenswahren Szenen das Schicksal eines ingenium vagabundum, eines ruhelosen Geistes, vorgeführt, der mit nimmer rastendem, immer aufs neue getäuschtem Allwissenheitsdrang alle Künste und Wissenschaften durchläuft, um dann sich ins elegante Pariser Leben zu stürzen, bis er endlich durch einen betrügerischen Alchimisten um all sein Hab und Gut gebracht wird. Nun ruft ihm die himmlische Weisheit, als der Zerschmetterte seinem Leben ein Ende machen will, in dem großartigen Schlusse zu: „Ihr suchtet nie bei Euch selbst, bautet nie auf Gott. Genug weiß, wer zu sterben weiß. Gott besitzen, ist Überfluß." Andreae selbst spricht sich über diesen bezeichnenden faustischen Grundzug seines Wesens in seiner Selbstbiographie folgendermaßen aus: „Mich hat immer und immer ein unbegreiflicher Geist getrieben, mehr leisten und wissen zu wollen, als mir gut war, und überdies hat mir die Enge der häuslichen Verhältnisse, aus denen ich kam, früh Schwereres aufgeladen, als meine Schultern tragen konnten, und das ist mir mein Leben lang eine Last gewesen. Indes bin ich durch alle Wissenschaften geschweift; ich habe Juristerei und Medizin getrieben, mein Schifflein auf das hohe Meer der Geschichte gelenkt und sechs oder sieben Sprachen mir angeeignet. Wie viele Bibliotheken habe ich durchforscht, obwohl ich selbst eine Bücherei von 3000 Bänden besaß. Nichts, was profane und geistliche Bildung bot, habe ich ungekostet gelassen und dazu mir auch Kenntnisse in der Musik und in den mechanischen Künsten erworben ... Als das Unglück des Vaterlands mein Werk zerstörte, habe ich es noch einmal aufgebaut, und jetzt, da mich der Hof und die Regierung neun Jahre lang mit all den undankbaren Sorgen und den nichts fördernden Geschäften festgehalten hat, habe ich meine vierzig Kämpferjahre hinter mir, die letzten die härtesten, und die mir am wenigsten Dank gebracht haben."

Jedoch nicht mit dieser pessimistischen Äußerung, die kurz vor dem sehnsüchtig erwarteten Westfälischen Frieden gemacht wurde, wollen wir Abschied von diesem hochverdienten Manne nehmen, sondern zum Schluß noch einen Blick auf seine praktische Wirksamkeit werfen; denn wie sein Biograph Hoßbach mit Recht sagt: Als Andreae 1620 Superintendent in Calw wurde, verdunkelte der Glanz des handelnden Mannes den Schriftsteller. Was er hier und später in Stuttgart als Hofprediger und oberster Leiter der württembergischen Kirche geleistet hat, um grundlegende und zukunftweisende Reformen durchzuführen, das verzeichnet ehrenvoll genug für ihn die Kirchengeschichte; nicht umsonst nennt Mörike im Alten Turmhahn unter „den goldenen Namen der frommen Schwabenväter" den seinigen an erster Stelle. Aber unvergessen ist er auch in der Geschichte seines Landes als sozialer Organisator, der tatkräftig gegen das überwuchernde Bettler- und Waisenelend, gegen schmähliche Sonntagsentheiligung und die allgemein herrschende Falschmünzerei vorging. Der weitschauende Helfer in furchtbarsten Kriegsnöten bewährte sich in seiner Calwer Färberstiftung, die während fünf Kriegsjahren über 40000 Menschen Beistand leisten konnte und die im Laufe der Jahrhunderte wohl Millionen an Leib und Seele geholfen hat. Als die halbe Stadt angezündet war und in dem Brande auch sein eigenes Haus mit allen gesammelten Kunstschätzen, Manuskripten und Büchern völlig vernichtet war, sprach er: „Es ist unnütz, der Sache nachzugrübeln, aber sie beherzigen und einen

Nutzen daraus zu ziehen, ist Pflicht." Seinem tatkräftigen Eingreifen ist es zu danken, daß Calw bald wieder aus Schutt und Asche erstand und infolge seiner klugen wirtschaftlichen Vorsorge auch anderen Gemeinden helfen konnte. Seine Schrift über das Unheil der schwergeprüften Stadt (Threni calvenses 1635) gehört zu den besten Urkunden aus jener dunklen Zeit und ist zugleich ein schönes Denkmal seiner Vaterlandsliebe.

Vor Kummer über den Niedergang seiner Heimat infolge des inneren Verfalls und der äußeren Bedrängnis ist ihm das Herz gebrochen; jedoch waren seine letzten Tage von einer unbeschreiblichen Ruhe erfüllt, und ein friedliches christliches Ende ist diesem unermüdeten Kämpfer für edle, fromme Menschlichkeit beschieden gewesen. Von seiner patriotischen Gesinnung zeugen die Zeilen, mit denen er „das gute Leben eines rechtschaffenen Dieners Gottes" beschließt:

Ich wollt nit, daß ich welsche Land
Dafür hätt gesehen allesamt.
Denn ein deutsches Herz, so man das find,
Ist werter als viel fremdes Gesind,
Der sagt, was fehlt und rät hierzu,
Hiermit kommt man mit Gott zur Ruh.

LEBENDIGE VERGANGENHEIT

Johann Valentin Andreae
(1586–1654)

Ein satirisches Gespräch aus Menippus 1617

A.: Sieh da, ein Kundschafter. B.: Viel mehr, wenn du willst, ein Verräter. A.: Wozu forschest du am Himmel, da du doch das Irdische nicht kennst. B.: Weil mir die unteren Dinge mißfallen, so befrage ich die oberen. A.: Ja, wenn du in ein Fernrohr gucken befragen heißt. B.: Du weißt wohl nicht, was für eine Gemeinschaft uns Galilei mit den Bewohnern der Gestirne eröffnet hat ... aber Spaß beiseite, weißt du, was ich durch dieses mein Rohr im Monde erspähe? A.: Nun, so sage es. B.: Dieses, ob etwa dort auch die Sklaven herrschen, die Schüler lehren, die Reichen darben, die Weiber Kriegsdienste tun, die Toren weise sind, die Müßiggänger ernährt werden, die Weisen schweigen, die Heiligen verachtet werden, die Knaben Rat erteilen, die Männer gehorchen, die Blinden richten, die Brüder zanken, die Possenreißer ihr Glück machen, die Greise Schläge bekommen, die Arbeiter hungern; da hast du, was ich will. ... Wie sollte mir die Erde nicht verhaßt sein, da das Gesetz gewichen ist von den Priestern, die Zucht von den Schülern, die Gerechtigkeit von den Fürsten, die Verteidigung von den Soldaten, der Rat von den Greisen, die Furcht von den Jünglingen, die Geduld von den Armen, die Frömmigkeit von den Reichen, die Rechtschaffenheit von den Bürgern, die Wahrheit von den Kaufleuten, die Religion von den Geistlichen, die Andacht von den Frommen, die Demut von den Edeln, der Glaube von dem Volk, die Barmherzigkeit von der Welt, die Liebe von den Eltern, der Gehorsam von den Söhnen, die Wachsamkeit von den Prälaten, die Ehrerbietung von den Untergebenen, die Billigkeit von den Richtern, die Gesetzmäßigkeit

von der Obrigkeit ... die Treue von den Arbeitern, die Sanftmut von den Mächtigen, die Wissenschaft von den Lehrern ... das Vertrauen von allen: wie sollte da nicht Christus von allen fern sein!

Aus der Invitatio Fraternitatis Christi

Unser Vaterland, schon früher an einer langwierigen Unfruchtbarkeit leidend, macht die meisten Arbeiten fruchtlos und gibt sehr vielen nur mit Mühe ihre Nahrung. Die Früchte der Bäume sind uns auf eine lange Reihe von Jahren entrissen, und die jungen Bäume, auf welche wir unsere Hoffnung setzten, kommen nicht fort. Unsere Körper werden hier und dort von einer pestartigen Seuche heimgesucht und wie von der Rute der göttlichen Hand geschlagen. Es lodert die Fackel der Kriege und droht einen weiten und schrecklichen Brand; überall sind die Menschen in mancherlei feindliche Bündnisse verflochten, so daß wir nichts anderes als etwas Großes erwarten und fürchten könnten. Aber unter so großen Übeln, welche vor Zeiten das Volk Gottes, jene früheren wahrhaftigen Christen, ja selbst unsere Vorfahren, zu öffentlicher Trauer, zu feierlichen und beständigen Gebeten, zu öffentlicher Verbesserung des Lebens geführt haben würden, sind wir weder um die göttliche Hilfe besorgt, noch unterlassen wir im Luxus, in den Gastmählern, in Wollüsten und in dem ganzen Kreise der Laster nur das mindeste; wir schicken kalte Gebete zum Himmel und strömen warme Gotteslästerungen aus; wir richten kurze Gottesdienste, aber lange Saufgelage ein, und doch rühmen wir uns, Gott werde mit uns sein und alle Übel abwenden; ja in dem Kot unserer Laster hoffen wir noch, er werde unser mehr als barbarisches Leben nicht nur billigen, sondern auch beschützen und erhalten und der Wächter so vieler gottlosen Städte sein.

Aus der Freiheit des wahren Christentums und der kräftigen Philosophie

Johann Arnd (Verfasser des Buchs vom wahren Christentum) danke ich's, daß ich von der oberflächlichen Theorie der Religion und von dem freieren Leben, das sich in den unfruchtbaren Glauben hüllt, zur wahren Praxis und zu einem tätigen Glauben durch Gottes Gnade mich erhob. Darauf ermunterte ich auch andere, die ich in derselben Schlaffsucht fand, und suchte sie herauszureißen. Mein Lohn waren Ungerechtigkeiten, Spottreden und Hohn, die ich einen großen Teil meines Lebens hindurch duldete. ... Wie ein gesunder Verstand in einem gesunden Körper der Inbegriff der Glückseligkeit des menschlichen Lebens ist, so betreibe, suche und wünsche ich dieses Einzige, daß die Verbindung der wahren Religion mit einem rechtschaffenen Leben als der Hauptgrund des ganzen Christentums aufgestellt und durch meine sowohl weltlichen als geistlichen Bestrebungen gefördert werde.

Aus Menippus (Gegen die Wissenschaft seiner Zeit)

B.: Sind die Gelehrten nicht doch Lehrer der Menschlichkeit? A.: Ja, in Wahrheit der schlechten Menschlichkeit, weil sie nichts Göttliches haben. B.: Beschäftigen sie sich aber nicht ihr ganzes Leben hindurch mit Disputationen, welche doch nichts anderes sind als Vergleichungen und Vereinigungen streitender Meinungen? A.: Ja, sie disputieren, und zwar sehr gern, wenn das Urteil und die Entscheidung bei ihnen steht, und wenn sie hoffen können, diese Übung für ihren eigenen Ruhm anzustellen; wenn dir aber im Ernst etwas an ihnen miß-

fällt, so bist du verloren. B.: Nun, so mag die Wahrheit sie überführen. A.: Sie sind von solcher Schlüpfrigkeit, daß man in der gewissesten Sache zum Zweifel gebracht wird, und zwar durch Hilfe der Kunst, welche das Entgegengesetzte mit gleicher Wahrscheinlichkeit verteidigt, oder daß man, durch ihre Verleumdungen verhaßt und verrufen, doch niemanden überzeugt. B.: Woher nehmen sie denn die Kräfte? A.: Ihre rechte Hand ist der weltliche Arm, dessen scheußlichsten Greueltaten sie schändlich schmeicheln, ihre Linke die Blindheit des Pöbels, den sie durch unendliche Künste täglich mit dichterer Finsternis übergießen. B.: Wie können sie sich aber beide verbinden und über beide ein Ansehen gewinnen? A.: Sehr leicht, da nichts so Schlechtes gesagt und getan werden kann, was sie nicht entschuldigen, ja sogar rühmen, wenn man in ihrer Gunst steht; aber auch nichts so klug und unschuldig vollbracht wird, daß sie es nicht verleumden und übertreiben, wenn sie jemanden hassen. ... Ich werde Gott bitten, daß er diesen Gauklern bald irgendeinen Propheten entgegensetze, der es offenbar mache, wie weit der Mensch den Affen übertrifft, und wieviel herrlicher wahre Verdienste um den Staat sind als falsche.

Aus Menippus (Gegen die Höflinge)

A.: Sage mir, weil ich dich für einen der besten Höflinge halte, was hast du für eine Religion? B.: Die meines Fürsten. A.: Was für ein Gesetz? B.: Den Willen des Fürsten. A.: Was für Sitten? B.: Solche, die nach den fürstlichen gebildet sind. A.: Welches ist dein höchster Wunsch? B.: Die Gnade des Fürsten. A.: Wie richtest du dein Leben ein? B.: Nach der Willkür des Fürsten. A.: Womit nährst du dich? B.: Mit der Nahrung, die mir der Fürst gibt. A.: Welches ist das Ziel deiner Anstrengungen? B.: Das Vergnügen des Fürsten. A.: Welch einen Tod wünschest du? B.: Einen solchen, der den Fürsten ehrt. A.: Wie aber, wenn der Fürst böse ist? B.: Du Tor, mein Fürst ist der beste, der frommste, der gnädigste, der tapferste, der klügste, der vollkommenste, ja, er ist uns vom Himmel geschenkt. A.: Aber wer weiß es denn nicht, wie Ihr kleinen Könige herrscht, Euch bereichert, Heiliges und Profanes zusammenwerft und vermischt, das Vaterland in Schulden stürzt, die Religion auflöset, die Gerechtigkeit zerreißt, die Wissenschaften besudelt, die Ehebetten befleckt, und das alles unter — dem unschuldigsten Fürsten!

Grabschrift der begrabenen Wahrheit:

Hier liegt
die Wahrheit,
eine Tochter Gottes,
durch Tücke des Aberglaubens,
Gift der Verführung und Entkräftung der Sinnlichkeit,
Despotismus der Fürsten,
Trägheit der Priester und Verschmitztheit der Staatsmänner,
Leichtsinn der Geschichtschreiber,
Pedanterie der Literatoren und Dummheit des Volks
ermordet
und hier im Unrate der Lügen begraben.
Nach hundert Jahren sieht mich die Sonne wieder,
Gegrüßest seist du mir Nachwelt!

Aus Theophilus 1622

Der Geistliche, der nichts von dem, was er lehrt, glaubt, tut, trägt, ist gleich einem Arzt, der sich vor Arzneien fürchtet, oder einem Feldherrn, der beim Schalle der Trompete erschrickt, oder einem Schiffer, der das Meer fliehet, oder einem Pflüger, der empfindlich gegen die Witterung ist. Was sonst der Philosophen Sitte war, daß ein jeder von ihnen durch irgendeine Lebensweise, selbst durch die abscheulichste, sobald sie nur mit seinen Lehren übereinstimmte, sich auszeichnete, wie jener hündische Diogenes, der in einem Fasse wohnte, dies würde mit mehr Recht und Nutzen ein Christ tun, wenn er mit Bestimmtheit sich den Lebenswandel vorlegte und gleichsam auferlegte, durch welchen er Christum, den er verehrt, nachahmt und durch sein offenes Beispiel anderen darstellt, was unser Gelübde, unser Bund, unsere Verbindlichkeit, unsere Pflicht verlangt, ich will nicht sagen, was wir beständig im Munde führen. Denn von Religion sprechen und schwatzen kann ein jeder, ihr untertan sein, in sie eingehen, für sie eifern, von ihr ganz eingenommen, von ihr gesättigt werden, das ist — glaubt mir — die Sache nicht eines von Tausenden.

Ich will nicht, daß die Geistlichen über die Gewissen herrschen sollen, sondern ich will nur der offenbaren, erwiesenen und unverbesserlichen Gottlosigkeit begegnen, gegen welche manche vielleicht allzu nachgiebig sind. Sie fürchten mehr die Reichen zu beleidigen als den Zorn Gottes, sie fürchten für ihre Haut, wenn sie die Laster der Zeit und der Zeitgenossen schelten.

Das, meine Brüder, martere, ängstige und betrübe uns, das sei der Gipfel unseres Unglücks, daß wir nicht so viel schaffen, als wir wünschen, daß so viele und so große Wohltaten des Himmels und der Zeit wenigeren zuteil werden, als wir wollen, daß die Menschen mitten im Lichte blind sind, mitten in der Wahrheit sich täuschen, mitten in der Sanftmut wüten, mitten in der Gelehrsamkeit dumm sind, daß die Unglücklichsten oft ihres Glücks, die Verkauften ihrer Freiheit, die Unheiligen ihrer Religion sich rühmen. Wenig liege uns daran, was die Menschen gegen uns beschließen; das sei unsere Last, daß wir keine Menschen dem Verderben entreißen, keine Christo gewinnen können. Wenig liegt uns daran, die Besoldung zu verlieren; aber hart sei es uns, von Christo selbst unnütze Knechte genannt zu werden.

P. H. VON BLANCKENHAGEN

Wissenschaft in Zucht und Andacht

Die Geisteswissenschaften sind seit geraumer Zeit in Mißkredit geraten. Zwar nicht alle im selben Ausmaß. Bezeichnenderweise sank das Ansehen jener Zweige der Geisteswissenschaft am meisten, an denen die Allgemeinheit den lebhaftesten Anteil nahm: der Kunstgeschichte und der Literaturgeschichte. Die geistreichen Versuche, die individuellen Deutungen, die eigenwilligen Zusammenfassungen und Überblicke überboten einander an Originalität und subjektiver Schau, bis sie unversehens den vertrauenswürdigen Boden der alten Wissenschaft verloren und auf das trügerische Parkett spekulativer Phantasie glitten. Aber sich auf diesem

zu bewegen, steht dem Gelehrten schlecht an — und wenn dieser oder jener etwa geglaubt hatte, auf solche Weise den geforderten und gewünschten Anschluß „ans Leben" endlich zu erreichen, so sah er sich bald enttäuscht. Denn gerade das gesunde Urteil der Öffentlichkeit lehnte diese Extratouren bald ab. Allerdings war sich die Allgemeinheit keineswegs darüber im klaren, wie es zu dieser Situation gekommen war; noch weniger war sie sich bewußt, daß sie selbst Schuld daran trug. Denn war nicht von ihr eben jener Ruf nach neuem Leben an die Wissenschaft ergangen? Hatte man nicht überall dem Spezialistentum den Krieg erklärt und ganzheitliche Wissenschaft gefordert? Kaum jemand aber verlangte dergleichen etwa von der Ornithologie oder der Hydrostatik. Ganz offenbar gab es im Bewußtsein der Allgemeinheit zwei Gattungen von Wissenschaft mit verschiedenen Aufgaben — eine, bei der Detailergebnisse und Spezialistentum ganz in der Ordnung waren, und eine andere, in der diese beiden zwar auch nötig, aber noch nicht genügend schienen. Es ist naheliegend, wenn auch nicht richtig, diese beiden „Gattungen" Naturwissenschaften und Geisteswissenschaften zu nennen. Allerdings gehören alle Geisteswissenschaften der zweiten Gattung an, keineswegs aber alle Naturwissenschaften der ersten. Dieses freilich glaubte das neunzehnte Jahrhundert. Und zur Erbschaft, die wir von ihm übernahmen, gehörte auch der populäre Begriff von Wissenschaft. Er war geprägt von einer Anschauung, nach der allein die „exakten" Wissenschaften Gültigkeit hätten. Das war nur natürlich in einem Zeitalter, das gerade auf diesen Gebieten seine größten Leistungen und Erfolge aufwies. So wurde die mathematische Beweisführung zum verpflichtenden wissenschaftlichen Prinzip. Diesem Gesetz konnten sich auch diejenigen Wissenschaften nicht entziehen, deren Ergebnisse von Natur aus jeder solchen Beweisführung widerstreben. Daß es so geartete Wissenschaften gibt, spürte man zwar immer. Alle historischen und philologischen Forschungen können immer nur die wahrscheinliche Richtigkeit ihrer Ergebnisse demonstrieren, aber niemals die unbedingte beweisen. Um nun den exakten Wissenschaften möglichst nahe zu kommen, verschrieb man sich der Akribie in der Methode und verfolgte das absichtlich bescheidene Ziel, Einzelheiten zu klären. Die handgreiflichen Erfolge, die reichhaltigen und auch wichtigen Ergebnisse dieser Bestrebungen sind allgemein bekannt und können nicht entwertet oder verringert werden. Ebenso bekannt aber sind auch jene zweifelhaften Folgeerscheinungen, welche die großen Schöpfungen des menschlichen Geistes, die der Gegenstand der Forschung waren, in lauter winzige Einzelobjekte eines immer hochmütiger werdenden Spezialistentums zerteilten. Dies konnte nicht die Aufgabe der Geisteswissenschaften sein. Aber welche war es dann? Gab etwa jener gerade so peinlich empfundene Mangel an der Möglichkeit beweisbarer Resultate den Hinweis auf die richtige Antwort? Man mache doch aus dieser Not eine Tugend — so hieß es wohl da und dort — und verzichte geradezu auf alle Einzelforschung zugunsten einer lebensvolleren Tätigkeit, die uns Einblicke, Übersichten, Deutungen, Wirkungen, Bilder und vor allem Antriebe vermittelt. Mit einem gewissen Recht konnte man da auch auf die großen Gelehrten selbst hinweisen, deren Rang sich niemals auf noch so viele Einzelergebnisse gründete, sondern immer eben auf diese großen umfassenden Werke, die über sich hinauswiesen und neue Impulse weckten. Freilich vergaß man, daß diese Hervorbringungen begnadeten Einzelnen verdankt wurden und ihre „Methoden" so wenig gelehrt werden konnten wie die eines Künstlers. Und so kam es denn zu jenen Erzeugnissen allzu subjektiver Autoren, wie wir sie eingangs streiften

und die nun ein allgemeines Mißtrauen in die Geisteswissenschaften zur Folge hatten.

Innerhalb der Wissenschaft selbst wurde diese Entwicklung von einem Methodenstreit begleitet, der zwar die Situation klärte, aber allmählich immer unfruchtbarer wurde. Die Frage nach dem Sinn der Geisteswissenschaften blieb nicht unbeantwortet, aber den Antworten fehlte meist Allgemeingültigkeit und Überzeugungskraft. Nicht wenige Stimmen sprachen allen Geisteswissenschaften rundweg jeden Nutzen für die menschliche Gesellschaft ab. In der Tat ist es kaum möglich, resoluten Materialisten die Nützlichkeit geisteswissenschaftlicher Bemühungen auch nur begreiflich zu machen – freilich erscheint das heute kaum noch als Fehler. Wie die Dinge liegen, hat es den Anschein, als ob es der Geisteswissenschaft immer weniger darauf ankomme, für sich im Ganzen oder für einzelne Methoden grundsätzlich zu plädieren. Eine jede Disziplin ist dazu übergegangen, durch ihre Werke selbst unmittelbar sich zu rechtfertigen und zu wirken. Erstrebt wird, eine Aufgabe allein nach den ihr spezifisch zugehörigen, nur ihr innewohnenden Gesetzen zu lösen, also die Methode am Objekt zu entwickeln und nicht dieses jener zu unterwerfen. Der Gegenstand ist das ausschließlich Herrschende, die individuelle Persönlichkeit soll ihn nur gleichsam zum Sprechen bringen. Auf geistreiche Einfälle „anläßlich" eines Gegenstandes wird bewußt verzichtet. Auf diese Weise soll und kann eine Sachlichkeit erreicht werden, die den Bezirken geisteswissenschaftlicher Tätigkeit legitim zugehört, eine Sachlichkeit aber, die nichts mit einer einfachen Übernahme „exakter" Methoden der Naturwissenschaft zu tun hat, sondern zu den Dingen, die es anzuschauen heißt, ein Verhältnis hat, dessen Wesensart ihnen selbst innewohnt und entnommen wird. Praktisch erhält die Betrachtung – mit der ja jede „Theorie" anfängt – ein neues Gewicht: es gilt, etwas so lange und zugleich so „nachgebend" anzuschauen, bis es uns von seinem Leben und von seiner Art abgibt, uns das mitteilt, was sein Eigentliches, seine Struktur ausmacht. Vorgefaßte Gedanken oder herangetragene Wissenskomplexe würden eine solche Mit-Teilung verhindern, mag es sich um Systeme, Methoden oder bestimmte Zielsetzungen handeln. Die Erfolge dieser „sachlichen" Geisteswissenschaft sind überzeugend: mit einem Schlage werden die Dinge neu, atmen in ihrer eignen Luft und bleiben unseziert, ihre Totalität bleibt gewahrt. Dem entspricht, daß die wissenschaftliche Tätigkeit sich konzentriert und gliedert, der Ausdruck ist sparsam, aber dafür von hohem spezifischen Gewicht – er ist immer dienend und leistet im Verschweigen und Andeuten so viel wie früher in dem Immer-noch-mehr des herangezogenen Stoffes. Den bedeutenden Werken dieser neuen Richtung ist daher auch eigentümlich, daß sie auf eine scheinbar selbstverständliche und einfache Weise geglückt erscheinen, so daß an den Vergleich mit einer künstlerischen Schöpfung gedacht werden darf. Sie nehmen ihren Rang nicht ein wegen der Menge oder der Wichtigkeit der Einzelergebnisse, sondern kraft ihrer Haltung und Art. Aber wie durch ein Wunder tritt in ihnen ein großes Thema, dessen Behandlung zunächst keinen frischen wissenschaftlichen Lorbeer verhieß, in einer neuen ungeahnten Macht und Würde hervor.

Doch indem wir solche Kennzeichen anführen, haben wir schon im stillen jene Beispiele dieser neuen autonomen Geisteswissenschaft zu charakterisieren angefangen, auf die eine breitere Öffentlichkeit hinzuweisen diese Zeilen versuchen wollen. Um die besondere Stellung und den besonderen Wert der Arbeiten Robert Boehringers, die hier als Exempel gelten sollen, ins rechte

Licht zu setzen, war es nötig, an die allgemeine Lage der Geisteswissenschaften zu erinnern. So wird auch deutlich, daß es kein Zufall ist, wenn diese ersten Werke einer neuen Richtung Schöpfungen der griechischen Bildkunst behandeln. Denn der Betrachtung von Kunstwerken, wie sie sein soll, eignet ja im vorzüglichen Maße diese offene, dienende, aufnahmebereite Anschauung, die nicht erfaßt, sondern sich erfassen läßt. So hielt es von jeher zwar nicht der Wissenschaftler, aber immer der echte Liebhaber, als welcher freilich weder der sogenannte Kenner noch der sogenannte Dilettant bezeichnet werden kann. In Boehringers Büchern begegnet uns eine Verbindung von Wissenschaftler und Liebhaber, die uns gleichfalls ein Kennzeichen der neuen Geisteswissenschaft zu sein scheint.

Zwei große Tafelwerke: „Platon – Bildnisse und Nachweise", „Homer – Bildnisse und Nachweise"* sind begleitet von zwei Heften: „Das Antlitz des Genius – Platon", „Das Antlitz des Genius – Homer". In den Tafelwerken werden alle erhaltenen Bildnisse wiedergegeben und in einem beigefügten Text besprochen, in den Heften wird die Gestalt des Weisen und des Dichters in ihren Werken angerufen. Ehe wir es unternehmen, zu zeigen, auf welche Weise das geschieht, seien kurz die Probleme gestreift, die dieses Thema der Wissenschaft stellt. Eine Vorstellung von ihnen gibt erst die Möglichkeit einer richtigen Einschätzung dieser neuen Arbeiten.

Die uns überkommenen Porträts Platons sind römische Kopien nach einem verlorenen zeitgenössischen Werk des Griechen Silanion. Die besten Köpfe – die ganze Statue ist nicht erhalten – geben ein Antlitz, dessen Züge mit dem überlieferten Aussehen des Philosophen übereinstimmen. Dennoch ist das Bildnis nicht „naturgetreu" in modernem Sinne, aber es ist realistisch, wenn man darunter die Abwesenheit einer absichtlichen Stilisierung versteht. Es ist die Schöpfung einer Zeit, in der Individuum und Gemeinschaft noch keine Gegensätze waren, in der der Einzelne Glied des Ganzen war, die Gesamtheit sich in jedem Teil vollkommen zum Ausdruck brachte. Die Größe des Werkes beruht gerade darauf, daß dieses Ganze vorhanden ist und zugleich das Einzelwesen, die Gestalt Platon, in seiner ihm allein eigenen Art gegenwärtig wird.

Eine bildliche Gestaltung Homers, die uns zeigte, „wie er wirklich war", gibt es nicht. Statt Porträts besitzen wir vier verschiedene Idealbildnisse, auch sie wieder in der Form römischer Kopien nach Schöpfungen verschiedener Zeitalter. Das älteste gehört dem klassischen V. Jahrhundert an, das letzte, berühmteste, ist ein Werk des späten Hellenismus. Die erhaltenen Typen sind wohl nur ein Teil dessen, was das Griechentum im Laufe seiner Entwicklung an Homerbildern geschaffen hat. Jede Epoche hat sich eine neue, ihr gemäße Vorstellung des Dichters gebildet.

Um die Ikonographie Platons und Homers zu klären, hat die Ungleichheit der Problematik die Wissenschaft verschiedene Wege einschlagen lassen. Ähnlich war nur die Lage im Falle der Kopienkritik, d. h. in der Einordnung und Bewertung der einzelnen Kopien. Während aber das Platonporträt die Frage nach dem Wesen des griechischen Porträts, seiner Individualisierung und seiner Typik und die

* Dieser enthält nur die rundplastischen Darstellungen Homers. Ein zweites, noch nicht erschienenes Werk wird Münzen, Gemmen, Kameen, Reliefe, Mosaik und Malerei mit Homerbildern behandeln. Diese zweibändige Veröffentlichung wird von Robert und Erich Boehringer gemeinsam herausgegeben. Der erste Band stammt in der Hauptsache von Robert Boehringer. (Breslau, Ferdinand Hirt.)

Frage nach dem „wirklichen" Aussehen Platons stellte, gaben die Homerbilder dem Archäologen die Aufgabe, sie überhaupt erst als solche zu sichern – inschriftlich ist nur ein Typus als Homer gekennzeichnet – die Fassungen zu datieren, ihren Stil zu bestimmen und in ihnen die wechselnden Formen des griechischen Geistes zu erkennen. Die Rolle, die dabei das denkerische Werk des einen und das dichterische des anderen spielen konnte, war gleichfalls nicht dieselbe. Galt es einmal, eine tiefere Einsicht in die Gesamtleistung des Philosophen durch die anschauende Bemühung um das Verständnis seiner Züge oder umgekehrt eine richtige Deutung des Porträts durch die vergleichende Betrachtung seiner Schriften zu gewinnen – so war bei Homer danach zu suchen, welche Aufschlüsse die Bilder über den Wandel der Auffassungen seiner Dichtung bei den Griechen klassischer und hellenistischer Zeiten möglicherweise ergaben, zu welchen künstlerischen Formen literarische Überlieferung und ewig lebendige Dichtung in verschiedenen Epochen miteinander verschmolzen.

Eine spezialisierte Geisteswissenschaft hätte und hat sich diesen Problemen von den mannigfachsten Ausgangspunkten genähert; die Literatur ist tatsächlich riesig. Immer wieder schien dieses oder jenes noch unberücksichtigt, irgendein mögliches Detail falsch verwertet, ein anderes zu wenig ausgenutzt. In ungezählten Miszellen ergriffen ungezählte Gelehrte das Wort – aber es ist bezeichnend, daß keiner das „Ganze" darstellte oder auch nur darstellen wollte. Interessant schien nur die einzelne neue Entdeckung, mochte sie auch noch so gering sein. Und in der Tat: mit Recht erschienen Bücher über die Summe aller Probleme unwichtig, andere, die sie kurzerhand überhaupt nicht beachteten, unwissenschaftlich. Bücher aber, die alle notwendigen Kleinigkeiten und Einzelheiten beherrschten und verwerteten und dennoch das „Ganze" vermittelten, jenes Ganze, das „das Antlitz des Genius" ausmacht, mit der Unbefangenheit, die allein dem unmittelbar Erfaßten eignet, und der Ehrfurcht, die den Erfolg verbürgt –, solche Bücher schienen wohl unmöglich.

Sie sind es nicht, wie Boehringers Arbeiten zeigen.

Die den großen Tafelwerken beigelegten Texthefte bringen in übersichtlicher Anordnung die gesamte antike und nachantike Literatur und Überlieferung. Verzichtet wird auf alle weitschweifige Beweisführung für oder gegen einzelne Auffassungen. Welche grundsätzliche Bedeutung dieser Verzicht hat, braucht nach unseren einleitenden Worten hier nicht mehr auseinandergesetzt zu werden. Die „Richtigkeit" der gegebenen Entscheidungen wird nicht expliziert, sondern soll durch ihre innere Überzeugungskraft wirken. Sie werden unangreifbar gemacht gleichsam durch die Selbstverständlichkeit aller Folgerungen, die nicht gezogen werden aus einer kritischen Abwägung einander widerstreitender Meinungen, sondern aus der Sache selbst. Überlieferung, Beschreibung, Nachweise und Literaturkritik sind sinngemäß geschieden. In welcher Art Bildnisse gedeutet und verglichen werden, dafür sei nur ein Beispiel angeführt: „Dort (im frühklassischen Werk) ist die göttliche Seele des Dichters Bild geworden; hier (im späthellenistischen Bildnis) berichtet Seelenkunde von einem Manne, dessen mächtiger Geist auch durch Leiden nicht gebrochen werden konnte. Aber beide Köpfe sind dichterisch und beide sind edel. Schiller hätte naive und sentimentalische Dichtung an ihnen zeigen können; doch hätte er hinzugefügt: das Naive ist göttlicher." Alles dient nur dem einen Ziel, die richtige Betrachtung der Tafeln zu fördern. Auf diesen sind alle erhaltenen Werke – auch nachantike Umformungen – in verschiedenen Aufnah-

men zusammengestellt. Sie verzichten auf jeden Effekt und sollen allein vom Werk, das sie wiedergeben, eine sachliche und daher schöne Vorstellung vermitteln.

Die beiden schmalen Hefte, die einzeln erschienen sind und den gemeinsamen Titel: „Das Antlitz des Genius" tragen, führen ein in das Werk des Dichters und des Weisen. Sie zeichnen in klaren, schlichten und um so überzeugenderen Sätzen nach, was jene dem Verfasser gaben, sind gleichsam ein dankbar bekennendes Resumee der homerischen Epen und der Platonischen Dialoge – auch sie nur dienend, aber mit der stolzen Freude eines adligen Paladins. Kein „kulturhistorischer Rahmen" wird ausgespannt, keine „Deutung" versucht, kein Urteil abgegeben. Kaum merkt der Leser, wie der Verfasser ihn führt, wie er langsam, still, horchend und gehorsam seine Gedanken lenkt auf das, was da ist, was der große Dichter und der große Denker des Griechentums für alle Zeiten geschaffen haben. Diesen beiden Heften eignet jene Einfachheit, die das Zeichen der Größe ist, sie sind klassisch in dem Sinne, in dem wir von dem klassischen Altertum sprechen, und so sind sie ihrem Thema gemäß. Kein Hinweis von Sonderheft auf Tafelwerk oder umgekehrt durchbricht die organische Form der Veröffentlichungen. Dennoch gehören sie zusammen, aber auf eine bisher unbekannte Art. Sie ergänzen einander, indem sie auf verschiedenen Wegen den Leser zum gleichen Ziel, zum griechischen Genius, leiten. Keine Überredung, keine umnebelnde Bezauberung führt ihn in ein Traumland; die durchsichtige Klarheit sparsam gesetzter Worte läßt ihn erkennen und wissend bewundern. Nicht eine „wechselseitige Erhellung" versucht, Probleme zu klären, sondern in sich geschlossene, getrennte Darstellungen zeigen das Eigentliche, das Wesen, die Gestalt und den Geist.

Die Bücher sind, wie es im Vorwort der Tafelwerke ausdrücklich heißt, „beiläufig, auf der Suche nach dem besten Bildnis" Homers und Platons entstanden. Aber da diese Suche von einem unternommen wurde, dem Platon und Homer mehr waren als ein Thema, wurde sie doppelt belohnt: der Wissenschaftler verdankt ihr die Kenntnis der bis dahin unbekannten besten Replik des Platonporträts sowie die Entdeckung eines neuen Homertypus. Der Allgemeinheit aber hat diese Suche Arbeiten beschert, wie sie vorher kein Gebiet der Altertums- und der Kunstwissenschaft aufwies. Mit aller Eindringlichkeit zeugen sie von der Kraft und der Unsterblichkeit des Griechentums im deutenden und darstellenden Bild, im dichterischen und geistprägenden Wort. Das Antlitz des Genius steht vor uns. Wenn wir dem, der es uns weist, folgen, wird es uns anschauen und uns verwandeln. Diese Kraft der Verwandlung, welche die eigentliche Wirkung der großen Meister in unserem Dasein ausmacht –, sie ist es, die Boehringer aufruft und die von seinen Büchern ausgeht. Ist diese Kraft nicht das höchste Ziel aller geisteswissenschaftlichen Arbeit und ist es nicht allein zu erreichen durch jene andächtige Sachlichkeit, die nichts erklärt und nichts hinzutut, nichts antastet und nichts versehrt?

Rundschau

Das Wort vor der Tat. In einem wesentlichen Buche hat Franz Ibler Reden und Botschaften aus drei Jahrtausenden von Staatslenkern und Feldherrn ausgewählt und zusammengestellt, die sie in der letzten Stunde vor kriegerischen Handlungen an ihre Völker und ihre Krieger richteten: „Vor der Entscheidung" (Berlin, A. Metzner. RM 6,—). Diese Zeugnisse echten Mannestums gehören zu den bedeutsamsten Äußerungen der Geschichte. Denn wenn das Wort nur noch Mittel ist, die Tat auszulösen, so wird der wahre Mann viele und große Worte verschmähen, alle Pose fällt ab, und der Mensch, der so oft hinter Worten sich verbergen kann, steht im Angesicht der Tat ohne Verkleidung da in seinem letzten Wert. Die Reihe beginnt mit Perikles und endet mit Hindenburgs Armeebefehl vom 1. September 1914. Wir geben einige Proben. Vor der Schlacht bei Cannae rief Hannibal seinen Soldaten zu: „Seid ihr nicht durch die früheren Siege in den Besitz der euch von mir verheißenen Ebenen und ihres Reichtums gelangt? Ist nicht die Wahrheit aller meiner Versprechungen durch die Erfüllung erwiesen? Jetzt gilt es den Kampf um die Städte und ihre sämtlichen Schätze! Erringt den Sieg und ganz Italien ist euer! Mit dem Gewinn aller römischen Güter, mit der unumschränkten Herrschaft über alles, wird am Ziele eurer Mühsal diese Schlacht euch lohnen! Auf denn, das unnütze Wort weiche der Tat und mit Hilfe der Götter sollen bald meine Verheißungen erfüllt sein!" Vor der unglücklichen Schlacht auf der Frauenwiese gegen Germanicus im Jahre 16 n. Chr. feuerte Arminius seine Krieger an: „Gedenkt der römischen Habsucht und Grausamkeit, gedenkt des römischen Übermutes! Bleibt euch anderes übrig, als die Freiheit siegreich zu verteidigen oder zu sterben, ehe ihr in Knechtschaft fallt?!" An die freien Goten richtete Totila vor der Schlacht bei Taginae folgenden Appell: „Nicht nur Waffendienst, auch die liebste Beschäftigung, wenn sie nicht freiwillig geschieht, sondern mit Gewalt, Lohn oder sonstwie erzwungen wird, macht den Menschen keine Freude mehr, erscheint ihnen widerwärtig, weil sie erzwungen ist. Daran denkt und wir wollen tapfer gegen die Feinde fechten!" König Heinrich der Vogler rief den versammelten Sachsen vor der Ungarnschlacht bei Riade zu in Beantwortung der Frage: Tributzahlung oder Krieg: „Soll ich den zum himmlischen Dienste geweihten Schatz wegnehmen und ihn — zu unserer Rettung — als Lösegeld den Feinden Gottes ausliefern? Oder soll ich nicht lieber die irdischen Schätze der Verehrung Gottes opfern, damit wir durch den erlöst werden, der wahrhaft unser Schöpfer und Erlöser ist?" Otto der Große fand vor der Schlacht auf dem Lechfeld die folgenden Worte: „Meine Krieger, ich würde mehr sagen, wenn ich glaubte, durch meine Worte den Mut und die Kühnheit eures Gemütes zu erhöhen. Laßt uns jetzt lieber mit den Schwertern als mit Worten die Entscheidung suchen!" Die anständige, selbstverständliche Achtung des wahren Soldaten vor seinen Feinden spricht aus Frundsbergs Ansprache an die Landsknechte bei Pavia: „Wir haben einen prächtigen Feind; aber sein Volk und Hauptleut haben wir vordem allweg geschlagen und ist jetzt auch mit der Hilfe Gottes gewisser Sieg zu erhoffen, Ehr und Gut zu erlangen. So wollen wir auch unsere Freund und Brüder in der Stadt Pavia erledigen. Welche das tun wollen, die sollen eine Hand aufheben!" („Da haben alle Hauptleut und Knecht fröhlich die Hände aufgehoben und geschrien, er sei ihr aller Vater, sie wollten Leib und

Leben für ihn setzen.") Moritz von Oranien zeigt sein tiefes Gottvertrauen vor der Schlacht bei Nieuport im Jahre 1600: „Nächst dem Allerhöchsten ist keine Hoffnung als in den starken Waffen. Ich und das ganze Kriegsvolk haben keine Ausflucht, zu entkommen! Wir sind an diesem Ort von dem wilden Meer und an jenem von dem ruchlosen Feinde umschränkt. Ich habe beschlossen, entweder mit euch glücklich zu streiten und zu siegen oder ritterlich zu streiten und zu sterben!" Führern, hinter deren stahlharten Worten so überzeugend der Mann stand, folgte das Kriegsvolk willig, weil der volle menschliche Einsatz der Führer die Worte adelte.

Das dritte Buch. Unter bücherfreundlichen Menschen wird immer einmal wieder die alte nette Preisfrage aufgeworfen, mit der schon Diderot eine seiner Kritiken würzte, welche drei Bücher man wohl in die Verbannung auf eine einsame Insel oder in lebenslanges Gefängnis mitnehmen würde? Die Bibel natürlich und Homer, wenn man kein Narr sein will. Aber das dritte Buch, bei dem die Wahl und damit die Qual doch eigentlich erst einsetzt? Wieviele Lieblingsbücher, die wir im Augenblick ihres Eindrucks jener großen Trinität für würdig hielten, sind uns schon mit den Jahren verblaßt! Wie manche von sich aus dauerhafte Literatur würde vor einem solchen unendlichen Anspruch doch früher oder später ihre Begrenzungen herauskehren! Begrenzungen, die allein schon damit entstehen, daß es sich um Werke eines einzelnen, wenn auch größer oder geringer begnadeten Menschengeistes zu handeln pflegt. Für eine unendliche Unterhaltung und einen unendlichen Geistesaustausch brauchen wir aber gerade darum, weil wir selbst nur Individualitäten sind, den Kontakt mit der Gemeinschaft und einer möglichst großen Summe bedeutender Individuen, Talents- und Geistesrichtungen. So würden wir uns als drittes Buch statt des Faust oder des Lear, statt Hölderlins oder Kants, Platons oder Dantes Werken vielleicht doch lieber ein Buch wünschen, in dem sich recht viele bedeutende Geister auf beschränktem Umfange, aber doch prägnant, einigermaßen bezeichnend und erschöpfend ausgedrückt haben. Es wäre weiter zu wünschen, daß in diesem Buche nicht nur zu einem oder zu wenigen Themen, sondern zu möglichst vielen, ja, wenn es anginge, zum Kosmos der Dinge, der Fragestellungen und Erkenntnisweisen lebendig Stellung genommen würde. Und wenn wir dazu noch Deutsche sind, dann müßte das „dritte Buch" nach Möglichkeit eines sein, in dem uns auf Grund unserer eigenen natürlichen Bluts-, Sprach- und Kulturgrundlagen warm und heimatlich zumute wird, es müßte ein Buch von Deutschen sein. Alle diese frommen Wünsche werden nun in einer Veröffentlichung erfüllt, die unter dem Titel „Deutscher Geist. Ein Lesebuch aus zwei Jahrhunderten" im S. Fischer Verlage Berlin erschienen ist. Die Absicht dieses von Oskar Loerke zusammengestellten und eingeleiteten Buches war es, „ein geschlossenes Denkmal dessen zu geben, was deutscher Geist ist, monumental und sichtbar für die übrige Welt, zur Erinnerung, Anregung und Stärkung für die gegenwärtigen Deutschen. Aufgenommen wurden nur vollständige, in sich geschlossene Stücke mit essayistischem Charakter". Es hat schon mancherlei Anthologien und Lesebücher gegeben. Das hier geschaffene Buch übertrifft sie aber alle an Umfang, an innerem Gewicht und kompositorischer Geschlossenheit. Es ist in der Tat ein „einziges" Buch, ein biblion deutschen Geistes geworden. Rund 120 Beiträge wurden gesammelt. Winckelmann hat das erste, der junge, früh gefallene Norbert von Hellingrath das letzte Wort. Neben den ausdrücklichen Dichtern und Schriftstellern unserer Sprache stehen in ungefähr chronologischer, sonst aber thematisch gut durcheinander gemischter Folge Beiträge

von ziemlich allen unseren bedeutenden Denkern, von großen Naturforschern, Historikern, Diplomaten, Militärs und Künstlern anderer Gebiete, die mit linker Hand auch schriftstellerisch hervorgetreten sind. So sind thematisch keinerlei Grenzen gezogen, wofern ein Beitrag nur die Signatur bedeutenden Geistes und gemeisterten sprachlichen Ausdrucks besaß. Für den letztgenannten Gesichtspunkt ist kein engherziger Begriff eines guten deutschen Aufsatzes zur Anwendung gekommen. Die Herausgeber haben ebenso, wie sie sachlich ein universelles Interesse gegenüber jeglichem Thema bezeigten, auch formal dem deutschen Geist jede Eigenart, wofern sie nur keine ausgesprochene Unart war, belassen; sie haben den schweren, dichten, körnigen Stil mit dem heiteren, den satirischen mit dem sachlichen, den hoch poetischen mit dem abstrakt-prosaischen wechseln lassen, so daß also nicht etwa nur solche Gebilde betonter stilistischer Kunstfertigkeit, wie sie etwa im Französischen oder Englischen „essai" genannt werden, aufgenommen wurden. Der deutsche Geist ist ja vielleicht gerade darum so mannigfaltig und geweitet, weil ihn kein solches gemeinsames schriftstellerisches Stilideal beengt hat. Wenn wir oben ein Buch suchten, das sich nicht wie noch jeder Roman in einem Tage auslesen, das sich nicht wie noch jedes Lehrbuch in einem Monat durchstudieren ließe, wenn wir ein Buch zum Lesen und Immer-wieder-Lesen herbeiwünschten, dann wurde es mit dieser Sammlung deutscher Aufsätze geschaffen. Nur im meisterlichen Aufsatz konnte ja auf engem Raume jeweils ein Ganzes gegeben werden, konnten Geist und Kenntnisse, Charakter und Kunst des Schreibenden eine Einheit des sprachlichen Ausdrucks gewinnen und konnte auch jedes nur denkbare Sachgebiet, wenn schon nicht erschöpft, so doch zentral und wirklich „etwas sagend" angepackt werden. Das Buch vermittelt uns daher, welchen Sonderinteressen wir auch obliegen, mit welchen eigenen Begrenzungen und Talenten unsere Natur auch auf es antworten möge, in jedem Falle eine kaum auszuschöpfende Fülle sachlicher Horizonterweiterungen und sprachlicher Entzückungen. Es ist, wie es im Wesen des Aufsatzes liegt, zwar ein voraussetzungsloses, aber kein dünnes oder leichtes, sondern ein hochkonzentriertes Buch, dessen bloßes Durchlesen nur in geräumiger Frist mit reichlichen Atempausen möglich ist, das wie ein schwerer, langsam zu erobernder Hochgebirgsgipfel vor einem liegt, auf jedem Schritt Weges die Mühe indessen mit den lieblichsten Ausblicken, den köstlichsten, dauernd wechselnden Eindrücken belohnt. Mit einem Wort: es ist das „dritte Buch", das wir suchten und dessen Wahl uns nicht später einmal gereuen kann.

Die Kirche und das Amt. Kenntnis der eigenen und fremden Bereiche, Fühlung mit der fortschreitenden Vertiefungsarbeit, Mut zur Wahrheit und Wahrhaftigkeit sowie Hingabe und Bereitschaft für das große Werk der Verständigung gehören zu einer Arbeit, wie Hans Asmussen sie in dem Werk „Die Kirche und das Amt" (München 1939, Chr. Kaiser) niedergelegt hat. Auf weite Strecken hin hat der Verfasser die Voraussetzungen erfüllt, die zum Wagnis einer solchen Arbeit berechtigen. Es geht dem Verfasser um „die eine heilige, christliche und apostolische Kirche"; sie findet nur, „wer sie in ihrer Tiefe, ihrer Weite und ihrer Höhe will". Diese Dimensionen werden sichtbar, mehr noch, wirklich, d. h. wirkend im Amt der Kirche. Daher untersucht er Ursprung, Wesen und Weise des Amtes. Letzter gültiger Maßstab ist dem Verfasser die Schrift, und er steht auch vor dem „Zeugnis der Väter", Calvin und Gerhard, mit diesem objektiven Maßstab, um mit ehrlicher Überzeugung fest-

zustellen, daß beider Lehre vom Amte sich nicht mit dem Neuen Testament deckt, „weil sie den Offenbarungscharakter der Kirche nicht ernst nehmen". Dann prüft der Verfasser die Schrift selbst und die Ämter der jungen Kirche und kommt zum Ergebnis, daß die Grundlage der Ämter die „Gabe" ist, das Charisma, dem der „eine Geist, der eine Herr, der eine Gott" zugrunde liegt, um dann sofort die Entscheidungsfrage für die evangelische Christenheit zu stellen: „Glaubt sie, daß die von ihr vollzogenen Sendungen durch den heiligen Geist geschehen?" „Es ist zu fürchten, daß sie darauf kein Gewicht legt, sondern sich in unangebrachter Bescheidenheit mit einer auf Grund des geltenden Rechts geschehenen Sendung begnügt." Hier stößt der Verfasser ins Sakramentale, in die Seinsbegründung der Weihe und ihre konstituierenden Faktoren vor; er geht auf die apostolische Sukzession der anglikanischen und römischen Kirche ein und bedauert, daß die evangelische Christenheit dem praktischen Anliegen dieser irrigen Theorie, wie er sie nennt, nichts an die Stelle zu setzen hat. Es fehlt die Stelle, die über die Legitimität der Sendung entscheidet. Hier wäre ein Ansatzpunkt, um mit den Katholiken über Weihe und Gabe, Sakrament und Habitus zu sprechen, um Brücken zu schlagen über den Graben der Fremdheit, der hüben und drüben noch trennend wirkt, aber nicht mehr in dem Maße, wie das früher der Fall war. — Asmussen hat auch die Frage Schrift und Kirche wieder aufgerollt. Er tut das mit menschlicher Zurückhaltung, weil er weiß, daß es hier um eine grundsätzliche „Unterscheidung" geht. Sein Buch vom Amt hat auch diese Frage, wenn auch indirekt, dem Verstehen der Christenheit wieder nähergebracht. Wenn für Asmussen die Kirche der Ort der Offenbarung ist, „nicht nur der Ort, wo über Offenbarung geredet wird, sondern der Ort, wo Offenbarung sich ereignet", dann wird über das Verstehen der Kirche auch ihre Einigung und Einheit möglich sein. — Asmussens Arbeit ist ein tiefer Vorstoß; vielen evangelischen Christen wird er als Neuerer erscheinen, Katholiken als ein ehrlich um das beiderseitige Verstehen und um ein Überwinden der Fremdheit Bemühter. Sicherlich werden die „Fachleute" zum einen oder anderen noch Stellung nehmen. Des Verfassers Anliegen ist groß, er stellt „alle christlichen Kirchen vor die Aufgabe, zunächst nach dieser Einheit, die Gott geschenkt hat, zu suchen. Bei dieser Suche hat sie sich von letzten, nicht von vorletzten Bestimmungen leiten zu lassen!" — Gilt aber nicht für die Suchenden des Herrn tröstliches Wort: „Wer sucht, der findet"? —

Leopold Weber 75 Jahre alt. Immer wieder trifft man in der Welt und insbesondere in Deutschland auf Menschen, die erst in reiferen Jahren, wenn für viele das Streben schon aufhört, ihre eigentliche Aufgabe finden und dann mit angesammelter Kraft unter dem Stern ihres erkannten Lebensgesetzes staunenswerte Leistungen vollbringen. Zu ihnen gehört Leopold Weber, der im Januar seinen 75. Geburtstag beging. In Rußland von deutschen Eltern geboren und in der russischen Umwelt erwachsen geworden, ging er wie seine Brüder über den Ozean nach Amerika, um zu farmen, kehrte aber bald nach Europa und in seine eigentliche Heimat Deutschland zurück, in der er aber im städtischen Leben kein Genüge findet, sondern mit Ernst Kreidolf in das Werdenfelser Land zu den Bergbewohnern geht und mit ihnen sieben Jahre als einer der Ihren lebt. Dies hat er in einem besonders reizvollen Büchlein, das mit Zeichnungen von Kreidolf geschmückt ist, beschrieben. Nach dieser Episode, die aber nichts Zufälliges für seine Entwicklung bedeutete, läßt er sich in München nieder, einer dichterischen und kritischen Tätigkeit lebend. Der Vierziger bezieht — immer im Auftrag

seines immanenten Gesetzes — die Universität und wird Germanist. Als Fünfziger geht er zu den Soldaten als Freiwilliger beim Leibregiment und kämpft vor Verdun als Infanterist, wird Offizier vorm Feinde und steht dann im Osten. Nach dem Kriege beginnt die Ernte zu reifen, und eine volle Garbe nach der andern verläßt die Scheuer. Er gewinnt neu für unser Volk die alten Götter- und Heldensagen in einer vorbildlichen Arbeit als Jugendschriftsteller, dessen Bücher aber den Erwachsenen gleich wertvoll werden. In der Festrede, die Karl Alexander von Müller dem Freunde zu seinem 70. Geburtstage hielt, rühmt er ihm mit Recht auszeichnende Eigenschaften nach, die er als Blutserbe in sich trägt: Treue, Ehre, Trotz, Opfersinn fürs Allgemeine, Gottvertrauen und unbeugsamen Mannesmut. Die innere Verwandtschaft des germanischen Sagengutes mit dem tragischen Schicksalsbegriff der altgriechischen Welt führte ihn dann in organischer Entwicklung zu einer Neuübertragung der Odyssee, die er in Rhythmen, die der deutschen Sprache gemäß sind, übertrug: in Ehrfurcht vor dem Gewordenen und vor dem Werdenden. Das deutsche Volk hat Veranlassung, Leopold Weber zu seinem 75. Geburtstage zu grüßen als einen echten Mann, der sein Schicksal wie seine Aufgabe erfüllte, in Dankbarkeit für die reichen Gaben, die er ihm bescherte.

Ein volksdeutscher Wegbereiter. Am 9. Januar beging Dr. Werner Wirths seinen 50. Geburtstag. Seiner inneren Neigung nach zur Bühne hingezogen, geriet der durch das Kriegserlebnis Verwandelte unversehens in die Reihe der volksdeutschen Kämpfer nach dem Weltkriege. Der innere Zwang, im Zusammenbruch politisch Stellung zu nehmen, ließ ihn eine Zeitschrift gründen, die bald ihre besondere Bedeutung gewann und ihre eigene Note Zeit ihres Bestehens durchhielt. Er nannte sie „Gewissen", das zum Organ der im Juni-Klub zusammengeschlossenen jungen Politiker wurde. In diesem Kreise erhielt die Arbeit für das Grenz- und Auslanddeutschtum, die damals am meisten bedrohten Volksteile, ihre politische Spitze. Wirths trat zum Deutschen Schutzbund über, in dem er durch lange Jahre eine nachhaltig wirkende Korrespondenz „Deutsche Briefe" herausgab und hiermit eine Pionierarbeit leistete, von der später andere unbewußt und bewußt ihren Nutzen zogen. Wirths hat nie das Bedürfnis gespürt, auf der politischen Bühne im Vordergrunde zu glänzen, sondern hat in Beständigkeit und Ausdauer stille und fördernde Arbeit geleistet, nicht zuletzt in den grenzlanddeutschen Verbänden, denen er durch seine Herkunft aus Eupen nahestand, ohne nach Anerkennung und Lohn zu fragen. Nach Fritz Kleins tragischem Tode trat Wirths bis zum vielbeklagten Ende dieser Zeitschrift in die Leitung der „Deutschen Zukunft" ein, um sich dann neuen Aufgaben zuzuwenden. Mit der ihm angeborenen großen Ruhe und einem wohltuenden Humor hat Wirths wie so mancher andere Bahnbrecher des volksdeutschen Gedankens es lächelnd mitangesehen, wie andere ernteten, was er mit gesät. Ihm genügte es, wie er als Soldat im Weltkriege in dem guten Feldartillerieregiment Nr. 24 und anderen Formationen seine soldatische Pflicht redlich erfüllte (siehe das echt soldatische Buch: „Wir wurden gerufen"), des Wissens seiner Freunde um seine Leistung sicher zu sein. Aber er wird es seinen Freunden nicht verwehren wollen, wenn sie an einem Abschnitt seines Lebens ihm, dem guten Kameraden, in Kameradschaft und Anerkennung die — vorläufige — Bilanz seines bisherigen Wirkens ziehen.

Dank an das Leben. Wenn zwei bedeutende deutsche Schriftsteller, die in starken Büchern, der eine als bald Achtzigjähriger, der andere über 75 Jahre, von ihrem Leben Rechenschaft ablegen, hierfür Titel nehmen wie „Es lohnte

sich, gelebt zu haben", wie Paul Lindenberg es tut (Berlin, Vorhut-Verlag Otto Schlegel. RM 9,50) und „Gottgesandte Wechselwinde" nach Goethes „Seefahrt", wie Paul Oskar Höcker ihn wählte (Bielefeld, Velhagen & Klasing. RM 9,50), so ist das eine nachdenkliche Angelegenheit. Man freut sich, daß beide am Lebensabend kein Fragezeichen, sondern eine volle Bejahung aus dankbarem Herzen setzen. Beide Bücher gemeinsam zu betrachten, dazu gibt nicht nur die Gleichaltrigkeit bei sehr unterschiedenen Lebensläufen Veranlassung, sondern die Tatsache, daß, weit über das Persönliche hinausgehend, hier Dokumente einer Epoche entstanden sind. Paul Lindenberg, der seine journalistische Laufbahn, zu der ihn ein unüberwindlicher Drang und sein inneres Gesetz schon im Knabenalter trieben, an der „Deutschen Rundschau" begann, verleugnet den echten Journalisten in keiner Zeile. Den Journalisten, der in Ausübung einer Sendung es verstand, mit den bedeutenden Menschen, die politisch, geistig und kulturell für ihre Zeit bestimmend waren, Fühlung zu gewinnen und die geknüpften Beziehungen taktvoll und fruchtbar auszuwerten. Er gliedert sein Buch, das einen sowohl in seinem Ausmaß wie an innerem Gehalt ungewöhnlich reichen Lebensinhalt aussagt, weniger nach dem zeitlichen Ablauf seines Lebens, sondern nach den Persönlichkeiten, mit denen sein Leben und sein Beruf ihm Berührung brachten. Lebendig und anschaulich schildert er das Berlin seiner Jugend, die literarischen Kämpfe im Schrifttum und auf dem Theater, schreibt von seinen Erlebnissen mit den großen Dichtern des damaligen Deutschland, den Malern, Bildhauern, Musikern und den geistigen Führern der Wissenschaft. Er erzählt fesselnd von seinen Begegnungen mit gekrönten Häuptern, mit den Männern des Schwertes, mit Staatsmännern von Bismarck bis Li-Hung-Chang. Besonders sei ihm verdankt, daß er in seiner temperamentvollen Art der Stammtische nicht vergaß, an denen in Berlin vor dem Weltkriege und gelegentlich auch nachher ein gut Stück geistige und künstlerische, ja wohl auch politische Geschichte gemacht worden ist. Ein Leben, gefüllt bis zum Rande an äußeren Begebenheiten, aus denen er dank seiner Aufnahmefähigkeit und in richtigem Maßhalten die Essenz zu ziehen verstand. — Ganz anders die Art, wie Paul Oskar Höcker von seinem reichen Leben Rechenschaft ablegt. Stünde in diesem Buche nichts anderes als die mit tiefer Liebe und innerer Devotion geschilderte Beziehung zu seinem Vater, dem großen Charakterdarsteller und dem von uns Älteren unvergessenen Freund unserer Jugend mit seinen ungezählten Bänden, so wäre das schon Gewinns genug. Es adelt den Mann oder setzt ihn herab, wie er seiner Väter gedenkt. Höcker trägt die Pfunde eines reichen künstlerischen Ahnenerbes im Blute, und als Musikant, Komponist wie Kapellmeister, füllte er seinen Platz voll aus, bis seine eigentliche Berufung ihn ganz zu dichterischen und schriftstellerischen Arbeiten für die Bühne und im Roman zwang. Sein Romanwerk ist Millionen von Lesern zugänglich. Wie weit seine Beliebtheit und sein Ruf gehen, darauf konnte man auf einer gemeinsamen Reise mit ihm durch den Südosten Europas eine hübsche Probe machen: auf Stationen, die auf dieser Reise deutsche Zeitschriftenleiter nach den schnell verbreiteten Gerüchten berührten, fanden sich Deutsche in Jugoslawien auf weiten Wegen ein, um einmal den Schöpfer geliebter Erzählungen von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Auch Höcker trat durch sein Schaffen — nicht zum wenigsten als langjähriger Herausgeber von „Velhagen & Klasings Monatsheften" — zu vielen bedeutenden Persönlichkeiten des In- und Auslandes in nahe Beziehung. Ausgedehnte Reisen führten ihn, den jede Gesellschaft als berufenen Berichterstatter gerne unter ihren Gästen sah, in die weite, bunte Welt, so daß er seinem

Fernweh ganz Genüge tun konnte, was er um so leichter auf sich nehmen durfte, als ihm in seiner Familie und seinem musikerfüllten, gepflegten Heim der feste und geliebte Halt seines Lebens erwachsen war. Er hat es verstanden, die beiden Grundelemente seines Wesens, den Künstler und den Soldaten, zu harmonischem Ausgleich in sich zu bringen. Es gibt wohl kaum einen Deutschen, der sein Büchlein „An der Spitze meiner Kompagnie" — das erste Kriegsbuch aus dem Weltkriege — nicht gelesen hat. Aber hier ist nicht der Platz, dem Leben beider Männer im Einzelnen nachzugehen. Hier interessiert das Symptomatische dieser beiden Leben stärker. Sie sind beide ein Beweis dafür, was der wirklich Tüchtige mit Zielstrebigkeit und Betriebsamkeit auch in einer Zeit erreichen konnte, in der allerhand Schwierigkeiten und Schönheitsfehler gesellschaftlicher Art noch zu den Gegebenheiten gehörten, und beider Bücher sind ein überwältigendes Zeugnis des heute fast unvorstellbaren Reichtums des geistigen und kulturellen Lebens ihrer Zeit. Beide sind keine laudatores temporis acti, aber beide legen in guter Haltung Zeugnis ab von den Möglichkeiten weitester menschlicher und schriftstellerischer Entwicklung, die ihnen eine Zeit bot, die man allmählich nun genug geschmäht haben sollte. Beide vermeiden den billigen Standpunkt, Geschehnisse und Zustände früherer Zeiten, die nur nach ihren eigenen Gesetzen gerecht zu beurteilen sind und nicht der Unbill einer erst jüngst gewonnenen Betrachtungsweise unterworfen werden dürfen, unter den Maßstäben von heute zurecht zu rücken. Bei aller jugendlichen Begeisterungsfähigkeit für das Neue denken sie nicht daran, zu behaupten, dieses Neue alles vorausgesehen und alles früher verdammt zu haben, was heute verdammt wird, wie es manch einer heute tut. Solche ex eventu Klugen sah man seinerzeit als muntere Fische im nachträglich beschimpften Teich plätschern. Höcker und Lindenberg danken ehrlich dem Leben für alles, was es ihnen gab — sie sollen wissen, daß auch die, denen sie gaben, ihnen danken.

WALTER FÖRST

Die Ausgestoßenen

Erzählung

Als die Sonne unterging, wurden zwar alle Dinge der Landschaft von den zarten Händen der Dämmerung seltsam angerührt, aber es war noch lange Weile hin bis zur Nacht. Der Jüngling hatte seine karge Wanderlast für eine Zeit dem üppigen Rasen anvertraut; er selbst saß an der Böschung des Dammes, der sich ganz dicht an die Uferlinie schmiegte, den Rücken gelehnt gegen einen kleinen weißen Meilenstein; er sah hinaus auf den Strom, dem ewigen Fließen folgend, hinab und entgegen, und er sah, wie das Leuchten des Tages nun lau aus allen Bereichen der Landschaft dahinfloh. Um eine geringe Stufe wurde es kühler. Da erhob er sich wieder. Die Sonne war verglüht, eine mildere Helle sank auf Wiesen und Hügel, und der Jüngling setzte aufs neue die Wanderung fort, die ihn über die Gebirge mancher Tage hinab in dieses Land geführt hatte. Der Strom war die beherrschende Geste des Gefildes, das für dessen Mächtigkeit eine breite, ebene Bahn aufwies; Halden von Blüte und Frucht und flache Hänge

erhoben sich an den Rändern; und die Stadtlosigkeit, die Ruhe, die silberne Frische des Wassers, die Ebenheit: dies alles machte dem jungen Fremden den Landstrich mit einemmal so liebenswert, daß er bald schon, da er eben von den Bergen herab das Stromland betreten, Zeichen davon spürte, wie die Rastlosigkeit sich zu mildern, ja zu verebben begann, die ihn auf diesen Wanderweg getrieben hatte. Die dunkle Last, bitterschwere Erinnerung an den durchlittenen Winter, ging nicht mehr mit auf allen Wegen. Alle Tage waren nicht mehr Schein nur und Gleichförmigkeit, Licht, das blühte, und Licht, das verrann, das aber fremd und unbedeutend war gegenüber der lähmenden Macht, die die Vergangenheit über das Innere hatte: Nein, scheues Glück brachten der Aufgang der Sonne, Freude die Gruppen und Bilder des Landes, die Hügel, die ginsterhellen Hänge, die Wiesen und Wege, die Bäume am Ufer und das ewige, glitzernde, gleißende Leben des Stromes. Nun war wieder ein Tag im Vergehen, der Jüngling erhob sich vom Platze der Rast und ging der Nacht entgegen. Nun war es Gewißheit geworden: in diesem Bereich würde er bleiben, einsam den Sommer verbringen, versteckt irgendwo zwischen den Büschen am Ufer; ein paar Häuser wären fern, und auch die Menschen, und über dem Bogen des Stroms und den Hälften seines Landes würden Tag und Nacht wechseln in einer großen, unübertrefflichen Melodie.

Dieser Gedanke nahm ihn ganz gefangen, er witterte schon den herben Geruch seines Wiesensommers aus der Niederung zwischen Ufer und Wiesen, und als er den Weg vorausah, gewahrte er, wie der Damm sich bald in einem weiträumigen Bogen ins Land hineinwendete. Da verließ er die hohe Bewehrung und hielt auf das Ufer zu, das er bald schon erreichte. Er ging nun dicht immer neben der rot in der Tiefe durchleuchteten Flut dahin. Die Linie des Ufers verlor sich fern in der Dämmerung. Wiewohl auch die Milde des Lichtes alle Gestalt verzauberte, waren doch der Strom in seinen Windungen und die Zeichnung des Ufers deutlich und ohne Unterbrechung. Aber bald, als gerade nach einer Krümmung eine neue Strecke begonnen hatte, bemerkte der Jüngling mit einemmal staunend nicht weit voraus einen Mann, der hart am Wasser auf dem sandigen Grunde des Ufers stand. Er hatte eine Angel geworfen und stand dort ohne eine Bewegung; der Schwimmer nur auf dem stillen Spiegel des Randgewässers verschob sich hin und wieder ein wenig. Der Jüngling ging weiter auf den Seltsamen zu, aber erst, als er dicht heran war, sah ihm dieser entgegen. Da straffte sich gerade die Leine, der Fischer hob den Fang und warf ihn in einen Korb. Dann wandte er dem Jüngling voll sein Gesicht zu.

Geringer Wind nun hatte sich erhoben. Die Fläche des Stromes wurde ein wenig gekräuselt und mit Fältchen und Kreisen überweht. Der Fischer nahm den Korb und sagte dem Jüngling, er solle ihm folgen. Er sagte dies nach einem kurzen Wort der Begrüßung und lud ihn damit ein, in seiner Strohhütte zu bleiben, ohne weiter zu bitten, denn er wußte, der junge Fremde mußte ein Außergewöhnlicher sein, wenn er in diesen entlegenen Streifen am Strom kam, zur Nachtstunde. Er hatte mit dem untrüglichen Blick dessen, der außerhalb der Gesellschaft und ihrer Alltäglichkeit steht, gesehen, daß der Jüngling mit Leid behaftet war und eine Erlösung suchte, die die Landschaft ihm geben sollte. Er trug den Korb lässig auf der Schulter, und der Jüngling folgte ihm langsam. An die Wand einer Vertiefung hatte der Fischer seine Hütte gebaut. Stroh und Moos bildeten Dach und Wände, der Boden war von hartgetretenem Lehm. Sie aßen dort von einem rohen Holztisch die Fische, die der Stromanwohner gebraten hatte. Sie sprachen wenig. Dann war die Nacht schon eingebrochen. Am Ufer saßen sie später,

und nun erst betraten sie den Raum menschlicher Gemeinsamkeit, der über den Niederungen des Banalen liegt.

Die Nacht war mondlos. Die breite Bahn des Stromes zog sich leise rauschend und murmelnd durch das Land wie am Tage. Ganz schwach lag Farbigkeit über den Wellen: es war die dunkle Bläue des Himmels, die die Tiefe des Wassers schimmernd wiedergab. Sterne schwammen darin. Am anderen Ufer standen dichte Reihen Pappeln und Weiden, schlanke Gestalten und wirre Knüppel im Wind: sie waren schwarz über dem Wasser und im Spiel blaß nachgebildet. Die Hügel in der Ferne konnte das Auge nur als großen Umriß sehen; Masse war der Wald in tiefster Lichtlosigkeit, schwacher Schein waren die Wiesen. In der Nähe beugten sich die Bäume zuweilen ein wenig; die Büsche über der Hütte wisperten, leise bewegt.

Da begann der Mann unvermittelt zu sprechen. Er sprach langsam und in Pausen. Von dem Strom und seinen Schiffen erzählte er, von den Menschen, die vorbeifuhren, und von denen keiner seine Hütte sehen konnte. Von den schweren Kohlenkähnen, die tief in das Wasser griffen. Von den Fischen, die im seichten Ufergewässer spielten und unter Steinen ruhten, die auf langen Kiesbänken sich sammelten. Von den Vögeln und den Tieren zwischen Strom und Ufer. Aber der Jüngling wollte dies alles nicht wissen, ... wie die Tiere lebten, und wieviel Schiffe am Tag vorbeifuhren. Er merkte, wie er auf einmal, ohne es zu wollen, von seinem Wanderweg zu berichten begann, von den Leiden des Winters und seinem heimlichen Aufbruch. Er fühlte zur gleichen Zeit, wie dieser Mann ein ganz anderer war gegenüber jenen Menschen der Gesellschaft und man ihm deshalb ohne Scheu alles erzählen konnte, wie er aber auch das Vergangene von sich abwarf, wie er den Beginn der Loslösung, der Erneuerung fand. Als der Grat eines fernen Gebirges, der noch im Nebel liegt, während der Tag hell über der Ebene herrscht, ragten die Worte des Vaters in seiner Erinnerung, die jener am Vorabend seines heimlichen Aufbruchs gesprochen hatte. „Es geht zuletzt nicht um die Gesellschaft, der wir unseres Hauses wegen verpflichtet sind", hatte er gesagt, als er mit seinem Sohn wieder allein war, vor diesem stehend, der fassungslos seiner Bedrängung Luft machte. „Zwar mußt du deiner Lebenslage Zugeständnisse machen, aber es geht nicht um das Gewissen dieser Gesellschaft — vielleicht hat sie gar keines — und nicht einmal um das Gewissen der Welt. Nein, dein eigenes muß dir immer Richter sein — —." Was galt es hier schon mit Worten zu sagen, und wenn, so war es dieses, daß er auf einmal ein enges Vertrauen zu diesem Mann am Strom zu spüren meinte und nur den einen Gedanken kannte: „Hier muß ich bleiben!"

„Sieh —" sagte der Mann da, und als er die Worte begleitend einen Stein in das Wasser warf, sprang ein Kreis zwischen den Wellen auf, der sich uferlos in der Ferne rundete, „sieh, nun sitze ich hier schon Jahre, aber ich bin nicht etwa Fischer oder Landmann. Ich habe ganz andere Dinge getrieben, damals draußen in der Welt. Nun, ich treibe jetzt Dinge, die vielleicht schlimmer sind. Aber du fragst nicht. Nicht, wie ich hierher gekommen bin; warum ich geblieben bin und mir diese Hütte gebaut habe; nicht, was ich jetzt tue und wovon ich lebe. Was ich früher getan habe und was aus mir werden soll, das ist auch ganz gleich. Und auch, ob ich von der Vergangenheit zehre, oder ob ich einer Zukunft lebe. Die Einrichtungen der Menschen sind nicht das Wichtigste ..." — „Ja, die Liebe ist das Wichtigste und das Land, Himmel und Sonne, und das, was danach kommt, wenn es danach noch etwas gibt —" wollte der Jüngling sagen, den Gedanken

vollendend. Aber der Mann sprach noch weiter. „Wovon ich lebe —? Nun, die Fische ernähren einen und ein paar Rüben. Und dann ..." — dabei sank seine Stimme zum Flüstern herab; die nächsten Worte, die er murmelte, verstand der Jüngling nicht, denn der Mann hatte sich zur Seite gebeugt, und seine seltsame Haltung ließ keine Deutung dessen zu, was er trieb. „Komm her ..." zischte er. Der Jüngling kniete unter der Uferkante nieder, daß seine Füße schon im Sand versanken, der Mann faßte sein Handgelenk und zog ihn nahe heran, und die Lichtarmut dieser Nacht, die schwache Bewegung des Flusses dicht hinter ihnen: sie ließen den Raum der Landschaft leer und tot erscheinen, und sie bewirkten, daß das kleine Viereck ihres Aufenthalts im Sinne des Jünglings mit einemmal zur Bühne seines Schicksals wurde, zum Gefäß, in das alles Geschehen der Nachtstunde schrankenlos hineinfloß. Er empfand dies nicht, indem er sich beschauend von seiner Person ablöste, sondern fühlte nur eine schlackenlose, zitternde Ahnung, denn das geheimnisvolle Gebaren des Mannes bedeutete ihm, als wolle dieser nun einen Schleier seines Lebens heben, als wolle er ihn, den aus einer anderen Welt Geflohenen, an dem verborgenen Zeremoniell seines Daseins teilnehmen lassen. Eines Daseins, das den Belangen der Menge gegenüber Außenseiter war und im Erleben des Jünglings hoch auf einer rauhen Gebirgswiese sich vollzog, weltenfern und abgelegen. „... Noch näher!" zischte der Mann. Die Dünung am Ufer war gering, leises Singen der wiegende Rhythmus ihrer Wellen. „Sieh dort ...!" sagte er, mit einer Stimme zwischen Flüstern und Ton, „sieh ...!"; und er griff mit der Hand weit unter das Kinn des Ufers, als habe er mit Mühe etwas hervorzuholen. Ein Holzbrett kam zuerst zum Vorschein; er legte es beiseite. Des Jünglings Auge hätte die dunkle Fläche unter der Grasnarbe nur als Sand und Lehm angesprochen, nun aber sah er im schwachen Schein, den die Wasserfläche spendete, daß sich dort eine Ausbuchtung befand. Der Mann schien an einem schweren Gegenstand zu ziehen, denn er hielt wieder ein und wandte den Kopf. „Hörst du? Was ich sagen wollte ..." flüsterte er, „— die Fische und die Rüben, sage ich, das ist noch nicht alles — zum Leben. Doch, davon kannst du essen, jahraus, jahrein, wenn das die anderen auch nicht glauben wollen, ha ha ..." — sein heiseres Lachen war klanglos — „... aber du willst ja auch noch anderes zum richtigen Leben: Geld! und etwas dafür! Paß auf! Dort aufwärts am Strom liegt die große Stadt, vielleicht kennst du sie ..." — der Jüngling kannte sie zur Genüge — „... und dort baden sie jetzt viel, beim heißen Wetter, im offenen Wasser. Mancher verunglückt dabei und ertrinkt, viele von denen wollten sich nur die Füße kühlen oder das Gesicht, und diese liegen nun mit den Kleidern im Wasser, die Strömung trägt sie abwärts und bringt sie mir, und ich halte sie fest und fische sie heraus! Man muß das können, aber einmal in der Übung, lernt man es schnell. Und was sich dann alles in den Taschen findet, das sind oft ziemliche Werte. Denk dir: Geld! damit kannst du schon eine Nacht in die Stadt gehen in die dunklen Häuser ... Und wenn es kein Geld ist: Schmuck! den kannst du verkaufen ... Nun sieh hier: gestern gerade ist einer angekommen, dort halte ich ihn verborgen, und wenn seine Sachen alle verwertet sind, lasse ich ihn wieder schwimmen. Nun gib acht!" Das Geräusch der Dünung wurde noch ein wenig schwächer, während der Mann sich weiter mühte, aus der Höhlung etwas hervorzuziehen. Und der Jüngling sah, wie ein Gegenstand dunkler Länge sich nach und nach hervorschob; dann erkannte er wirres, schwarzes Haar und ein bleiches Gesicht; ein Oberkörper, mit hellem Überrock bekleidet, folgte. Da hielt der Mann inne. Er kramte hastig in den Taschen des Rockes, dort zog er eine Uhr, hier

eine schwere Geldtasche hervor. „Da!" flüsterte er, „sieh! Geld! und Silber!" Der Jüngling hockte starr hinter ihm; seine hageren Hände spreizten sich in den Boden, als suche er einen Halt...

In diesem Augenblick lebte unter dem hohen Zelt der Nacht kein Geräusch. Die Worte gingen halblaut dahin, als seien sie nur so nebenbei gesagt: sie verklangen rasch im grundlosen Keller der Nacht. Einen Augenblick schwieg auch der Strom; der Wind hielt sich zurück. Der Jüngling sprang auf. Er hatte seinen leichten Rucksack neben sich gelegt, um vielleicht den Kopf darauf zu betten, wenn sie im Freien schlafen würden in der Sommernacht. Nun riß er rasch den Riemen hoch und warf die Hülle über die Schulter. So stand er noch und sah über das dunkle Wasser hinweg, und er schien auf etwas zu warten. Aber der Sitzende sagte nichts. Nicht, daß eben nur ein Ertrunkener an sein Ufer angeschwemmt worden wäre und er zufällig einige wertvolle Gegenstände in den Kleidern entdeckt hätte. Nicht, daß irgendein Ding, das Wassergäste aus ihrem Boote verloren hätten, auf seinem Sand gelandet und er dies nur an sich genommen habe. Nicht, daß ihn ein außergewöhnliches Schicksal in dies seltsame Erleben getrieben hätte. Ach, hätte er dieses nur gesagt, ein Wort nur davon! Aber er sah gar nicht auf. Er sagte nur noch, gelassen: „Wenn dir das nicht gefällt — geh doch wieder..."

Da war der Wind nicht stärker geworden, aber hinter den Worten drang ein Rauschen zwischen Wind und Wasser. Der Jüngling tat nichts mehr mit Bedacht, er hatte nur seinen Rucksack aufgenommen und ging den Uferweg zurück, dann den Damm hinauf. Nun war er wieder auf dem Weg, den er gekommen. Er hatte noch Tage zu gehen, und der Strom war seinem Gang entgegengesetzt. Er ging wieder zurück in das Leben, aus dem er geflohen war, und wußte, daß wieder ein Winter kommen würde und viele Jahre, und mit ihnen die Stadt und ihre Gesellschaft, wieder die Menschen. Aber er ging diesen Weg ganz allein, ohne die Kameradschaft der Gedanken. Er hörte nur das leise Rauschen des Stromes und, als die Berge näherkamen, daß es weit hinter ihm in der Ebene verklang.

WOLFGANG GOETZ

Ritterliche Freundschaft

Angesichts des Werkes, von dem hier die Rede sein soll, erhebt sich wieder die fruchtbare Frage, was mehr sei, der Mensch oder das Werk. Je länger man mit diesem Problem ringt, desto kräftiger verstärkt sich die Gewißheit, daß es der Mensch sei, die Persönlichkeit, die weit über das Geschaffene ragt. Zuerst ist der Mensch und dann erst das Werk, das doch nur ein Teil seines Wesens ist, es mag noch so groß sein. Wen schwindelte nicht vor den Figuren des Phidias? und doch, wenn wir erfahren, daß er die Polis betrog, werden wir unmutig. Es freut uns nicht, zu hören, daß Giotto nebenbei wucherte, daß Ostade ein Hurenwirt war. Es sind faule Ausreden, wenn gesagt wird, für den Künstler — eine sehr gefährliche Bezeichnung — hätten andere Gesetze zu gelten als für den einfachen Mann. Und es ist eine dumme Lüge, zu behaupten, derartige Einstellungen wären philiströs. Dann kann sich jedermann Künstler nennen und munter Wechsel fälschen. Nein, es bleibt ein Erdenrest zu tragen peinlich. Gewisse Ausnahmen mag es geben:

wenn Goethe die Platinstufe der Universität Jena, der sie vom Zaren gestiftet wurde, auch auf dringendste Anmahnung Rektors und Senats nicht herausrücken will, so hatte der „alte Waldesel", wie Carl August den Freund bei dieser Gelegenheit zu bezeichnen geruhte, in gewissem Sinne recht. Die Platinstufe hat — wir wissen es nur nicht ganz genau — am Frauenplan mehr Segen gestiftet, als im naturwissenschaftlichen Museum der Saale-Universität, wo sie ein Studienobjekt wie andere auch geblieben wäre. Und doch, wenn wir auch lächeln über den alten eigensinnigen Herrn, ein winziger Schatten zuckt über die geliebte Gestalt.

Es ist ein gefährlicher Irrtum der George-Schule, daß sie lediglich auf das Werk sieht. Es kann und darf sich nicht nur um das Werk handeln, das noch so große. Der Schöpferische gestaltet. Aber hinter dem Gestalteten muß der Gestalter stehen, der Mensch, der reine, saubere, der adelige Mensch. Sonst können wir dem Werke nicht glauben. Was nützt die herrlichste, ja scheinbar heiligste Form, wenn sich hinter ihr Gemeinheit und Erbärmlichkeit birgt? Man könnte von einer Sünde im Namen des heiligen Geistes sprechen, die noch weniger vergeben werden darf.

Man stellt diese Betrachtung gern an bei dem Werke, das jetzt Julius Petersen mit gewohnter Sicherheit und innerer Anteilnahme bei Beck in München vorlegt, dem Briefwechsel zwischen Theodor Fontane und Bernhard von Lepel (zwei Bände RM. 16,—). Von dem besten Freunde, dem Urfreund, wie ihn der Herausgeber treffend nennt, wissen nur wenige Fachgelehrte, die Leser haben ihn längst vergessen. Seine Gedichte sind schwächlich und haben etwas Gewolltes; es ist typisch für Lepel, daß er sich besonders gern in äußerst schwierigen Formen ergeht. Die Dramen sind verschollen, nur eines — „König Herodes" — durfte drei „Schleifungen", wie Fontane sich ausdrückt, auf den Brettern des Königlichen Schauspielhauses zu Berlin über sich ergehen lassen. (Es ist doch immer wieder höchst merkwürdig, daß zu gleicher Zeit drei Männer den Mariamne-Stoff behandeln: ein Ignotus, Lepel und Hebbel; wie einst beim Ackermannschen Preisausschreiben drei Bruderhaßdramen eingereicht wurden, denen sich dann die „Räuber" gesellten, wie zu unserer Zeit wir dem Salome-Johannes-Stoff bei Wilde und Sudermann begegnen — ein Phänomen, das sich nicht mit dem Wörtchen Zufall abtun läßt.) Kurzum, Bernhard von Lepel wäre tot, wenn er jetzt nicht in seiner Wechselrede mit dem Busenfreund wieder erstünde. Und er ist neugeboren in einem wunderbaren und dauernden Glanz.

Dieser Offizier des Kaiser-Franz-Regiments gehört zu den liebenswertesten Gestalten des nicht armen alten Preußen. Vor allem entzückt uns die unnachahmlich adelige Haltung in abscheulichen Umständen; als Ehemann hat er keinen Erfolg, so wenig wie als Dichter, wenn er auch sonst als Liebhaber zu Fontanes resignierender Freude „Glück" gehabt zu haben scheint, sogar als Offizier darf er sich nach frühem Abschied aus dem aktiven Dienst auf dem Bezirkskommando (in Prenzlau) herumdrücken. Im ersten dänischen Feldzug hat er ein paar Kugeln pfeifen hören. Der Dilettant der Dichtung und des Lebens aber wird zum Meister der vornehmen Überwindung. Selbst in den bittersten Stunden zwinkert ihm noch ein leichter Humor in den Augenwinkeln. Damit wird er zum genialen Briefschreiber. Noch der kleinste, gleichgültigste Zettel enthält eine graziöse Wendung, ein scharmantes Bild. Fontane, unter den Epistolaren der feinsten einer, hat freimütig eingestanden, daß er der Schüler Lepels gewesen sei. (Hier eröffnet sich eine drollige Perspektive: der Gardeoffizier wäre demnach der Herold der Moderne, die im Naturalismus rötlich bis rot war und sicher nicht eben militaristisch mit der Ausnahme Bleibtreus und Liliencrons.) Ist Lepel ganz gelockert, so stellt er

Menschen und Geschehnisse mit solcher Meisterschaft hin, daß wir Fontanes Eingeständnis seiner Jüngerschaft mit lautem Beifall begrüßen.

Es ist ein hohes Vergnügen, zu sehen, wie Fontane unter dem Einfluß des Freundes immer freier wird, aber es ist zweifelhaft, ob wir Petersen durchaus rechtgeben sollen, wenn er sagt, daß der große Dichter den bescheidenen Meister nun vollkommen überflügelt. Die Souveränität Fontanes sei unbestritten, er prägt treffendere Bilder und glänzendere Bonmots, aber er äugt nicht nur mit einer leichten Angst zu dem Freund hinüber, wie ihm nun das oder jenes gefalle, sondern diese Leichtigkeit des Adligen wird ihm doch erst zur zweiten Natur, die sich dann freilich mit seiner eigentlichen ununterscheidbar deckt, während bei Lepel alles gleich von Anfang an selbstverständlich ist.

Die gewisse nervöse Empfindlichkeit, die Fontane so wohl ansteht und die sich aus seiner oft verzweifelten Lage nicht nur erklären, sondern sehr wohl entschuldigen läßt, deutet auf Minderwertigkeitskomplexe. Das bewegt aufs innigste, die Unsicherheit des Genies macht immer schaudern. So sind auch ernstliche Zusammenstöße zwischen den beiden Lebenskameraden nicht zu vermeiden.

Hier muß der Lobgesang auf diese Männerfreundschaft hoch und hell einsetzen. Zwei Menschen streben gleichem Ziele zu. Im „Tunnel unter der Spree", jener wahren künstlerischen Gemeinschaft, die nie wieder erreicht wurde, auch nicht in den Symposien des bayrischen Maximilian oder im „Krokodil", vorher nicht erreicht war bei den „Meistersingern" oder in der „Fruchtbringenden Gesellschaft", waren alle Mitglieder gleich. Hinterher ist leicht zu urteilen, daß ein Strachwitz mehr ist als ein Scherenberg, ein Hesekiel weniger als ein Heyse, Menzel weit über Kugler ragte. Keiner von allen wußte, wie die Nachwelt über ihn richten werde. Das vergessen wir nur zu oft. Gemeinschaft ist köstlich, aber ein unangenehmer Kiebitz hockt fast immer dabei: der Neid, das größte Laster dieser Welt.

Neid mag sie beide angenagt haben, den Bernhard von Lepel und den Theodor Fontane. Das Wundervollste ist nun, wie beide ihn überwinden. Das ist leider recht selten. Sie sagen sich beide die Wahrheit, der Franzer und der Apotheker. Fontane bisweilen mit einer überlegenen, mitunter auch ein wenig bissigen Geradheit. Lepel beinahe immer konstruktiv, gestützt auf Beweise, die nicht stets angetreten werden. Gerade hier aber, wenn Lepel zum Lehrer wird, spüren wir, wie er seine Unterlegenheit anerkennt, was dem ehrgeizigen Kandidaten des Parnaß nicht leicht fällt. Er hat keineswegs immer unrecht, auch da nicht, wo Fontane sich der besseren Einsicht nicht fügen will. Fontane mit der ganzen französisch durchmischten Explosivität seines Temperaments urteilt aus dem Gefühl, das ihn nie im Stich läßt, der Theorie weit eher abhold als ihr zugetan.

Diese Urteile unter die Lupe zu nehmen, ist eine prächtige Beschäftigung; sie beziehen sich nicht nur auf die poetische Produktion, sondern auf des andern Menschlichkeiten und sind in den verschiedensten Tönen abgestuft. Vom ehrlichen Unmut, ja vom Zorn, auf den wir schließen müssen, da die Freunde sich einige Briefe zurücksenden, um sie zu vernichten, bis hinan zum entzückendsten Humor. Der Brief, in dem Fontane einen Kondolenzbesuch bei Lepel malt, gelegentlich seines durchgefallenen „Herodes", hat schon eine gewisse Klassizität erhalten, wie aus Gesprächen erhellt. Lepel macht dazu doch recht vergrämte Anmerkungen, was aber der Freundschaft keinen Abbruch tut, die sogar die schwerste Belastung aushält, eine gemeinsame Reise jenseits des Tweed. Bei diesem Gegenspieler finden wir nun Schilderungen von kleinen Begebenheiten und Selbstverspottungen, die wahrhaftig nicht geringer sind als ähnliche Stellen bei dem Herrn von Kniephof. Viel-

leicht haben die Schilderungen Lepels sogar einen kleinen Vorzug vor denen Bismarcks: der große Staatsmann ist Pessimist und kein sehr hoher Verehrer des „homo sapiens", wie es sein Beruf mit sich brachte, und Menschen solcher Einstellung fällt es nicht schwer, die eigenen und der Nächsten Schwächen mit schöner Offenheit zu zeichnen. Lepel aber ist Idealist, nur zu sehr, und so gewinnen seine Betrachtungen an Nachdenklichkeit, die intensiver wirkt als Bismarcks Schärfe.

Von den treffenden Bildern, zugespitzten Worten, den Humoren, Witzen, ja Ulken der beiden Korrespondenten, die wohl gar das Schicklichkeitsgefühl arg verletzen, auch nur Proben zu geben, ist unmöglich. Da nur Spitzenleistungen vorliegen, wüßte man nicht, wo anzufangen wäre.

Allein das alles sind nur Äußerlichkeiten, sie mögen noch so anmutsvoll oder grobianisch, so geistreich, wie rührend sein. Diese Briefe erheben sich aus dem Kulturhistorischen und Literaturgeschichtlichen auf weit höhere Ebene: sie werden zum Lehrbuch, zum Lehrbuch der wahren Freundschaft. Hier können junge und auch noch alte Menschen in die Schule gehen, um zu begreifen, wie man Freundschaft hält, denn Freundschaft ist noch seltener als Liebe. Wir besitzen meisterliche Briefe von Vätern an ihre Söhne, Briefe zwischen Freunden nur wenige leider, die zumeist entweder ins Schwärmerische oder in „gegenseitige Förderung" ausgleiten, der doch immer Ehrgeiz und der Wunsch nach Überflügelung ankleben. Das Klirrende, das männliche Freundschaft auszeichnen soll und muß, hier ist es zum Gipfel getürmt. Möchte dieser Gaurisankar bald zum Hügel werden, dann ist der Zweck dieses Buches am besten erfüllt.

PAUL FECHTER

Neue Komödien

Die Theater haben das Glück neuer Dauererfolge, der Spielplan infolgedessen die durch Premieren wenig gestörte Ruhe der ewigen Wiederkehr. Es hat seit Weihnachten kaum halb so viel an Erstaufführungen gegeben, wie sonst in vier normalen Winterwochen.

Das interessanteste neue Stück brachte das Staatstheater — Juliane Kays Schauspiel „Das hohe Haus". Die Verfasserin des Schneiders, der den Teufel austreibt, und des Dramas um Charlotte Ackermann gehört zu den wenigen weiblichen Autoren, die schon vom Technischen her aufhorchen lassen: sie baut ihre Komödien mit so viel Klugheit und Erfahrung, daß schon die Struktur der Anlage aufzudröseln Vergnügen bereitet. Sie bleibt trotzdem in der Gestaltung immer Frau, formt mit weiblichem Material des Lebensgefühls und der Daseinserfahrung und schafft so Gebilde, die in ihrer weichen Geschlossenheit die schmale Bahn zwischen Humor und Einsicht so geschickt entlanggleiten, daß das Ergebnis auch vom Dichterischen her trotz der leichten Kühle, die es gelegentlich durchweht, stärker ist als sehr vieles der zeitgenössischen Produktion.

Vom Technischen her hat das Stück insofern seinen Reiz, als man, wie im Fall Charlotte Ackermanns, erst in der letzten Szene erfährt, worum es drei Akte lang überhaupt gegangen ist — und was das Titelkennwort eigentlich bedeutet. Erst in der letzten Szene erfährt der Zuschauer, der klug genug war, vor der Aufführung weder das Buch noch eine Kritik zu lesen, das Geheimnis der jungen Lehrerin Anni Tanner; erst in diesem Auftritt wird ihr Wesensbild rund und ganz, bekommt die ganze Handlung in einem blitzartigen Rückblick Sinn und Klarheit. Bis dahin

ist Fräulein Tanner ein undurchsichtiges, isoliertes, ein wenig spielerisches, schwankend egoistisches Wesen, das ein wirkliches Menschengesicht nur einmal bekommt, als es in der Schulpause sich mit einer Schar Kinder abgibt, mit ihnen spielt, ihnen Geschichten erzählt. Da ist die kleine Lehrerin auf einmal nicht mehr nur für sich, da leuchten Wärme und Nähe in ihr auf; man beginnt zu ahnen, daß das Kind in ihrem Leben die entscheidende Rolle spielt oder gespielt hat. Das ergibt sich auch am Ende: das Mädchen hat einem unehelichen Kinde das Leben geschenkt, und ihr Gefühl nimmt dieses Wort vom Leben-Schenken wörtlich und als Verpflichtung. Sie will ihrem Kinde mit dem Leben wirklich ein Geschenk gemacht haben: das Dasein soll diesem Kind schön und reich, ein hohes Haus des Lebens werden — obwohl seine Mutter eine kleine Lehrerin und eigentlich kaum imstande ist, mit sich selber fertig zu werden. Sie hat ihre Stellung um des Kindes willen verloren: nun hat sie in einem kleinen Landnest, in dem sie niemand kennt, wieder eine gefunden und sorgt nun von hier aus mit allen Mitteln für das Kleine. Sie schreckt vor nichts zurück, läßt einen Fünfzigmarkschein verschwinden, den der reiche Bürgermeister gerade auf den Tisch gelegt hat, und schließlich heiratet sie sogar, obwohl in einen jungen Lehrer verliebt, diesen ältlichen Bürgermeister, nur weil er reich ist und weil er ihr die Sicherhet geben kann, die die bürgerliche Welt ihr mit ihrer neuen Stellung wieder nehmen will.

Dies alles geschieht, ohne daß irgend jemand etwas von der Existenz des Kindes weiß. Um das kleine, unscheinbare, gar nicht besondere Mädchen ist Geheimnis wie um Charlotte Ackermann, und dies Geheimnis trägt das Stück. Es löst sich erst am Ende des letzten Akts, und nun nicht positiv wie das Dunkel um die Tat Charlottens, sondern ein bißchen zu negativ. Anni Tanner hat den Leuten, bei denen sie ihr Kind untergebracht hat, geschickt, was sie nur bekommen konnte: sie hat das Hab und Gut ihres Mannes heimlich geplündert, hat Geld und Kleider geschickt und schickt immer noch, obwohl in dem Augenblick, in dem das Dunkel um die Existenz des Kindes sich lichtet, zugleich bekannt wird, daß das kleine Wesen, für das die Mutter all dies tat, gar nicht mehr lebt: die Pflegeeltern haben seinen Tod verschwiegen, die Mutter hat nur noch für ein Phantom gelebt, hat für Fremde geschafft und gestohlen. Um eines Wahnes willen hat sie alles getan, den alten Mann an ihrer Seite unglücklich gemacht — das hohe Haus stürzt zusammen, das Geschenk des Lebens enthüllt sich als grausamer Widersinn.

In diesem Schluß tritt etwas von der Neigung zur Überspitzung hervor, den man da und dort schon früher an der Verfasserin feststellen konnte, ein mangelnder Instinkt für die Verbindungen, die das Leben trotz allem aus seinem Wärmebesitz heraus schafft. Die Züge der Zeichnung geraten leicht ein wenig zu kühl: den Ausgleich bringt wieder das unverbildete Wissen Frau Kays um die menschliche Wirklichkeit jenseits des Theaters. Sie kennt vor allem Frauen und stellt hier in der jungen Lehrerin, in der Postbeamtin, in der Oberlehrersgattin ein paar Gestalten hin, die aus dem wirklich Weiblichen leben. Das Momentane und das Besessene, das Leben aus dem Irrationalen und die Unfähigkeit, den anderen zu sehen, das Überraschende und zuletzt das zur Einsamkeit Verurteilte ist in ihrem Wesen und gibt dem Spiel zu der geschickten Technik des Gekonnten die Sicherheit des Gewußten, so daß ein Ganzes von starker Wirkung, ein Spiegel des Lebens und ein Spiegel des gestaltenden Menschen zugleich entsteht.

Vieles von dieser Wirkung mußte man den Schauspielern anrechnen. Herr Müthel, der das Stück inszeniert hatte, hatte für die Rolle der jungen Lehrerin Frau Käthe Gold eingesetzt. Sie brachte alles, was die Gestalt brauchte, und brachte darüber hinaus das, was der Verfasserin etwas fehlt, die Wärme des Unmittelbaren. Sie hatte das kleinbürgerlich Ichbezogene und hatte die Besessenheit des Glaubens an Recht und Richtigkeit nur der eigenen Welt: sie war ein Stückchen Leben in einer Bürgerwelt, das mit seinem gläubigen Ziel doch falsch gelaufen war. — Ein wunderbares Seitenstück zu ihr Frau Käthe Haack als Postbeamtin, neben dem direkten das indirekte Leben, verbogen, verdreht, und doch unbesieglich, unbezwingbar. Frau Haack

hat selten eine so runde geschlossene Leistung hingestellt wie dies in Albernheit verkrampfte Wesen, aus dem doch alles ebenso herausleuchtete wie aus Frau Gold.

Den Bürgermeister Herold spielte Herr Krauß mit der ganzen Echtheit des Alters und der überlegenen Hilflosigkeit des Mannes vor dem Unfaßbaren des Weiblichen. Sehr fein Herr Bildt als der Arzt, eine Menschengestalt fast ohne Worte; eine ausgezeichnete Leistung Frau Clement als die irre Frau Zowadel, die die Meldung vom Tode des Kindes bringt. Sie gab der Gestalt das Spukhafte, das der Verfasserin für das Ganze vorgeschwebt haben mag. Sehr diskret und echt Frau Schoen als Oberlehrerin.

Am entgegengesetzten Pol der Dichtung ist Max Christian Feilers Komödie „Die sechste Frau" zu Hause, die das Künstlertheater herausbrachte. Die sechste Frau ist Katharina Parr, die letzte Gattin Heinrichs des Achten von England, die einzige, die ihn überlebte und damit, wie das Schlußwort des Spiels lautet, der Welt einen Komödienstoff schenkte. In der Vorstellung hat die Situation in der Tat etwas Bestechendes: das Schicksal überträgt die Rache der Opfer der letzten, stärkeren, die nun den königlichen Mörder alle Qualen der Machtlosigkeit erleben läßt. Das hat sicher seine Reize, aber eben in der Vorstellung. In der Realität des Theaters hat der dicke König grade seine Untaten für sich, die ihn viel interessanter machen, als wenn er ein blütenweißer Unschuldsengel wäre — und überdies hat er von vornherein das Übergewicht der Vitalität. Gewiß, Katharina Parr ist jünger als Heinrich und lebt länger, der König aber hat noch als Sinkender das Übergewicht seiner riesigen Lebenskraft, und der Sieg gehört nicht der Königin, sondern dem Tode. Heinrich der Achte bleibt der Stärkere auf der Szene trotz seinem kranken Bein, und obwohl er von der Königin genasführt wird, eben weil er fünf Frauen unter die Erde brachte und jetzt, wenn auch vergeblich, nach der siebenten greift. Die literarische Vorstellung sieht die (ideelle) Komik der Situation: die Wirklichkeit der Bühne nimmt die (dichterische) Überlegenheit der stärkeren menschlichen Erscheinung auf und stellt den dicken König in den Vordergrund: er bleibt trotz aller Bemühungen des Autors Held der Komödie und trotz seines Todes der Sieger.

Der Autor hat das sicher gespürt und versucht, seine Königin Katharina möglichst nach vorne zu spielen: er kann nicht hindern, daß Heinrich ihn erheblich mehr interessiert und beschäftigt und daß er sein Stück zuletzt doch um seinetwillen schreibt. Er versucht ihm nach Kräften mit den bewährten Mitteln Bernard Shaws beizukommen, ihn zu entheroisieren, in die Kammerdienerperspektive zu rücken: er macht ihn zum Objekt unzähliger witziger und böser Anmerkungen: seine Phantasie aber beschäftigt sich viel mehr mit dem Holbeinmonarchen als mit seiner letzten Frau, weil ein Mann, dem das Köpfen seiner Frauen eine liebe Gewohnheit geworden war, für jede Phantasie erfreulicher und ergiebiger ist als eine noch so hübsche, noch so kluge Königin. Der Verfasser hat in sauberer, witzig-gescheiter Arbeit um ein Gleichgewicht zwischen Heinrich und Katharina gerungen: im Buch hat er es erreicht, auf der Bühne senkt sich tief die Waage Heinrichs — nicht nur um seines körperlichen Übergewichts willen. Zwischen dem Leben und der Literatur bleibt ein tieferer Widerspruch als zwischen Leben und Dichtung.

Hinzukommt ein zweites: die Rolle des Königs spielt Herr Dohm, Katharina ist Frau Olga Tschechowa. Frau Tschechowa ist eine zarte, schöne Frau; Herr Dohm ein Mann fast von Georgeformat und ein Schauspieler mit entsprechender Wucht. Das ergibt noch einmal dieselbe ungleiche Gewichtsverteilung: Blaubart erweist sich auch durch seinen Darsteller als der Stärkere, zumal Herr Dohm hier einmal die Gelegenheit wittert, all seine Kräfte und Möglichkeiten auszugeben und alles andere beiseite zu spielen, selbst seine Frau. Es ist ein Vergnügen, ihm zuzusehen: über diesem Vergnügen vergißt man wiederum, daß er nicht der Held, sondern das Opfer sein soll. Das Opfer auf der Szene wird wiederum seine Frau, wenn sie auch dem Schafott noch glücklich entgeht.

Das Deutsche Theater kam historisch: es brachte Tschechows Komödie von den „Drei Schwestern", ein Stück Vorkriegsrußland, das seltsam fern und fremd im Heute steht. Die ganze Spannungslosigkeit der Zeit um 1900 ist in

dieser Geschichte von den drei Generalstöchtern, die in der russischen Provinz ihr Dasein verbringen, von der Heimkehr nach Moskau träumen, wo sie ihre Jugend verbrachten und langsam versinken, weil das Leben stillsteht, weil nichts geschieht, was den Namen Leben verdiente. Es ist eigen anzusehen, wie nicht nur das Äußere, sondern die innere Haltung einer Zeit die literarische Spiegelung entscheidend bestimmt: die Dichtung geht ihre Wege, Künder der Zukunft, die Literatur, wie sie Tschechow vertritt, zeigt, was war — hier so echt und unverhüllt, daß man glaubt, ein Stück ferner Geschichte zu erleben. Die Atmosphäre vor der schon drohenden Explosion ist so echt gefaßt, daß sie die Komödie heute noch trägt: die Aufführung ist ein Erfolg des Theaters geworden, zum Teil dank der vortrefflichen Darstellung, zum andern aus der Echtheit der eigenen Melancholie der Passivität, die alles scheitern läßt. Die drei Mädchen, Frau Flickenschildt, die ausgezeichnete Frau Körber, Frau Salloker taten Entscheidendes für den Erfolg, Herr Christian Kayßler, Herr Seifferts in der Rolle des versumpfenden Bruders, Herr Troxbömker desgleichen: das Stück selbst in seiner nervösen Leblosigkeit gab den Ausschlag. Das 19. Jahrhundert schob sich auch hier wieder einmal in den Vordergrund.

Komödie von heute gab Herr von Ambesser mit seinem „Kursus" in den Kammerspielen: „Wie führe ich eine Ehe?" Der witzige, amüsante Schauspieler ist mit Erfolg unter die Dramatiker gegangen: er variiert Bahrs „Meister" auf heutige Art, führt einen jungen Menschen, der auf Cyranos Art erhaben sein will, „schlechtweg erhaben" ad absurdum, in dem er ihm klar werden läßt, daß zur Führung einer Ehe vor allem Leben gehört und nicht nur die laue Wärme einer sogenannten Kameradschaft, die alles zu verstehen vorgibt, auch da, wo der natürliche Mensch eine Wut bekommt und zu brüllen anhebt. Herr von Ambesser spielte selbst den jungen Schriftsteller, den er mit seinen drei Akten bekehrt: er macht das mit witzigem Dialog so sympathisch unterlegen, daß das Publikum, obwohl seine Partnerin im Recht ist, seine Neigung ihm beläßt. Er bringt leichte Ware, bringt sie mit so viel Geschmack und Kultur, daß man dankbar ist, zumal in einer Nebenfigur ein neuer junger Schauspieler, Carl Hein Schroth, sich einen durchaus berechtigten Sondererfolg holt. Dieser Sohn Heinrich Schroths scheint eine sehr lustige Bereicherung unseres Besitzes an junger Komik zu sein: er hat selbst soviel Vergnügen an einer sicheren Wirkung, daß man gespannt ist auf sein nächstes Auftreten.

H. WOLFGANG SEIDEL

Der Zauberer Gottes

In der Deutschen Verlagsanstalt erschien soeben eine Komödie Paul Fechters unter dem Titel „Der Zauberer Gottes". Michael Pogorzelski, der masurische Rektor in Kutten und spätere Pfarrer, ist der Held dieses hintergründigen Stückes, das zwischen 1780 und 1790 spielt und als dessen Ort das preußischste Ostpreußen und ein unwirkliches, verzaubertes Ostpreußen erscheint. Der Zusatz Komödie gilt hier im höchsten Sinne des Wortes, und die deutsche Dichtung, in der man heitere Stücke tiefsten Gehaltes mit der Laterne suchen muß, wurde nicht nur durch eine unvergeßliche Charaktergestalt vermehrt, sondern auch durch ein Werk, das in seiner Ganzheit an letzte Fragen rührt und jenen Humor offenbart, der die Grenze der Tragik streift und zugleich eine erlösende Wahrheit bringt. Das Eigentümliche dieser Schöpfung ist nämlich, daß sie auch als ein religiöses Werk gelten kann, nicht, weil darin kirchliche Amtsträger auftreten, sondern weil das Chaos einer wunderlich phantastischen und kindlichen Seele hier aus den Urgründen des

Unmittelbaren die Gegenwart der Liebe und Demut gebiert. Gleichzeitig zu erheitern und zu erschüttern, ist eine seltene Kunst; Paul Fechter beherrscht sie oder sie beherrscht ihn mit der Macht der triumphierenden Wahrheit; das Leben in seinem Ursinn verkündet sich, weil es in dem Dichter selbst war und er nicht etwas „machen" wollte (trotz aller vorhandenen Einsicht in die Gesetze der Bühne), vielmehr dem namenlosen „es" in sich Raum gab, das immer dann laut wird, wenn seine Zeit erfüllt ist. So gleicht die Arbeit einem Strom, der in starken Ufern dahinwallt, aber zugleich weite Gefilde mit seinem Atem befruchtet. Der „Zauberer Gottes" ist zunächst in die festen Grenzen der Vergangenheit und des Masurenlandes, der masurischen, nach Magie dürstenden und auch der königsbergischen Seele in den Tagen des alten Kant gebannt; aber es werden wirkende Worte gesprochen, die langsam anschwellen, und zuletzt ergrünt die Flur, in der wir selber stehen, wissend, daß es unserem Sein und Suchen, unseren Nöten und Hoffnungen gilt. W i r sind gemeint wie immer, wenn sich das Ewige rührt und zur rechten Stunde Sprache gewinnt. Wie in jedem Drama wird auch hier diskutiert, doch, wo es sich um das Eigentliche handelt, nicht in theologischer Weise – trotz des vielfach religiösen Stoffes. Was den Hörer in diesem Stücke fördert, ist der Ablauf eines lebendigen Schicksals, alles ist gelebt, ist gegeben in den erdhaften, anschaulichen und unbekümmerten Formen der Kunst, und darum wirkt es. Fechter hat die so seltene Wirklichkeitsnähe, die ein Gefecht im leeren Raum ausschließt, er bedarf daher auch nicht ungerechter Waffen, wie sie dem bloßen Theoretiker so leicht dämonisch zugereicht werden, und wer etwa aus versteinerter Denkgewohnheit heraus, aus der Furcht vor dem Wesenhaften, aus Angst, ihm könne etwas zerstört werden, was er allein aus dem Grunde verteidigt, daß er sich schon früher dafür aussprach, wer, sage ich, aus solchen sehr menschlichen Gründen dem Autor ablehnend gegenüberstehen möchte, der wird immer wieder auf die unangreifbare Welt dessen stoßen, was sich durch sich selbst bezeugt mit Wärme und Lebenshauch und durch seine Herkunft aus dem Unvergänglichen.

Das Stück steht und fällt mit der Gestalt des Rektors Michael Pogorzelski. Er ist durch die Gunst eines Gönners vom Hütejungen zum Lehrerstand gelangt und unterrichtet in Kutten. Wie es in diesem Orte aussieht, sagt er selbst, als der Pfarrer bemerkt, daß die Armen im Geist das Evangelium am meisten brauchten. Michael antwortet: „Herr Pfarrer, meinen ich, Gizycki und Rogalski und Plazek für Evangelium zu dämlich. Brauchen Ordnung, sich waschen und bloß einmal in Woche besoffen sein. Evangelium kommt zu Weihnachten mit schönes Christkind und Kripplein – das verstehen. Anders viel zu schwer für die Leute hier. Immer vormachen, wie sein soll: das Beste für sie. Reden hilft nicht." Und so ist er es, der alles „vormacht". Als die Beerenweiber wieder einmal gezaubert haben und der Wagen des Generals von Lossow (klix, klax, brack!) das Rad verliert, ist er es, der an Stelle des betrunkenen Schmiedes den Schaden ausbessert, nicht ohne zugleich das „Generalchen" zu Kaffee und Flinsen einzuladen. Die sich dann in seinem Hause entspinnenden Gespräche enthüllen bereits meisterhaft die Seele dieses Urchristen, der aus eigenen früheren Zeiten her noch weiß, „wie sie Pferd schlachteten an Stein von Pikoll und tanzten". Er erklärt den Unfall des Generals auf natürliche Weise, sagt aber auf die Frage, ob nicht Zauber doch helfen könne: „Guterletzt alles Zauber, Lied ist Zauber und Schnaps ist Zauber. Wind ist Zauber, Mond und Sterne, Weib auch – sogar Zauber schlimmstes, wer weiß? Reine Vernunft von Professor Kant – alles Zauber, Zauber. Geht nicht ohne Zauber in Welt, meinen ich." In diesem vorläufigen Wort wird bereits klar, daß die Religiosität dieses Mannes nicht im Bereich des Wissens liegt, sondern in dem der wirkenden Kräfte, und beglückend steigt die Einsicht auf, daß vor dem Dogma und dem Kultus das Christentum Christi L e b e n gewesen ist, Leben, das allein in der Nachfolge eines hingegebenen und demütigen Herzens erneuert werden kann, um die Welt zu wandeln.

Die Handlung des Stückes ist überaus einfach, aber sie genügt, diesen Charakter zu entfalten im Widerspiel mit seinen Gegnern und selbst mit seinen Freunden, die für Michael eine mittlere oder doch behutsamere Haltung erstreben, aber immer wie-

der durch die Sicherstelligkeit des aus dem Wesen Lebenden überwältigt werden. Michael läßt sich bereden, Pfarrer zu werden (die Frau hat den Ehrgeiz und glaubt, auf dem Dorf zu verkommen), ein Kolloquium, das in einem verzauberten Ostpreußen vor sich geht, hilft ihm dazu, dann aber kommt er zu Fall durch eine Grabrede, die in einen Wortstreit mit dem mitschreibenden Vorgesetzten übergeht. Als ihm jedoch etwas später dieser das Absetzungsdekret überreichen will, kann er es nur noch einem Toten aushändigen, denn Michael wird in letzter Bewährung seines Tatchristentums das Opfer einer großen Hingabe und hält damit jene Predigt, die auch den Gegner entwaffnet. Ein besonderer Reiz des Stückes liegt in dem dauernden Hineinwirken uralten Heidentums in das Verhalten jener masurischen Christen, ja selbst in die Seele Michaels, der mit seinen Wurzeln tief im Boden der Heimat steht und gerade darum sein seltsames Kirchenvolk begreift und zu reinerer und christlicherer Haltung emporführen kann, soweit das überhaupt angeht; auch dies ist eine urchristliche Situation, denn sie entspricht jenen Anfängen, wo die Götter sich in Dämonen verwandelten und wo der Mythos das im Innersten des Menschen angelegte Bedürfnis nach Farbe, Gestalt und anschaulichem Symbol befriedigte. Ein guter Prüfstein für die dichterische Kraft Fechters sind die beiden großen Szenen des Kolloquiums und der Grabrede: unmöglich in einer rein äußerlich gesehenen Wirklichkeitswelt, sind sie von überzeugender Macht: ihre märchenhaften oder doch seltsamen Einzelzüge entsprechen durchaus der Tatsache, daß hier in den nüchternen und unfruchtbaren Tag die schöpferische Überwirklichkeit hineinbricht, die sich in der Seele des Michael offenbart.

Leicht nun ließe sich einwenden, daß Michael ein unwiederholbares Original sei, dessen Einsicht und Lebensausdruck keine Allgemeinverbindlichkeit haben könne, womit denn die Komödie das Beste entbehren würde, was ihr den Anspruch höchster Kunst verliehe: dies, daß sie jenes durchdringende „Du bist der Mann!" an der Stirn trüge. Aber dieser Einwand trifft nicht zu, denn Michael ist Original nicht nur im Sinne des Einmaligen, sondern auch in dem des Ursprünglichen. Wunderlich geartet, zwiespältig, gelehrt und kindlich, zeitgebunden und überzeitlich zugleich ist er doch zuletzt der Wahrhaftige auf dem Wege zum Licht, ist er der Mensch in seiner höchsten Form als einer, der die tiefsten Dinge ernst nimmt, der nicht nur sagt und scheint, sondern lebt und west. Er wird denen, die ihm in allen weltlichen und geistlichen Dingen überlegen zu sein meinen, zum Gericht, weil er ein wirklicher Christ ist. Seine Demut ist Bereitschaft zum Dienst, und seine Liebe ist Tat und Freude zugleich. Er ist des Großen mächtig, das wie immer das Seltene und das ganz Einfache ist. Hier liegt der Punkt, wo jeder sich getroffen fühlen kann und den Anhauch des Göttlichen spüren mag, den Geist des Lebens, das nicht von dieser Erde stammt und doch bestimmt ist, der Erde ihren Sinn zu geben.

Literarische Rundschau

Bismarck

Daß Erich Marcks' „Bismarck", die berühmte Biographie, die Bismarcks junge Jahre von 1815–1848 darstellt, nun in einem starken Bande mit dem zweiten Buche „Bismarck und die deutsche Revolution 1848–1851" vereinigt ist, bedarf keiner Rechtfertigung, sondern nur aufrichtigen Dankes (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 3 Bildnisse. RM 12,–). Die Herausgabe besorgte Willy Andreas. Er weist darauf hin, mit welcher Genugtuung es erfüllt, daß der große Historiker, der einst Bismarcks Leben nur bis zu seiner Berufung zum Bundestagsgesandten geschildert hatte, am Ende seines Lebens nochmals in weit umfassenderer Form wichtige Jahre des großen Kanzlers zusammenfassend behandeln konnte. Durch diese Ausgabe hat der Verlag sich ein bedeutendes Verdienst erworben. – Ebenso zu begrüßen

ist die Neuherausgabe, die gleichfalls Willy Andreas besorgte, der Vorträge und Studien von Erich Marcks zusammenfaßte unter dem Titel „Englands Machtpolitik" (ebenda. RM 6,–). Heute die Darstellung der englischen Politik durch Marcks zu lesen und sich die Ausblicke zu vergegenwärtigen, die er für die künftige Entwicklung gab, ist von höchstem Reiz. Aufgenommen sind die Arbeiten: Die imperialistische Idee zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts; Deutschland und England in den großen europäischen Krisen seit der Reformation; Die Einheitlichkeit der englischen Auslandspolitik; Die Machtpolitik Englands; Entwicklung und Hauptziele der britischen Reichspolitik; Die Zeiten des Merkantilismus und des Liberalismus (1500–1880), Der Imperialismus (1870–1920); England und Frankreich während der letzten Jahrhunderte. – Aus dem Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchiv sind eine Reihe von Dokumenten aufgetaucht, die nicht unwesentliche Ergänzungen zu der großen Sammlung von Bismarck-Gesprächen in der Friedrichsruher Ausgabe ergeben. Helmut Krausnick veröffentlicht unter dem Titel „Neue Bismarck-Gespräche" Berichte von österreichischen Staatsmännern über Unterhaltungen mit Bismarck, unter denen die des damaligen Sektionschefs von Szögyény, des späteren Botschafters in Berlin, besondere Beachtung verdienen. Szögyény machte auch Aufzeichnungen über eine Audienz bei Kaiser Wilhelm II., die einen Tag nach seiner Unterredung mit Bismarck im August 1889 stattfand. Weiter sind aufgenommen Berichte des Grafen Kálnoky aus dem Jahre 1880, Notizen von ihm über eine Unterredung mit Bismarck in Varzin 1885 und ein Bericht des Freiherrn v. Aehrenthal vom Mai 1888. Helmut Krausnick ordnet diese Dokumente in seinem verbindenden Text und in den Anmerkungen in den großen Zusammenhang der Bismarck-Literatur sachkundig ein. (Hamburg, Hanseat. Verlagsanstalt. RM 1,80). – Unter Bismarcks Schatten steht auch das Buch „Als Bismarck gegangen war" von Hans Heinrich Welchert (ebenda. 16 Abb. RM 5,80). Welchert gibt hier Intimitäten aus der Weltpolitik 1890–1914 in freilich notwendigerweise subjektiver Auswahl. Aber seine Geschicklichkeit ermöglicht es ihm, in diesen Einzelzeugnissen von sehr und weniger maßgebenden Politikern mit immer stärkeren Akzenten die Tragödie heraufziehen zu lassen, die dann im Weltkrieg ihren Abschluß fand. Das Buch ist eingeteilt in die Abschnitte: Das Ende – der Anfang; Das neue Jahrhundert; Die endlose Krise; Der Frieden ist aus. Ein Buch, das geeignet ist, etwa noch vorhandene Illusionen über die Fragwürdigkeit politischen Handelns gründlich zu beseitigen.

Erzähltes in Stichworten

Hans Fallada: „Der ungeliebte Mann" (Stuttgart, Rowohlt. RM 6,–). Ein ernstes Problem wandelt Fallada dieses Mal ab: die Hingabe in der Ehe an einen ungeliebten Mann aus Gründen äußeren Vorteils. Die eine nimmt den Mann, um aus dem Irrweg ihres Blutes in die Verkommenheit herauszugelangen, die andere heiratet einen Blinden trotz der Liebe zu einem andern, um versorgt zu sein und unter der Selbsttäuschung einer Art Charitas. Der Blinde entpuppt sich als eigensüchtiger Tyrann, der die Seele der an ihn gebundenen Frau vernichtet. Die Rettung dieser Frau vor ihm und ihre Vereinigung mit dem Geliebten unter Mithilfe des anderen Paares, bei dem die Frau den Wert ihres Mannes erkannte, bildet den wesentlichen Inhalt des lebhaft bewegten Buches voll dramatischer Spannung und wiederum oft grotesker Situationskomik. Auch diese Erzählung spielt wieder im Alltag und handelt von Alltagsmenschen, aber Falladas sicherer Hand gelingt es wiederum darzustellen, wie im Alltag – und sei es nur durch einen bösen Bazillus, hier verkörpert in einem homme à femmes, Betrüger, Hochstapler, Erpresser – sich Tragik auch ohne Fallhöhe, Verwicklung und Irrwege des Herzens auftun, die nur durch Herzensrichtigkeit überwunden werden können.

Josef Ponten: „Der Zug nach dem Kaukasus" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. RM 4,80). Als letzten Teil seines Romans der deutschen Unruhe „Volk auf dem Wege", der unmittelbar an den Band „Die Heilige der letzten Tage" anknüpft, hat Ponten hier den einen Strom deutscher Auswanderer bis zum Seßhaftwerden geführt. Diese frommen Sektierer aus Schwaben, die durch Rußland vom

Zaren den Durchzug und die Führung nach dem gelobten Lande begehren, werden in Georgien am Kaukasus angesiedelt, um ihre Sehnsucht nach dem heiligen Land nun in ehrlicher Arbeit stillen zu können.

Bruno Brehm: „Die sanfte Gewalt" (München, R. Piper & Co. RM 6,50). Der Roman spielt in der k. und k. Armee des Vorkrieges unmittelbar nach dem Feldzug in Bosnien. Hier spricht nicht der Dichter der großen Trilogie über den Weltkrieg, sondern der Schöpfer des liebenswürdigen Romans „Auf Wiedersehen, Susanne!" Aber wiederum bedient von seiner eindringlichen Psychologie und seiner genauen Kenntnis des alten Heeres. Um zwei Paare geht es und ihre glückliche Vereinigung trotz äußeren Widerständen und selbstgeschaffenen Schwierigkeiten, aus denen schließlich wiederum nur die geraden Herzen und die innere Überlegenheit der Frauen den Ausweg finden. Es steht viel Nachdenkliches und Menschendeutendes in dem Roman, aber er hat auch Partien von einer zwerchfellerschütternden Komik, so bei dem Besuch des Königs Kalakaua von Hawai und seinen und seiner Begleiter betrunkenen Erlebnissen im Prater. Ein Dokument der alten österreichischen Armee und der Menschen, die sie trugen und gefährdeten.

Johannes Moy: „Das Kugelspiel" (Leipzig, Insel-Verlag. RM 3,80). Hier sind Geschichten von starker Eigenart eines bislang unbekannten Erzählers vereinigt, die in ihrer Geschlossenheit und wegen des tragenden menschlichen Untergrundes, aus dem heraus sie geschaffen sind, stark berühren. Moy hat die seltene große Gabe des echten Erzählers und genügend dichterische Substanz, im Kleinen das Große, im Einfachen das Symbol und im Alltag das Ewige zu sehen.

Anton Coolen: „Das Wirtshaus zur Zwietracht" (Leipzig, Insel-Verlag. RM 6,—. Deutsche Übertragung von Bruno Loers). Um den Stammtisch des Wirtshauses zur Zwietracht in einer kleinen niederländischen Gemeinde versammeln sich die Honoratioren des Dorfes, um in stillem und recht bewegtem alkoholischem Austausch von allen Dingen, die sie und die Welt bewegen, zu reden. Trotz der Kleinheit des Rahmens türmen sich die Geschehnisse, im Bösen wie im Guten, Unglück und Tragik, Selbstmord und Verbrechen und beschwingte Heiterkeit mischen sich ineinander — und unversehens wird dieses Wirtshaus ein Spiegel der Welt, gezeigt von einem Dichter, der einen großen Mut zur Wirklichkeit hat, um die Schönheit und die Gebrechlichkeit alles menschlichen Getriebes weiß und das Leben bejaht, trotzdem: „Das Leben auf dieser Welt ist nicht vollkommen, aber es ist das Leben auf dieser Welt."

Werner Bergengruen: „Der spanische Rosenstock" (Tübingen, Rainer Wunderlich. RM 1,80). Eine der zartesten und feinsten Liebesgeschichten in deutscher Sprache, erzählt mit Bergengruens Meisterschaft und der ihn auszeichnenden verhaltenen Innerlichkeit. Beim Abschied erzählt der scheidende Mann der Geliebten die Geschichte des spanischen Rosenstocks und des Paares, das durch ihn trotz langer Trennung bis zur Wiedervereinigung geheimnisvoll verbunden blieb, in gleichnishafter Bedeutung für alle Liebenden, deren Herzen die wahre Kraft haben.

Albert Liebold: „Silva" (Leipzig, A. Bergmann. RM 5,80). Auf dem romantischen Hintergrunde der Isola Bella im Lago Maggiore läßt Liebold eine Liebe ihren Weg gehen durch alle Gefährdung hindurch zum glückhaften Ende. In der Umwelt des Friedens und der Schönheit toben menschliche Leidenschaften in Verirrung und Wut mit der gleichen Stärke gegeneinander wie in weniger landschaftlich begnadeten Gegenden. Ein brutaler Kraftmensch, dessen Herz unerlöst ist, terrorisiert die Bevölkerung, reißt ein feines, stilles Mädchen, das zum ersten Male sein Herz zum Klingen brachte, in roher Gier an sich, aber die echte Liebe eines Malers rettet das Mädchen aus seinen Händen und führt es zum Glück. Die Pathetik liegt nur in der Landschaft, die einfachen Menschen sind mit starker Charakterisierungskunst hingestellt, und das Ganze ist ein Stück echten Lebens.

Kurt Heynicke: „Der Baum, der in den Himmel wächst" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. RM 5,75). Eine heitere Geschichte aus einer kleinen Universitätsstadt Süddeutschlands, in der sich aus verschiedener Ansicht über die

Frage, ob eine in den Himmel ragende Riesentanne das geschlossene Bild der alten schönen Stadt störe, Männer-, Liebes-, Eiferfuchts- und Familienkonflikte entwickeln, verschärft durch Mißverständnisse, bis endlich durch die Herzensrichtigkeit der Frauen alles zum guten Ende sich wendet, der unfreiwillige Entfeßler alles Streites, ein junger Professor der Kunstgeschichte, zu seinem Mädchen kommt und die gefällte Tanne schließlich als Wiegenholz ihre schönste Bestimmung erfüllt. Liebenswürdig erzählt, prächtige Figuren, das Ganze so fern von Banalität wie von Karikatur durch die menschliche Art und die Fähigkeit des Dichters, alle Torheiten und Irrwege der Herzen in Verbohrtheit und Krampf menschlich zu sehen, in heiterem Darüberstehen.

Ilse Meyer-Lüne: „Gott über den Menschen" (Berlin-Steglitz, Eckart-Verlag. RM 5,—). Die hier vereinigten Übersetzungen von Erzählungen nordischer Autoren wie Kamban, Gudmundsson, Gunnarsson, Dixelius, Markusson, Boyer, Scott, der Lagerlöf, Gulbranssen, Mörne und anderer kreisen alle um die Spannung, in der das religiöse Leben in den skandinavischen Ländern steht, eine Spannung, die bedingt ist in dem Gegensatz der überlieferten religiösen Form des Volkswesens, dem Ringen mit den sozialen Problemen und einer Geistesströmung, die an vorchristliche Überlieferung anzuknüpfen sich müht. Das entstehende Bild ist ein sehr nachdenkliches.

Ernst Jünger: „Auf den Marmorklippen" (Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt. RM 3,80). In einer großen dichterischen Konzeption setzt sich Ernst Jünger mit politischen und Menschheitsfragen auseinander, die zu allen Zeiten Menschen und Völker beschäftigt haben: ein Land von alter einfacher Kultur und Ordnung wird unterwühlt durch eine Art „fünfter Kolonne" aus dem Lande des als Tyrann ohne Hemmung herrschenden „Oberförsters", der dämonische Züge trägt. Das Böse siegt, die ehrwürdige Ordnung zerbricht, die alte Kultur geht zugrunde. Das Geschehen erlebt man in der seelischen Reaktion zweier Brüder, die Distanz des Dichters zu seinen Menschen und dem Geschehen ist groß, und mit äußerster Kälte des Gefühls wird darauf verzichtet, einen Weg aus der Not auch nur anzudeuten.

Otto Rombach: „Der junge Herr Alexius" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. RM 12,50). Nach seinen beiden heiteren Romanen „Adrian der Tulpendieb" und „Der standhafte Geometer" ist nun Otto Rombach ein ganz großer Wurf gelungen, groß nicht nur in dem Umfang der 1111 Seiten, sondern auch in der Konzeption und der Ausführung. Hingewiesen auf die wieder aufgefundenen Papiere der „Großen Ravensburgischen Handelsgesellschaft" erzählt Rombach unter Lebendigmachung dieser alten Skripturen das Lebensschicksal des jungen Herrn Alexius von Hilleson, des Sohnes eines der Leiter der berühmten mittelalterlichen Handelsgesellschaft, der aus ewigem Fernweh heraus ohne Achtung der ihm gegebenen Aufträge von der Universität Bologna ins östliche Mittelmeer auf eine mehr abenteuerliche als kaufmännische Unternehmung geht. In wechselvollem Verhältnis zu dem Handelshause in der Heimat arbeitet der junge Kaufmannssohn für und gegen die steril gewordene Kompagnie, bis er nach vielen Wechselfällen und großen Erfolgen in Italien, England und dem Orient plötzlich Herr des Unternehmens wird dank seiner überlegenen Geistesstärke und seinem Begreifen der neuen Zeit, die durch die Entdeckung Amerikas, die menschliche und künstlerische Blüte der Renaissance und durch die deutsche Reformation gekennzeichnet ist. Er wird zum Kaufmann großen Stils, wie die Fugger und Welser den Typ neu geprägt hatten. Ehe er einen ruhigen Lebensabend in der Heimat genießen kann, führt ihn die Unruhe der Zeit und sein eigenes Blut durch Höhen und Tiefen des Lebens, läßt ihn schuldig werden und scheitern und durch eigene Kraft auch in kleinem Dienst sich selbst und damit Ehre und Heimat wiedergewinnen. Nur ein Dichter konnte aus trockenen kaufmännischen Akten eine solche Fülle des Lebens mit einem Menschenreigen aller Kategorien mit fest ausgeprägten Zügen und die Buntheit der Welt des Mittelmeeres in Italien, Kleinasien, Spanien, die englische Welt, die Welt auf Tahiti, die Pracht und Starrheit der Kaufmannschaft, den Glanz des Hofes von Kaiser Maximilian und Kaiser

Karl V. und Frauen und Männer mit Leidenschaft, Größe und Tücke erstehen lassen. Ein großer Wurf und ein Roman, der jede Beachtung verdient.

Josef Martin Bauer: „Das Mädchen auf Stachet" (München, R. Piper & Co. RM 6,50). Die Erzählung von der schicksalhaften Liebe zwischen der Tochter eines Baurates bäuerlicher Herkunft und einem Bauern, der in seiner trotzigen Kraft alle anderen überragt und vergewaltigt, führt beide und ihre Umgebung durch harte äußere und innere Not, in der die Frau des Bauern in den selbstgewählten Tod geht, doch endlich zur Vereinigung und der Erfüllung beider Leben in ihren Kindern. Es ist, als ob Bauer predigen will, daß ein Glück nur wachsen kann, wenn die Verkrampfung der Menschen gelöst wird. Denn verkrampft ist der Bauer in seinem Stolz, verkrampft das Mädchen in ihrem Trotz gegen ihre und in ihrer Liebe, verkrampft die Mutter des Mädchens in dem Bewahrenwollen ihrer Tochter für sich, verkrampft die Bäuerin, die in den Tod geht. Fast scheint hier zuviel getan an Krampf, so daß diese Menschen mehr Paradigmen für Verkrampftheit zu sein scheinen als blutvolle Menschen von echter Bauernnatur.

August Scholtis: „Die mährische Hochzeit" (Braunschweig, Vieweg. RM 5,—). Mit der ganzen Kraft seiner Eigenart, die er in letzter Meisterschaft in seinem Roman „Baba und ihre Kinder" bewährte, läßt Scholtis die Menschen und die Landschaft seiner mährischen Heimat in buntem Reigen erstehen. Blutvolles Leben voll östlich-europäischer Eigenart, wie es nur diese Landschaft voll Schönheit und voller Geheimnisse birgt. Ein Zugewanderter aus der Bukowina, der unter rätselhaften Umständen plötzlich da ist und gegen die mit tödlicher Ironie geschilderte k. und k. Bürokratie von zwei Frauen gerettet wird, gewinnt durch ein rastloses Streben und Arbeiten, wie es nur solch einfachen Menschen möglich ist, eine geachtete Stellung im Dorfe und die Hand der Tochter einer alteingesessenen Familie. Er führt die Familie zum Wohlstand, aber sein Herz verblendet sich in seiner neuen Macht, und er verliert die Demut vor Gott und den Menschen. In dieses mit breiter Behaglichkeit geschilderte Leben, in dem geheimnisvolle Gestalten wie der Bettelmönch Kaspar, der Bruder der jungen Frau, herumgeistern als das ewige einfache Gewissen der Menschen, läßt Scholtis dann mit unerhörter Wucht das Schicksal hereinbrechen, das den in seines Herzens Hochmut zu Wagen mit seinen Angehörigen auf eine Wallfahrt Gefahrenen seiner Frau und deren Eltern beraubt, als er im Halbschlaf die Eisenbahnstrecke passiert und den heranbrausenden Zug übersah. In tiefster Zerknirschung findet er dann den Weg zur schlichten Demut und zum Dienst am Nächsten zurück. Ein Buch, das nur August Scholtis schreiben konnte, das Endgültiges über Mähren und seine Menschen aussagt.

Von Kunst und Künstlern

Jetzt ist das zweite Heft „Barlach im Gespräch", mitgeteilt von Friedrich Schult, erschienen (Güstrow, Opitz & Co. RM 4,—). Es ergänzt in willkommener Weise die 1. Lieferung dieser Gespräche, die so tiefe Einblicke in das Wesen des Künstlers und Menschen Ernst Barlach gewähren. Mit der ihm eigenen unerbittlichen Offenheit auch gegen sich selber vermittelte Barlach im gedanklichen Austausch mit vertrauten Freunden Erkenntnisse und Selbsterkenntnisse, die von unschätzbarem Werte sind. Für vieles fand er eine Formulierung, die in ihrer Eigenart sehr oft an seine plastischen und graphischen Kunstwerke erinnert. Auch für seine innere Entwicklung als Künstler und Mensch geben diese Gespräche wesentlichen Aufschluß. — Eine neue Ausgabe von Paul Gauguins „Noa Noa", dieses einzigartigen Berichtes über seine Erlebnisse auf Tahiti, mit 10 seiner Holzschnitte ist in der deutschen Übertragung von Hans Graber erschienen (Basel, B. Schwabe & Co. RM. 3,—). Mit Recht sind die Vers- und Prosazutaten, die Charles Morice hinzugefügt hat, fortgelassen worden, da Morice keine eigene Anschauung von Tahiti hatte und infolgedessen seine Beigaben unorganisch sind. Ebenso kann man Gauguins Ausführungen über die Mythologie der Maoris entbehren, da auch sie nicht aus erster Hand, sondern aus fremden Quellen geschöpft sind. Auch dieses Buch ist ein nachdenklicher Beitrag zum Geheimnis des künstlerischen Menschen schlechthin. — In der feinsinnigen Sammlung

„Der Bilderkreis", die Heinrich Lützeler herausgibt (Freiburg, Herder & Co. 25 Bildseiten, darunter 5 in Vierfarbendruck. Je RM 1,25) sind 3 neue Bändchen erschienen, von denen 2 ganz besondere Beachtung verdienen. Das sind die Bändchen „Das Kind" von Heinrich Lützeler und „Der Jüngling" von Reinhold Schneider. In seinem Begleittext geht Heinrich Lützeler auf das tiefe Geheimnis des Kindes als letzter Sinnerfüllung des Lebens und der menschlichen Beziehungen ein, des Kindes als Träger aller Hoffnungen, aller Freuden, aber auch schwerer Sorgen und Schmerzen und zeigt, wie die größten Maler damit gerungen haben, das Wesen des Kindes zu seinem höchsten Ausdruck zu bringen. Bildnisse von Kindern aus dem 15. Jahrhundert bis zu Rethel von Meistern aller Völker sind hier vereinigt und geben in der Vereinigung dem nachdenklichen Betrachter die Möglichkeit, tief in das Mysterium einzudringen. In seinem wundervollen Stil zeigt Reinhold Schneider die Aufgabe und Sendung der Jugend für Zeit und Ewigkeit: daß der Jüngling der reine Träger des Reinen zu sein hat in letzter Verpflichtung zu Gott und mit dem unabdingbaren Mute zur eigenen Sendung, sich rüstend gegen alle Herausforderung der Umwelt, in Erwartung des an ihn ergangenen Befehls, in Ringen und Gebet, in Verzicht, Bekenntnis und letztem Opfer. Auch hier sind die Bilder so ausgewählt, daß die größten Menschenkünder aufgerufen wurden, die Idee des Jünglings in der Vollendung darzustellen. — Das 3. Bändchen endlich ist dem Thema „Das Tier und der Mensch" gewidmet, den Text schrieb gleichfalls Lützeler. Von ältesten Höhlenbildern bis zu wundervollen lebendigen Plastiken der Gegenwart zieht hier der Reigen dieser Gefährten des Menschen vorüber und zeigt sein Bemühen, an das wahre Wesen des Tieres heranzukommen. — Das gewaltige Lebenswerk des großen deutschen Baukünstlers und Bildhauers Peter Parler würdigt Carl M. Swoboda in der „Sammlung Schroll" (Wien, A. Schroll & Co. 112 Bilder. RM. 7,50). Helga Glaßner hat neue Aufnahmen seiner Bauwerke und seiner Plastiken gemacht, die z. T. neue Einsichten vermitteln. Dieser Schwabe, der 1330 in Schwäbisch-Gmünd geboren wurde, vermochte es Dank seinem Genie, der Stadt Prag ihr Gepräge zu geben durch die Errichtung des St. Veitsdomes, der Allerheiligenkapelle der Burg, der Karlsbrücke mit ihren Plastiken, worüber aber die Stadtkirche in Kolin und die Barbarakirche in Kuttenberg nicht vergessen sein sollen. Aus der hochmittelalterlichen Einheit seiner Persönlichkeit gelang ihm das große Werk, trotzdem sein Ringen deutlich wird, aus dem sakralen Stil in letzte Lebenswirklichkeit vorzustoßen. Seine Leistung und seine Problematik als Überleiter zwischen zwei Kunstepochen zeigt in feinsinniger Deutung die vortreffliche Arbeit des Prager Kunsthistorikers. — Die bedeutsame Sammlung von Büchern über Kunst, in denen Maler mit ihren Briefen und Aufzeichnungen selber zu Wort kommen, um ihr eigenes Bild zu zeichnen, ist jetzt durch ein interessantes Werk bereichert worden „Edgar Degas" (Basel, Benno Schwabe & Co. 22 Bildtafeln. RM 4,80). Die Würdigung seines Werkes und seiner Bedeutung stammt von dem Herausgeber H. Graber. Hier hören wir Degas über sich selber und seine Urteile über andere und die anderer über ihn, und die vielen Anekdoten um den Maler sind nicht vergessen. Sehr hübsch ist die Huldigung von Gauguin an Degas mit den unvergeßlichen Worten über seine Tänzerinnen. — Zwei weitere neue Veröffentlichungen in der „Sammlung Schroll", der wir so viele wertvolle Beiträge zur Kunstgeschichte verdanken, gelten zwei unbekannteren italienischen Künstlern des 15. Jahrhunderts: Antonio Pisanello von Bernhard Degenhart (Wien, Anton Schroll. 162 Bilder, 1 Farbtafel. RM 9,80) und Antonello da Messina (ebenda. 59 Bilder, 3 Farbtafeln. RM 7,20) von Jan Lauts. Pisanello, einer der zu seiner Zeit meistbeschäftigten Hofkünstler, ist der gegenwärtigen Zeit nicht eben vertraut, um so mehr zu begrüßen die gründliche Arbeit; für Antonello da Messina ist das kenntnisreiche Buch von Lauts die erste zusammenfassende deutsche Darstellung. — „Das Tier in der Plastik", herausgegeben von Dieter Keller (Stuttgart, Franckh'sche Verlagshandlung. 64 Bildtafeln. RM 2,60), stellt, hauptsächlich auf dem Schaffen der europäischen Völker fußend, aber auch afrikanische, asiatische und

ASBACH »URALT« ist mit Liebe, Sorgfalt und Geduld gebrannter Wein. Sie spüren das an seinem vollen runden Weinduft. Sie schmecken das an seinem milden »weinigen« Geschmack.

IM

Asbach Uralt

IST DER GEIST DES WEINES!

amerikanische Kunst berücksichtigend, Nachbildungen von Tierplastiken zusammen, die dem nachdenklichen Betrachter ein hübsches Bild von dem Ringen der Menschen aller Zeiten geben, dem Wesen ihrer Kameraden aus dem Tierreiche den richtigen Ausdruck und Gehalt abzugewinnen.

Schlesien

In seinem Buche „Schwarzer Adler unterm Silbermond" (Hamburg, H. Goverts. RM 8,50) versucht Will-Erich Peuckert eine neue Form der Biographie der Landschaft. Das Buch ist seiner Heimat Schlesien gewidmet, für die er eine reizvolle handgezeichnete Karte beifügte. Dieses sehr lebendige Buch bringt viele Urkunden, Anekdoten und Chroniken, und überall bemüht Peuckert sich um Tiefenschürfung und erreicht es auf diesem Wege, Wesen der Landschaft und des Volkes plastisch herauszuarbeiten. Er gibt viel von eigenen seelischen und geistigen Erlebnissen hinzu. Es ist das beste Buch über Schlesien, das wir kennen.

Von den Frauen

„Vielleicht hätte die preußische Tradition und Form ihre Lebenskraft nicht bewahrt, wenn nicht neben den Männern Frauen gestanden hätten, die auf diese Weise in einem strengen entsagungsvollem Leben der Seele ihr Recht erkämpft und über die Erfüllung der Pflicht hinausgestrebt hätten nach den Werten des Geistes." Diese Worte Reinhold Schneiders hat Otto Heuschele seinem Buche „Deutsche Soldatenfrauen" (Stuttgart, J. F. Steinkopf. RM 3,50) vorausgesetzt, und sie passen fast auf alle Lebensgefährtinnen deutscher Soldaten wie auf Blüchers Frau auf die von York, von Clausewitz, auf die Königin Luise, auf die Prinzessin Wilhelm, auf die Gattin des Erzherzogs Carl, des Siegers von Aspern, auf Moltkes und Hindenburgs Frau. Statt der Gräfin von Ahlefeldt, die Lützows Gattin war und in ihrem reich bewegten Leben bekanntlich auch Immermanns Gefährtin wurde, hätte man in diesem Zusammenhang vielleicht lieber die Lebensgefährtin Gneisenaus gesehen. Daß aber die Mutter des Feldmarschalls von Mackensen hierzu gehört, bedarf keiner Rechtfertigung, ebensowenig wie der Abschnitt „Die unbekannte Soldatenfrau". — Ein sehr unterschiedliches Klima herrscht in dem Buche von Johannes Vogel „Deutsche Frauen in der Anekdote" (Leipzig, Boreas-Verlag. RM 3,80). Hier sind aus fünf Jahrhunderten, beginnend mit der tapferen Gräfin Katharina von Schwarzburg bis zur Mutter von Peter Rosegger, Anekdoten und kleine Geschichten gesammelt, die Frauen in der Bewährung zeigen, darunter einige wahre Perlen auch des Humors. Ganz verzichtet — und das kommt dem Buche sehr zugute — ist auf jede Pikanterie, hier sind Frauen versammelt, die als Vorbilder gelten dürfen.

Buchreihen

Die neuen Gaben des „Eisernen Hammers" (Königstein i. Taunus, H. R. Langewiesche. Je RM 1,20) sind wiederum von ganz besonderm Reiz. Da bringt unter dem Titel „Die kleine Stadt" Karl Kaltwasser Aufnahmen der verschiedensten Photographen, die alle mit Geschick und Liebe und Verständnis für den tieferen Sinn Wesen und Reiz der Kleinstadt einfingen, eine sehr innerliche Deutung der kleinen Stadt. Die Liebe zu ihr sieht er als Heimweh des Herzens, nicht Sehnsucht nach Enge und Beschaulichkeit, aber nach einer wirklichen Heimat. — Franz Nabl schrieb den Text zu dem Bändchen „Schmiedeeisen" und den 47 Bildern, die in Meisteraufnahmen Prachtwerke dieser strengen und doch so feinen Kunst bringen, die trotz des spröden Materials unter der Hand eines wahren, in seinem Material lebenden Künstlers einen so starken seelischen Ausdruck haben. — Ganz von Leichtigkeit erfüllt ist das Buch „Beschwingtes Leben am Strom und Meer", zu dessen 47 Aufnahmen, die er selber machte, Herbert Grenzemann den Text schrieb. — „Das Freiburger Münster" braucht keinen Kommentar: seine Schönheit spricht für sich allein. Werner Körte schrieb den Text zu den 48 Bildern. — In einer meisterhaften Übersetzung von Bettina Seipp, die mit besonderer Liebe die Insel bereiste, sind in der Insel-Bücherei „Sizilianische Geschichten" von Giovanni Verga erschienen. Verga, der von 1840—1922 lebte, war ein Freund der Armen und Bedrängten, der einfachen und starken Herzen. Wurzelechter Sizilianer, sagt er das Wesen des Volkes, aber auch des durch Geschichte wie Beschaffen-

die neue linie

Die Februar-Nummer erscheint in verstärktem Umfang als repräsentatives großes

Deutschlandheft

Aus dem Inhalt: Deutsche Landschaften und Deutsche Kultur · Die großen Erneuerer des Reiches · Das deutsche Gesicht in der bildenden Kunst · Die neue Architektur · Gedanken zu den Kriegen unserer Zeit (1914-18, 1939-41) · Zahlreiche Farbtafeln

Preis RM 1.– · Verlag Otto Beyer · Leipzig-Berlin

Deutsche Buchhändler-Lehranstalt
Leipzig C 1, Gutenberg Platz 9
Ostern und Michaelis Jahreskurse, auch für Ausländer. Lehrplan durch die Verwaltung

BEILAGENHINWEIS

(Außer Verantwortung der Schriftleitung)

Der vorliegenden Ausgabe unserer Monatsschrift liegt ein Prospekt bei, den wir der Aufmerksamkeit unserer Leser empfehlen:

Verlag Anton Schroll & Co in Wien, betr. „Neue Bände der Sammlung Schroll".

Kriegswinterhilfswerk 1940/41

Jeder Opfersonntag muß ein Tag der Pflichterfüllung für jeden Deutschen sein.

In Berlin

ist das neue Heft der

„Deutschen Rundschau"

ständig vorrätig bei folgenden Buchhandlungen:

Amelang'sche Buch- und Kunsthandlung, Kantstr. 164

Buchhandlung Karl Buchholz, Leipziger Straße 119/20

S. Calvary & Co., Friedrichstr. 194/199

Gutenberg-Buchhandlg., Tauentzienstr. 20

Herder'sche Buchhandlung, W 8, Französische Straße 34

Stuhr'sche Buchhandlung, Kurfürstendamm 212

Wer noch nicht auf die „Deutsche Rundschau" abonniert ist, lasse sich Musterexemplare vorlegen.

heit gleich bemerkenswerten Bodens aus. Aus seinem großen Werk, das an die bedeutenden sizilianischen Erzähler anknüpft, sind 3 Erzählungen ausgewählt, die für ihn und seine künstlerische wie menschliche Entwicklung charakteristisch sind. — Eine Auswahl „Annette von Droste in ihren Briefen" traf Levin L. Schücking mit seiner fundamentalen Kenntnis der Dichterin. Die geschickte Auswahl zeigt das starke Mitteilungsbedürfnis der Droste an ihre vielen Freunde, das noch gesteigert wurde durch die Abgeschlossenheit in den langen Zeiten von Krankheit. Auch die Adressaten, Verwandte und Freunde, sind durchweg interessante Persönlichkeiten. Die abgedruckten Stücke beleuchten ihr Leben und ihr Schaffen, seinen Umfang und seine Grenzen als eine willkommene Ergänzung ihrer Werke. Ergreifend ist ihre stete Arbeit an sich, ihr ideales Streben, ihr Humor und ihr echtes Christentum. — Der Geschichte Siziliens ist das Bändchen „Die schönsten Griechenmünzen Siziliens" gewidmet, die Max Hirmer auswählte und erläuterte. Der ganze Reichtum der großen politischen Vergangenheit Siziliens kommt in diesen Münzen zum Ausdruck, die lebendiger Ausdruck des Lebens und Wesens der Bevölkerung waren — ganz anders als die Scheidemünzen späterer Zeiten. Wahre Kunstwerke sind unter ihnen, und man versteht, daß auch einzelne der Künstler, die sie schufen, ihren Namen auf sie setzten. — Eins der schönsten Bändchen der Insel-Bücherei ist das von Hans Wahl ausgewählte und eingeleitete: „Handzeichnungen von Goethe" mit 24 farbigen Tafeln. Mit Recht betont Wahl, daß Goethe in manchen seiner Zeichnungen Empfindungseindruck und Formensprache späterer Generationen vorwegnahm, woraus sich unsere große Nähe zu dieser Lyrik in Farben erklärt. — Als Sonderdruck, geschmückt mit Zeichnungen von Willy Widmann, ist Goethes „Novelle" erschienen und übt in dieser Losgelöstheit aus dem Gesamtwerke eine eigene und starke Wirkung. — In die große Zeit deutschen Geistes führt das Bändchen „Gedanken über große Kunst" von Carl Gustav Carus, in dem Paul Stöcklein im wesentlichen die Aufzeichnungen von Carus bringt, die er sich nach einem Theater- oder Konzertbesuch unter dem unmittelbaren Eindruck des Werkes machte, eine nachdenkliche Anleitung, mit welcher Ehrfurcht und Aufgeschlossenheit man der wahrhaft großen Kunst nahen soll. — In der Reihe „Die Kleinen Reuchlin-Drucke" ist eine ausgezeichnete Einführung in den Sinn des Schaffens eines der größten deutschen Dichter erschienen: „Matthias Claudius, der Wandsbecker Bote" von Johannes Pfeiffer (Dessau, K. Rauch. RM 2,—).

Rudolf Pechel.

Verzeichnis der Mitarbeiter

Dr. Hans Roeseler, Berlin-Nikolassee — Stefan Andres, Rom — Museumsdirektor a. D. Dr. Paul F. Schmidt, Berlin — Dr. Friedrich Seebaß, Tutzing — Dr. P. H. von Blanckenhagen, Schwerin/Mecklenburg — Walter Först, Berlin-Frohnau — Wolfgang Goetz, Stahnsdorf — Dr. H. Wolfgang Seidel, München

Hauptschriftleiter: Dr. Rudolf Pechel, Berlin-Grunewald, Fernruf: Berlin 891267 • Verlag: Deutsche Rundschau Dr. Rudolf Pechel, Berlin Leipzig • Gesamtauslieferung Lühe & Co., Leipzig C 1, An der Milchinsel 2 • Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt • Übersetzungsrechte vorbehalten • Die Bezugspreise (Einzelheft 1,— RM Jahresabonnement 12,— RM) ermäßigen sich für das Ausland (mit Ausnahme von Palästina) um 25%

Reclam-Druck Leipzig • Anzeigen-Verwaltung: Leipzig C 1, Inselstr. 22/24. Fernspr. 72171 App. 34. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Fritz Maaß, Leipzig. Zur Zeit Anzeigen-Preisliste Nr. 7 gültig.

HANNS-ERICH HAACK

Die Tragik Frankreichs

Nach einer großen Niederlage hat sich von jeher für einen Staat die Frage gestellt, ob er aus dem Zustand der Unruhe wieder bald den Weg zur Ruhe findet, und für Frankreich stellt sich dazu noch die Frage, ob es aus dem ihm bisher eigenen staatlich labilen Zustand zu einer neuen Form der Festigung hinüberwechseln kann. Schon im November haben wir an dieser Stelle in einer Betrachtung über die Geburtsstunde der „Vierten Republik" die Regierung Pétain nur als eine Art Stillhalte-Kabinett bezeichnet und hinzugefügt, es müsse sich erst zeigen, ob sie mehr würde oder ob es bei dem französischen Sprichwort bleibe: „Il n'y a que le provisoire qui dure." Nach allen faßbaren Anzeichen scheint sich vorerst noch das Sprichwort weiter zu behaupten.

Dabei muß man zugeben, daß es für kein Volk nach einer solchen Niederlage wie der Frankreichs leicht ist, sich wieder aufzuraffen. Einer der Gründe dafür, der allzuoft übersehen wird, aber doch wesentlich erscheint, ist der, daß immer ein mehr oder weniger großer Teil der Bevölkerung die Auffassung vertreten wird, die Kapitulation wäre nicht nötig gewesen, man hätte so oder so weiterkämpfen können und was man da sonst noch sagen kann. Dann werden auch im Wechselspiel der Geschichte die Vernünftigen von gestern zu den Unvernünftigen von heute und umgekehrt, und auch das Wort vom „Erfüllungspolitiker" spielt dabei seine Rolle. Immerhin hat Frankreich, sei es aus bewußtem oder unbewußtem politischem Instinkt, den Waffenstillstand nicht von Politikern oder Zivilisten unterzeichnen lassen, sondern von hohen Militärs. Pétain und Huntziger werden dank ihres hohen militärischen Grades vor der Geschichte genau soviel Autorität behalten, wie sie sie heute in Frankreich haben. Dabei wird diese Autorität in Frankreich aber nicht im ganzen Umfang innerpolitisch wirksam, sondern nur insoweit, wie der militärische Rang vor der Hineinziehung in die untersten Sphären der politischen und vor allem parteipolitischen Auseinandersetzungen schützt. Das wäre vielleicht anders, wenn es eine Militärpartei in Frankreich gäbe. Die gibt es aber ebensowenig wie überhaupt noch Parteien im eigentlichen Sinn. Die Verwirrung der Gedanken und Gefühle der letzten 20 Jahre hat eine Parteienanarchie hervorgerufen, die sich garnicht mehr ordnen läßt. In jeder Partei waren, bis auf die alleräußerste Linke, eigentlich alle Richtungen vertreten: kirchliche wie antikirchliche, pazifistische wie kriegerische, kapitalistische wie soziale und sogar sozialistische. Den Höhepunkt der Verwirrung stellte zweifellos die Radikalsoziale Partei dar, in der einfach sämtliche Farben und Schattierungen politischer Ausrichtung enthalten waren. Und dabei entsprachen diese Parteien doch wiederum der Stimmung des Volkes, das ebenso schillernd und wenig fest umrissen war und sein wollte wie die Parteien. Man war nicht kirchlich, aber erst recht nicht antikirchlich, nicht pazifistisch und nicht kriegerisch usw. Man legte Wert darauf, die Dinge nicht zu Ende zu denken und zu fühlen. Man spürte, daß alles fließt und daß es keine Patentlösungen gibt.

Dafür gab es aber immer Alt- und Neudenkende. Wohl seit der großen Revolution. Damals zerbrach die Hierarchie, und die besonderen Gewalten wurden der Kirche und der Krone entzogen, die beide eng miteinander verbunden waren.

Die Krone lebte hin und wieder, wenn auch nur vorübergehend, auf, ohne sich zu wandeln, während die aristokratische Kirche in Frankreich mehr oder weniger ausstarb, um der sozialen Kirche Platz zu machen. Der frühere Gegensatz des höheren zum niederen Klerus verschwand. Wenn nun trotzdem, wie manche Teile des französischen Volkes, auch gewisse kirchliche Kreise eine Wiederherstellung alter Zeiten herbeiwünschen, so deshalb, weil dieser Wunsch durch die überreichlichen Übelstände der Dritten Republik wesentlich gefördert wurde.

Zu diesen Altdenkenden, die also das Rad der Geschichte zurückdrehen wollten, gehört der trotz aller Revolutionen in Frankreich immer noch hübsch besitzende Adel, sodann der napoleonische Neu-Adel, der aus Bonaparte Ergebenen aller Schichten willkürlich ernannt und später von dem alten Adel doch anerkannt wurde, ebenso wie die kleinen und großen Reichen im Lande, die wie Fafner auf ihren Goldstrümpfen sitzen und schließlich, soweit es ihnen opportun erschien, auch noch die Hochfinanz. Das kleine Bauern- und Bürgertum aber, zu dem in Frankreich auch der größte Teil der Arbeiterschaft gehört (die hier so bürgerlich ist, wie in keinem anderen Lande), zählen mit den meisten geistigen Berufen zu den Neudenkenden, denen es also auf eine Fortbildung des staatlichen Aufbaus und eine Erweiterung der sozialen Gegebenheiten ankam. Und obwohl diese letzteren Schichten zahlenmäßig den anderen weit überlegen waren, so ist es doch ebenso interessant wie für die Dritte Republik bezeichnend, daß sie sich nicht durchsetzen konnten.

In einem „Clochemerle" betitelten Buch, dessen sehr hohe Auflageziffer allerdings im umgekehrten Verhältnis zu seinem literarischen Wert steht, das aber gleichwohl einige allgemeingültige Bilder der französischen Provinz wiedergibt, finden wir in einem kleinen Ort zwei typische Vertreter der Altdenkenden. Da ist der Notar Girodot. Selber reich und mit einer reichen Frau verheiratet. Nach dem Weltkrieg macht er „Kassensturz", wobei er feststellt, daß er vom August 1914 bis Ende 1918 an freiwilligen Unterstützungen 923 Franken und 33000 Franken für seine Freundinnen in Lyon ausgegeben hatte, während sich in der gleichen Zeit sein gesamtes Vermögen von 2200000 Franken auf 4650000 Franken erhöht hatte. Dabei kam ihm immerhin der Gedanke, daß er eigentlich für wohltätige Zwecke etwas mehr hätte ausgeben können, aber nun war es ja zu spät. Als jedoch sein inzwischen schwerkriegsbeschädigter Notariatsgehilfe Byard zurückkehrt, ist Herr Girodot zwar bereit, ihn wieder bei sich einzustellen, er nennt ihn „Heros", versichert ihm, daß das ganze Land auf ihn stolz sei und sein Ruhm ebenso wie seine Verwundungen unlöslich mit ihm verbunden seien, aber natürlich müsse sein Gehalt entsprechend der durch die Kriegswunden verminderten Leistungsfähigkeit herabgesetzt werden. Byard ist wütend und lehnt das Angebot des Notars ab, der ihn schließlich mit der Versicherung, daß er noch gar nicht so schlecht davongekommen sei, an die Tür begleitet, um ihm dort noch verschämt 10 Franken in die Hand zu drücken. Nicht weit von Girodot entfernt wohnt als Schloßherrin die Baronin von Courtebiche. Früher lebte sie in ihrem Stadtpalais, aber seit 1917 mußte die Ärmste auf ihrem Landschloß residieren, was sie mit Anstand und Würde und immerhin allerhand Geld dann auch tut. Von ihr konnte man wirklich sagen, daß sie alles hinter sich hatte und nun recht tugendlich war. Aber nicht wegen ihres Geldes, sondern wegen ihrer Abstammung und aus „Weltanschauung" gehört sie zu den Altdenkenden, und in der Vertretung der früheren Rechte der Kirche und der Besitzenden fand sie sich mit dem Notar Girodot.

Durch solche Erscheinungen, die in Frankreich allzu häufig waren, wurde immer wieder verhindert, daß die schlimmsten Übelstände der Dritten Republik noch rechtzeitig abgebremst wurden. Denn für die Masse der Bevölkerung war jede Kritik an den bestehenden Zuständen eine Unterstützung dieser Notare und Schloßbesitzer. Dem zogen sie aber sogar die Vertretung einer schlechten Sache vor. Sie trösteten sich wie in „Clochemerle": „Wir haben gekämpft, als unsere Stunde gekommen war, andere werden nach uns kämpfen. Man muß der Menschheit Zeit lassen, den Fortschritt zu verdauen. Die bestehende Ordnung, die weit davon entfernt ist, ideal zu sein, hat trotzdem ihre guten Seiten. Bevor man etwas umstürzt, muß man gut überlegen ..." Und ihre letzte Weisheit liegt in dem Bekenntnis: „Die Anstrengung ist nicht die wahre Kraft."

Nun waren aber diese Altdenkenden mit ihrer Angst vor sozialen Änderungen auch in fast allen politischen Parteien vertreten. Sie wurden in Paris von den Großbankiers und Kapitalisten wirksam unterstützt. Man muß miterlebt haben, wie sie gegen jede Regierung zu Felde zogen, die soziale Zugeständnisse plante, wie sie dazu nach England fuhren, um dort die Unterstützung der Citybankiers zu erbitten und zu erhalten. So ist gegen manche französische Regierung, die vielleicht einen Ansatz zur Besserung der Zustände machen wollte, von Paris über London manövriert worden, und manche wurde auf diese Weise zu Fall gebracht. In diese Linie passen auch die Anstrengungen der französischen Kapitalisten in den Jahren 1938 und 1939, um maßgeblichen Einfluß auf die Regierung zu gewinnen. Sie waren deshalb so bedacht darauf, weil sie Furcht hatten, der Krieg könnte mit einem sozial gefärbten Kabinett beginnen und (das nahmen sie alle an) natürlich siegreich ausgehen, wodurch dann die soziale Bewegung unüberwindlich würde. So war denn auch in der Tat in dem französischen Kabinett, das den Krieg erklärte, das Großkapital aller Schattierungen sehr einflußreich vertreten. Im Volk wußte man das, und die Soldaten wußten es auch. Wollten sie schon an sich keinen Krieg, so wollten sie ihn erst recht nicht für die Kapitalisten führen. So zeigte sich wirklich, daß die Kluft zwischen den Alt- und Neudenkenden im französischen Leben eine viel einschneidendere Rolle gespielt hat, als die Kluft zwischen den Parteien.

Ob das heute so ganz anders ist? Gewiß, Marschall Pétain verfügt über eine nach französischen Begriffen fast unerschütterliche Autorität. Aber ist er der mitreißende Gestalter der besseren Tage? Wohl kaum. Er spielt mehr die Rolle des tröstenden Vaters und wird wie eine Reliquie verehrt. Das Wort aber, die Idee, wodurch das Volk in seiner größeren Gesamtheit gepackt würde, fehlt. An seine Stelle könnten auch keine wirtschaftlichen Überlegungen noch Besserungen treten. Wenn diese aber dazu noch fehlen, so wird das Wort, das wird jedes Volk einmal in seiner Geschichte spüren, um so notwendiger. Doch manchmal kann die Not so groß sein, daß das befreiende, zündende Wort einfach auf besser gedüngten Boden wartet. Seine Wirkung darf auch dann nicht unterschätzt werden, wenn sich im vornherein nichts darüber sagen läßt. Man sollte nie vergessen, daß es ein Franzose war, der mit dem einfachen „Cogito ergo sum" eine geistige Revolution entfesselte.

Jedenfalls hat sich die Regierung Pétain, die sich in der Erscheinungen Flucht als „rocher de bronce" ausgab, vorerst nicht als solcher erwiesen. Es kommt hinzu, daß die Absichten des Marschalls im Lande allzu häufig denen der Altdenkenden (die ihn freilich etwas zu laut als einen der Ihrigen bejubelten) gleichgestellt werden. Dabei ist das in dieser Form sicher unrichtig, da man bei Pétain

auch soziale und christliche Kräfte spürt, die den Neudenkenden ganz recht kämen. Aber, um bei dem oben angeführten Bilde zu bleiben, der frühere Notariatsgehilfe Byard wird mit seinen Freunden, bei aller Achtung vor dem Marschall, den Staatschef politisch als den Mann des Notars und der Baronin ansehen. Auch das gehört zur Tragik Frankreichs.

Es kommt aber hinzu, daß in dem neuen Staatsgebilde nicht nur die Trikolore und die Marseillaise, sondern auch die geradezu traditionelle Dezember-Regierungskrise der Dritten Republik beibehalten wurde, die sich äußerst dramatisch am 13. Dezember 1940 einstellte. Durch das Verfassungsgesetz Nr. 4 vom 12. Juli 1940 war im Verhinderungsfalle Pétains als Staatschef Laval als sein persönlicher Vertreter und sogar Nachfolger genannt und bestimmt worden. Dieses Gesetz war sehr kurzlebig und wurde ersetzt durch ein anderes, wonach die Nachfolge Pétains dem Ministerrat übertragen wurde, was dessen Bedeutung im Gesamtbild gewaltig erhöhte. Es zeigte sich überhaupt, daß, je stärker die persönliche Autorität des greisen Marschalls im französischen Volk wurde, sich die Widerstände gegen eine allgemeingültige Stärkung, ja auch nur freiwillige Anerkennung eines mehr oder weniger autoritären Staatschefs erhöhten. So läßt sich wohl auch die offizielle Verlautbarung von Vichy erklären, wo der Wunsch des Staatschefs nach einer Politik „unter Anlehnung an die öffentliche Meinung" zum Ausdruck kam. Aber auch dabei blieb man nicht. Die erhöhte Bedeutung des Ministerrats wurde bald durch ein neues Verfassungsgesetz Nr. 7 vom 27. Januar d. J. wieder abgeschwächt, wonach die Minister, die hohen Würdenträger und die hohen Beamten des Staates dem Staatschef den Eid leisten und seiner Person Treue geloben. Sie sind auch dem Staatschef persönlich verantwortlich, wodurch sowohl ihre Person wie ihr Vermögen betroffen wird. Bei Verfehlungen kann der Staatschef von sich aus jeden Schadensersatz und jede Buße bestimmen und auf Aberkennung der politischen Rechte und Verbringung an einen überwachten Aufenthaltsort in Frankreich oder in den Kolonien, auf die verwaltungsmäßige Internierung und die Verbringung in eine Festung erkennen. Diese Maßnahmen sind auch auf frühere Minister und hohe Beamte anwendbar, die ihr Amt in den letzten zehn Jahren ausgeübt haben. Welch absolute Gerichtsbarkeit in der Hand eines Staatschefs!

Aber das Hin und Her geht noch weiter. Flandin, der ganz kurze Zeit das Außenministerium verwaltete, ist in diesen Tagen wieder einmal von der politischen Bühne abgetreten. Pierre Laval jedoch, der eigentliche Erfinder und Ausführer der neuen Staatsplanung, der im Dezember fallengelassen wurde, erhielt ein neues Angebot, wieder als Staatsminister in das Kabinett einzutreten. Laval hat dieses Angebot abgelehnt. Nun wurde der Marineminister, Admiral Darlan, in das Außenministerium berufen. Er bleibt zugleich aber Marineminister. Doch damit noch nicht genug. Das Gesetz, wonach der Ministerrat die Nachfolgeschaft Pétains als Staatschef bestimmen sollte, fiel wieder, und durch ein neues Gesetz wurde nun Darlan auch als Vertreter und Nachfolger Pétains bezeichnet. Damit wäre die jetzige Stellung Darlans der einstigen von Laval zu vergleichen. Früher konnte allerdings nur der Marschall Pétain persönlich den Kabinettsrat leiten. Jetzt ist nun dazu noch die Möglichkeit getreten, daß er auch hier von dem Vizepräsidenten Darlan vertreten werden kann. Dessen Machtbefugnisse gehen also sehr weit. Überall wird unterstrichen, daß Darlan als Vertreter „der einzigen unbesiegten Waffe Frankreichs", nämlich der Marine, besonders geeignet sei, da ihm dieser Tatbestand eine zusätzliche Autorität verleihe. Gleichwohl wird die

gesamtpolitische Lösung nicht allgemein gutgeheißen. Die Pariser Zeitung „Les Nouveaux Temps" meint sogar, daß die neue Lösung „für die Entwicklung der Politik von Montoire (dem Ort der Zusammenkunft Hitlers mit Pétain) überhaupt keine Garantie ist". Das Blatt sieht einen Gegensatz zwischen der Waffenstillstandspolitik, die eine abwartende Neutralität sei, die den unmöglichen englischen Sieg erwarte und erhoffe, und der Politik von Montoire, die eine militärische Neutralität wäre unter Einschluß einer politischen und wirtschaftlichen Zusammenarbeit mit Deutschland. „Die Waffenstillstandspolitik schließt eine geheime Sympathie für London in sich. Die Politik von Montoire hingegen enthält eine offene Sympathie für Deutschland."

Will man jedoch die einzelnen Umgruppierungen in der Vichy-Regierung seit ihrem Bestehen zählen, so müßte man nach alten Begriffen heute schon von dem achten Kabinett Pétain sprechen, was sogar für parlamentarische Sitten ein kleiner Rekord wäre. Allerdings darf man nicht vergessen, daß diese Umgruppierungen keinem wirklichen Kabinettswechsel im alten Sinne gleichkommen. Ebensowenig ist dies hingegen ein Zeichen der Stabilität, zumal wenn diese Umbildungen mit der mehrfachen Änderung des Staatsgrundgesetzes, das das Rückgrat der neuen Zeit sein sollte, zusammenfallen. Dabei wird auch noch weiter davon gesprochen, daß die Ratifikation einer neuen Verfassung durch die gesamte Nation bevorstünde. Auch das Parlament, also sowohl Senat wie Kammer, wurden noch nicht aufgehoben, wenn sie auch nicht tagen.

Um jedoch einen, sei es auch nur vorübergehenden Ersatz für dieses Kontrollinstrument zu haben, wurde durch das Gesetz vom 24. Januar ein Nationalrat geschaffen, dessen 188 Mitglieder von Pétain ernannt worden sind. 42 Abgeordnete und 28 Senatoren zogen neben Vertretern der Industrie, Landwirtschaft, der Wirtschaft, Kaufleuten, alten Frontkämpfern, Militärs, Geistlichen, Künstlern und Schriftstellern in den Nationalrat ein. Der Staatschef bestimmt die Amtstätigkeit des Nationalrats, ebenso wie das Datum, den Ort, die Dauer und den Zweck seiner Sitzungen, die nicht öffentlich sind. Der Rat hat sich nur über Fragen zu äußern, die der Staatschef seiner Prüfung unterbreitet. Die Äußerungen selbst aber binden den Marschall in keiner Weise. Das zeigt also, daß dem neugegründeten Nationalrat, der nach bisherigen Meldungen Ende Februar in Lyon zum ersten Male zusammentreten soll, die wesentlichen Eigenschaften des alten Parlaments doch genommen worden sind.

Zu diesem völlig unklaren Bild der innenpolitischen Gestaltung gesellt sich dann die noch größere Unklarheit der finanziellen Lage. Auf dem Gebiet der Finanzen, der Wirtschaft und Ernährung zeichnen sich freilich die Folgen der Niederlage am deutlichsten ab. Abgesehen von Preissteigerungen, dem Schleichhandel, der allgemeinen Unsicherheit werden nach und nach neue Steuern und geringere Einnahmen, also eine zwangsläufige Herabsetzung des Lebensstandards notwendig sein. Der Budgetausschuß der Regierung erklärte sich nicht in der Lage, ein Gesamtbudget für 1941 aufzustellen, und hat sich mit einem Haushaltsplan für drei Monate begnügt, dessen Ausgaben mit 42,5 Milliarden angegeben werden, eine Summe, die natürlich die zu leistenden Abschlagszahlungen auf die Besatzungskosten nicht enthält. Es ist noch zu früh, sich auch nur ein annäherndes Bild darüber zu machen, wie Frankreich ernsthaft versuchen will und kann, die wirtschaftlichen Folgen der Niederlage zu überwinden.

Auch für diese Aufgabe scheinen sich die richtigen Männer noch nicht zur Verfügung gestellt zu haben. Worauf warten sie? Ein Zeitgenosse hatte einst Napo-

leon vergeblich zur Mäßigung ermahnt. Als alles zusammengebrochen war, warnte er Frankreich vor der Möglichkeit seiner Rückkehr, wobei er darauf hinwies, daß Napoleon in ein oder zwei Jahren „von der inzwischen herangewachsenen Generation profitieren, die Festungen stürmen und sich erneut auf Deutschland stürzen werde. Heute schon redet er von nichts anderem, als Wien, Berlin und München anzuzünden". Dieser Napoleon kam nicht mehr wieder, aber trotzdem wurde die Atmosphäre gegen Deutschland nicht besser. Daran muß man denken, wenn man ausgerechnet in einem Artikel des Oberst de la Rocque jetzt liest: „Neben der allgemeinen Abnützung kann Frankreich morgen eine Rolle erster Ordnung spielen. Eine Rolle der Versöhnung, der Zusammenarbeit und des Gleichgewichts. Das hängt von uns ab. Zunächst gilt es, Frankreich wiederherzustellen, ihm seine moralische und materielle Kraft zurückzugeben und die unerläßliche Einheit herzustellen." Warum aber, so muß man fragen, will er diese Rolle „morgen" erst spielen, warum muß sie „erster Ordnung" sein, und wer garantiert, daß sie diesmal der Versöhnung, der Zusammenarbeit und dem Gleichgewicht dienen wird? Einen völligen Mangel an Realitätssinn stellt man aber fest, wenn ein Lyoner Blatt von der auch heute noch „ungeminderten Weltmachtstellung" Frankreichs spricht. Dabei wird dann mehr oder weniger offen auf die afrikanische Kriegslage angespielt, wodurch, so glaubt man, der französische Kolonialbesitz, der zum allergrößten Teil noch auf Vichy hört, eine außenpolitische Bedeutung erhalte, die sogar das zu drei Fünftel besetzte Mutterland weit übertreffe. Es fehlt offenbar in Frankreich noch immer das ganze Bewußtsein der Niederlage, der dadurch veränderten Welt und der Mut, feste, klare Konsequenzen zu ziehen. So betrachtet, könnte man den aus neutralem Munde gekommenen Ausspruch verstehen: „Vae Vichy!"

Man sieht also, daß nicht erst seit heute die Tragik Frankreichs von Menschen und Männern bestimmt wird, die sich nicht rechtzeitig zusammenfinden können oder wollen, die den Aufgaben nicht gewachsen sind oder die immer wieder Lieblingswünsche oder persönliche Interessen dem Staatswohl vorgehen lassen. Oft aber scheiterte manches auch nur an den allzu gewissenhaft arbeitenden Beamten der Innen- und Außenpolitik, deren ausgezeichneter Fleiß mit dem Geist nicht Schritt hielt. Überhaupt: es sind immer die Menschen selbst . . .

Als der französische Moralist Vauvenargues in die Sammlung seiner Maximen die Behauptung aufnahm, der könne kein großer Mensch sein, der die Menschen verachte, da hat der menschen- und welterfahrenere Voltaire ihm diese Behauptung, wenigstens als Maxime, nachsichtig gestrichen.

LUDWIG BERGSTRAESSER

Unter dem jakobinischen Schrecken

Friedrich Christian Laukhard gehört zu den bekanntesten, wenn auch nicht zu den anerkanntesten Gestalten der deutschen Literatur. Fast jeder Student hat ihn gelesen, da er das Universitätsleben des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts so anschaulich beschreibt wie kein anderer; wer eine gute Ausgabe von Goethes „Kampagne in Frankreich" vornimmt, weiß, daß Laukhards Lebenserinnerungen

von Goethe als Quelle benutzt wurden, da Laukhard den Feldzug als einfacher preußischer Soldat mitmachte. Es möchte verwunderlich erscheinen, daß ein Musketier ein so wertvolles Werk schrieb, mehr noch, daß in der damaligen Zeit der geworbenen Heere ein studierter Mann als Gemeiner diente. Gewiß ist es auffallend und seltsam, wie das ganze Leben dieses Mannes, der es in der wissenschaftlichen Laufbahn bis zum Magister, d. h. Privatdozenten, brachte und sich dann plötzlich anwerben ließ, da er sich liederlichen Lebenswandels und vieler Schulden wegen nicht halten konnte.

Der ungewöhnliche Kopf findet sich schnell in die ungewohnte Lage. Von Jugend an war er ein guter Beobachter. Nun kommt er mit ganz anderen Menschen zusammen; das reizt seine Beobachtungsgabe um so mehr. Vorurteile des Standes hat er nie gekannt; nun er deklassiert ist, fallen äußere Rücksichten auch für den Schriftsteller weg. So gibt er sich in seiner Selbstbiographie völlig frei.

Gewiß, auch sie ist nicht denkbar ohne Rousseaus Vorbild; aber auch ihm gegenüber ist er selbständig; er sieht nicht nur sich selbst; mit hellen Augen sieht er seine Umgebung, mit lebendigen Strichen schildert er seine Umwelt. So wird diese Selbstbiographie zu einer Zustandsschilderung von außerordentlicher Anschaulichkeit. Sie ist um so wertvoller, als sie Schichten behandelt, aus denen gemeinhin, für die damalige Zeit wenigstens, Schriftsteller nicht hervorgehen, über die wir also Berichte nur aus anderen Lebenskreisen haben, die zwar das äußerliche Drum und Dran manchmal genau wiedergeben, denen es aber doch nicht so gelingt, in das Gefühlsleben und die Anschauungsweise dieser Menschen einzudringen. Es kommt nun noch hinzu, daß es nicht eine gewöhnliche, friedlich-normale Zeit ist, die er beschreibt, sondern eine ganz außerordentliche, die zu den interessantesten, bewegtesten und umwälzendsten der neueren Geschichte gehört. Die besonderen Umstände steigern das Interesse an seinem Werk. Es gibt eben keinen anderen, der die Kampagne nach Frankreich als einfacher Soldat mitmachte und sie beschrieb; es gibt keinen anderen Deutschen, der im Frankreich des Robespierreschen Schreckensregimentes ein Jahr hindurch gelebt hat als einer unter der großen Masse der Bevölkerung, mithandelnd wie sie, mitleidend wie sie. Keinen infolgedessen, der so wie er beschreiben könnte, wie die große Masse der Menschen unter diesem System ihr tägliches Leben weiterführte, um nicht zu sagen weiterschleppte; er gehörte zu ihr, aber er war auch wieder von ihr distanziert, denn er war Ausländer, sah also manches schärfer und klarer; und er hatte durch die vielen Wandlungen seines Schicksals mehr unmittelbare Lebenserfahrung als die meisten Menschen seiner Umgebung.

Schon der Weg, auf dem der preußische Musketier dazu kam, ein Sansculotte zu werden, ist abenteuerlich genug. Nach der Einnahme der von den Franzosen 1792 durch einen Handstreich besetzten Festung Mainz zogen die Truppen der Koalition südwärts, gegen das Elsaß. Preußische Truppen umzingelten und belagerten Landau, ohne doch ausreichende Kräfte zu konzentrieren, die den wichtigen Platz hätten nehmen können. Da kam man auf den Gedanken, durch Laukhard dem französischen Kriegskommissar Denzel, der einst sein Studienfreund auf der Universität gewesen war, und von dem man wußte, daß er mit dem Festungskommandanten allerlei böse Auseinandersetzungen hatte, ein für seine Person sehr vorteilhaftes Angebot zu machen, falls er die Stadt überliefere. Laukhard ging als angeblicher Deserteur nach Landau hinein; in der ersten Unterredung mit Denzel sah er, daß nichts zu machen war; Denzel war in Rücksicht auf Laukhard nachsichtig, in Rücksicht auf sich selbst klug genug, die Vorschläge bei sich zu behalten,

und Laukhard spielte die Rolle des Deserteurs weiter, was ihm nicht schwer fiel, da er, wie damals ja die meisten Gebildeten in Deutschland, den Ideen der Französischen Revolution selbst anhing. Ende 1793 wurde Landau von französischen Truppen befreit, und nun wurden alle Kriegsgefangenen und alle Deserteure nach dem Inneren Frankreichs deportiert; der Abmarsch begann am 28. Dezember. Am 15. Februar des Jahres 1795 ungefähr überschritt Laukhard bei Hüningen wieder die französische Grenze; über ein Jahr also war er in Frankreich.

Aber welch ein Jahr! Der Sieg der Radikalen, der Jakobiner, schien vollendet; sie hatten den Aufstand der Provinzen niedergeworfen. Im Oktober war Lyon genommen worden, im Dezember Toulon, das sich den Engländern angeschlossen hatte; der Föderalismus war durch schärfste Zentralisation überwunden. Im selben Oktober war die Königin hingerichtet worden, nach ihr die Führer der Rechten, der Girondisten. Der Wohlfahrtsausschuß, d. h. die Jakobiner, hatte alle Macht an sich gerissen. Er regierte Frankreich. Im März 1794 gelang es Robespierre, die gegnerische Gruppe der Hebertisten abzuwürgen, im April konnte er seinen größten Gegenspieler, Danton, aufs Schafott schicken. Und doch war es nur ein Scheinsieg, denn schon einige Monate später, am 28. Juli, dem 10. Thermidor des republikanischen Kalenders, folgte er ihm nach, beseitigt durch das Volk, das unter seinem Regiment unendlich gelitten hatte. Am 11. November wurde der Jakobinerklub geschlossen; die Ruhe, nach der sich alle sehnten, schien einzukehren; man atmete auf.

Glück und Ende der Robespierreschen Diktatur also hat Laukhard in Frankreich miterlebt; er hat sie beflissen studiert und getreu festgehalten.

Schon in Straßburg gewann er die ersten Eindrücke. „Mein erster Gang war ins Münster. Wie fand ich da alles verändert! Es war ausgeleert: alle Heiligenbilder, alle Wappen, alle Altäre waren weg!" Das Münster war zu einem Tempel der Vernunft gemacht worden, dem Ort also, wo die jakobinische Partei ihre Feierstunden abhielt. Laukhard äußerte sein Mißfallen über die Zerstörung so vieler Kunstwerke; ein Mann, der neben ihm stand, verteidigte die Maßnahme, da diese Kunstwerke den Despotismus und den Aberglauben gepredigt hätten. — So erlebte Laukhard gleich am ersten Tag eine der wesentlichsten Seiten des Jakobinismus, seinen völligen und bewußten Bruch mit der Vergangenheit. Alles, was vorher war, ist schlecht, widerspricht den modernen Grundsätzen, muß also ausgetilgt werden. Es ist nur eine Konsequenz dieser Auffassung, daß die Priester, die sich für die neue Zeit und die neue Regierung erklärt und den Eid auf die Verfassung leisteten, schließlich genau so verdächtig wurden wie die renitenten. Laukhard gibt dafür Beispiele. Er hatte aber auch bald Gelegenheit, festzustellen, daß all diese Maßnahmen, diese Verfolgungen, so sehr sie äußerlich Erfolg zu haben schienen, doch auf einen unüberwindbaren latenten Widerstand stießen. Als er einige Monate später, inzwischen selbst Soldat der armée révolutionnaire geworden, mit einigen Kameraden von Lyon nach Avignon marschierte, warnten ihn diese, ja nicht in einer Kirche zu übernachten, denn das könne die Bauern aufreizen und könne ihnen, da sie nur wenige seien, gefährlich werden. Und solcher Beispiele des äußeren Sichfügens und des inneren Widerstandes gibt er mehr.

Die Haltung der Jakobiner gegenüber den Priestern, die den Nationaleid geschworen hatten, führt ihn dazu, noch eine andere, eine sehr wesentliche Seite dieses Systems zu erkennen. Er erzählt, die Jakobiner hätten in ganz Frankreich ausgesprengt, der Papst habe den Priestern insgeheim erlaubt, den Eid zu leisten, aber hinzugesetzt, daß der Eid sie nicht binde, sie vielmehr verpflichte, gerade gegen

das Interesse der Republik zum Besten der Monarchie und der Kirche unter der Hand zu wirken. Er könne nicht sagen, ob dies eine Erdichtung der Jakobiner gewesen sei oder nicht: „War es eine Erdichtung, so haben die Jakobiner nach ihrem Prinzip konsequent gehandelt; denn dieses bestand darin, daß man alles tun dürfe, wenn es nur zur Gründung und Befestigung der Freiheit abzwecke; man müsse übrigens nicht so sehr auf die Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit der Sache selbst sehen."

Ein derartiges Prinzip ist natürlich das Teilstück einer Gesamtanschauung und nur als solches richtig zu verstehen und einzuordnen. Man kann zu ihm nur kommen, wenn man den Staat als den eigentlichen und einzigen Zweck des menschlichen Lebens überhaupt ansieht, neben dem alle anderen Interessen und Wünsche der Menschen gleichgültig sind und zurücktreten müssen. Es ist die Auffassung, daß der einzelne Mensch des Staates wegen da sei, nicht der Staat des Menschen wegen; es ist die Vergottung des Staates, wie sie später Hegel in ein philosophisches System gebracht hat. Nur wer im Staate die Inkarnation der Weltordnung schlechtweg sieht, kann dazu kommen, von den Maßstäben eines objektiven Rechtes abzugehen und die Handlungen der Staatsbürger allein daran zu messen, ob sie dem Staate nützlich sind oder nicht. Eine nur auf das Praktische bezogene Rechtsordnung hat die selbstverständliche Voraussetzung, daß nur eine Stelle vorhanden sein kann, die bestimmt, was der Staatszweck ist, nach dem die Rechtsanschauungen ausgerichtet werden müssen; sie hat praktisch die weitere Voraussetzung, daß diese eine Stelle von Dauer sei, denn sonst würde ja die Auffassung vom Recht ständig wechseln und damit so erschüttert werden, daß sie sich von selbst auflöste. Beides hat der Jakobinismus erkannt und danach gehandelt. Für Robespierre sind alle die, die nicht seiner Meinung sind, nicht nur Staatsfeinde, sondern moralisch minderwertig. Für ihn besteht, konsequent, eine Hauptaufgabe der Staatsleitung darin, die ungehinderte und ungeteilte Staatsleitung auf ewig zu stabilisieren.

Selbstverständlich gibt es infolgedessen unter diesem System kein privates, sondern nur ein auf den Staat bezogenes Leben des Einzelnen. Ein Staatsbürger, dessen Gesinnung mit der um des Staatszweckes willen von der Staatsleitung für notwendig erachteten nicht übereinstimmt, ist ein Staatsfeind. Alle Bürger des Staates haben deshalb die Pflicht, solche Gesinnung nicht nur zu bekämpfen, sondern sie aufzuspüren, an den Tag zu zerren, damit ihre Träger ausgetilgt werden können. So entsteht, was Laukhard immer wieder anschaulich als die Grundlage des jakobinischen Systems schildert, die surveillance, die Überwachung aller Staatsbürger durch die Träger des Staatswillens. Die Beispiele, die er gibt, machen das anschaulich.

Die Mitglieder des Jakobinerklubs, die Träger des jakobinischen Staatswillens, die natürlich auf Grund des Staatszweckes privilegiert sind, d. h. eine tatsächliche Sonderstellung haben, unbeschadet einer theoretisch festgehaltenen Rechtsordnung der Gleichheit vor dem Gesetz, überwachen die anderen: „Dahin gehört, daß die Sansculotten — diesen Namen führten 1793 und 1794 alle die, welche für echte Patrioten gehalten sein wollten — in die Häuser liefen und da Bilder, Rosenkränze und Gebetbücher wegnahmen, zerschmissen und zerrissen und jeden insultierten, welcher sich widersetzte. Jeder Hauswirt war gehalten, den Sansculotten alle Zimmer aufzumachen, damit sie nachsehen konnten, ob kein konterrevolutionärer Quark sich fände; und wenn einer nicht aufmachen wollte, so schlugen sie die Türen mit Gewalt auf." (Leben IV, 1, S. 283.) „Unter den Jakobinern gab es einige, die des Abends unter den Fenstern herumschlichen und

horchten, ob irgend jemand laut bete; dann gaben sie die Leute an, daß sie heimlich Gottesdienst hielten und durch Gebet den König und die alte Verfassung herstellen wollten."

Die Verfolgung und das Spitzelwesen richteten sich nicht nur gegen die Gläubigen: „Ein einziges Wort, ein: ich wünschte, es wäre Friede! oder: wenn doch das Elend nicht gekommen wäre! waren schon Verbrechen." „Die Jakobiner gaben auf alle Schritte und Tritte der Bürger acht und sahen nach ihren öfteren Erfahrungen die Gesellschaften in Privathäusern als verdächtig an. Man scheute sich daher, jemand in seinem Hause zu besuchen, wie auch niemand einen Besuch gern annahm, weil er nicht wissen konnte, ob der Fremde verdächtig war oder nicht. Um also allen Verdacht von sich abzuwenden, kam man nur in den Wirtshäusern zusammen und ließ seine Stimme so laut, als es nur möglich war, zum Lobe des Konvents, der neuen Gesetze und besonders der Jakobiner erschallen. Es gab hier wirklich viele Heuchler oder Leute, welche im Grunde nicht jakobinisch dachten und doch das Verfahren der Tribunale aufs schärfste verteidigten. Einige waren Royalisten, andere liebten zwar die Konstitution, aber die Mittel, sie aufrecht zu erhalten, gefielen ihnen nicht. Sie sahen ein, daß, wenn sie ihre wahre Meinung offenbaren würden, sie verloren wären; also sprachen oder schrien sie ganz gegen ihre Gesinnung." (Leben IV, 2, S. 98.) Verständlich. Denn es war ja so, daß nicht nur gegnerische Gesinnung gefährdete. Da die einen, die Jakobiner, alle Macht hatten, die anderen völlig abhängig waren und sich nicht wehren konnten — denn gegen die Aussage zweier Jakobiner gab es vor Gericht keinen Gegenbeweis — so „durfte man nur einem von der Volkssocietät (d. h. dem Jakobinerklub) mißfallen oder sonst dessen Feindschaft auf sich laden, so lief man schon Gefahr, seine Freiheit auf lange Zeit zu verlieren". (Leben IV, 2, S. 46). Denn die Jakobiner hielten auch unter sich zusammen und übten unter sich einen ähnlichen Terror aus, wie gegen die anderen. Laukhard hat Jahre später, in einem Stück der Sammlung „Neue Karikaturen und Anekdoten", Berlin 1802, (anonym) solche Verhältnisse lebendig geschildert:

In einem Wirtshaus in Lyon bezahlt ein Gast seine Zeche mit Assignaten; ein Sansculotte sieht, daß er noch Hartgeld hat, verlangt, daß er es ihm gegen Scheine abgebe; er weigert sich, der Sansculotte zieht ihn vor Gericht; ein Sansculotte von einem anderen Bataillon hat zugesehen, sagt freiwillig für den Zivilisten aus; sofort treten einige Kameraden des ersten auf und beschuldigen ihn der Lüge und des Aristokratismus; nur durch das Eintreten seines Obersten wird er gerettet, aber eine Bestrafung der anderen kann der Oberst nicht durchsetzen, er kann auch nicht verhindern, daß sein anständiger Soldat so gehänselt wird, daß er schließlich zur Feldarmee in Italien geht. Das ist ebenso typisch wie die andere Geschichte, daß eine Frau in Dijon durch falsche Angaben eine Reihe Leute aufs Schafott brachte, oder die von einem deutschen Schneider in Dijon; der bekommt zwar einen Paß nach Neufchatel, wo er geschäftlich zu tun hat, aber am Tage, da er reisen will, wird es ihm von der surveillance verboten, da er verdächtig sei. Laukhard verfehlt nicht, darauf aufmerksam zu machen, daß dies System der Willkür nur möglich war, weil alle Beamten der surveillance Jakobiner und überdies alle wichtigen Beamtenstellen überhaupt durchweg mit Mitgliedern des Jakobinerklubs besetzt waren.

Das hatte, solange die Jakobiner an der Macht waren, den Vorteil, daß immer eine Amtsstelle der anderen die Verantwortung vor dem Publikum zuschieben konnte und infolgedessen jeder in allem von der reinen Willkür abhängig war.

So zieht denn Laukhard eine richtige Bilanz, wenn er sagt: „Die Jakobiner waren wirklich zu zahlreich und der bürgerlichen Freiheit gefährlich geworden; denn obgleich anfangs nach dem eigenen System dieser Klubs jeder Bürger volle Freiheit haben sollte, sich in den Klub zu begeben oder nicht, so wurde doch bald hernach jeder, der sich mit den Jakobinern nicht vereinigte, für einen schlechten und verdächtigen Bürger gehalten. Dieses hatte sehr viel und böse Folgen."

Die eine haben wir schon berührt; es entstanden zwei Klassen von Bürgern, von denen die eine, die nicht-jakobinische, zugleich die Mehrheit, nur Objekt der Tätigkeit und der Willkür der anderen war.

Eine weitere Folge war die, daß sich sehr viele den Jakobinern anschlossen, die ihnen innerlich nicht zugehörten. Laukhard gibt ein hübsches Beispiel. Er kam in Dijon, wo er sich längere Zeit aufhielt, mit dem Stadtkommandanten Belin in nähere Verbindung, der die Aufsicht über die Deserteure hatte und sich seiner als Dolmetscher bediente. Belin, von Beruf Eisenhändler, war zugleich der Vorsitzende des dortigen Jakobinerklubs, der 4500 Mitglieder hatte. „Nun schickte der Klub zu Dijon im Sommer 1794 eine Petition an den Konvent, daß nur Bücher, die nach ihren Grundsätzen geschrieben, die Erlaubnis erhalten sollten, öffentlich zu erscheinen, solche, welche ein anderes System, z. B. das moderantistische, predigten, verboten würden. Der Konvent antwortete, daß er nicht gesonnen sei, die Denk- und Preßfreiheit durch Gesetze zu vernichten und der menschlichen Vernunft ihren Weg durch Dekrete vorzuzeigen. Aus dieser Antwort, die auf den Straßen im Bulletin zu lesen war, folgerten die Einsichtigen, daß die Jakobiner offenbar doch nicht mehr, wie sie sich dessen zu rühmen pflegten, im Konvent alles durchzusetzen vermöchten. Und sie schlossen daraus, daß ihr Einfluß bald ganz aufhören werde. Dieser Umstand veranlaßte viele Bürger, selbst den Kommandanten Belin, aus dem Klub auszutreten." Nach der Aufhebung der Jakobinerklubs gestand er Laukhard „offenherzig, daß er und die meisten Mitglieder über die Zerstörung der heillosen Verbindung (de cette cohue infernale) froh gewesen seien und daß er nur mit Widerwillen hingegangen sei".

Es war das allgemeine Gefühl. „Ganz Frankreich war entzückt über den Sturz des Systems des Jakobinismus, und die gewesenen Mitglieder wurden nachher die besten Stützen des Konvents und mußten es schon sein, um sich nicht verdächtig zu machen."

Wir haben vielerlei Einzelheiten in Laukhards Schilderung übergehen müssen, so ziemlich alles, was er von dem erpresserischen Treiben der Sansculottensoldaten der armée révolutionnaire erzählt: wie sie von Dorf zu Dorf, von Wirtshaus zu Wirtshaus ziehen, sich überall reichlich zu trinken und zu essen geben lassen, ohne zu zahlen, da ja niemand wagt, ihnen etwas zu verweigern. Auch andere Verrohung der Sitten, wofür allein schon die öffentlichen Guillotinierungen ein Beweis sind. Laukhard sagt, daß es ihn zuerst entsetzlich geekelt habe, dabei sein zu müssen, als er selbst zur armée révolutionnaire gehörte, daß er sich schließlich daran gewöhnt habe. Aber nach einer Zeit, in der „die Leute vom Kopfabschlagen gesprochen hatten, wie wenn sie von Nüsseklopfen redeten", war im Sommer 1794 „ein wahrer Jubel in Dijon, wie in ganz Frankreich, als die Volksrepräsentanten die scheußliche Mordmaschine, die Guillotine, aus den Augen des Publikums wegschaffen ließen".

An seiner Willkür, an seiner Übertreibung ist dieses System des Terrors zugrunde gegangen. Laukhard faßt es in einfache Worte: „Man sagt gar recht im

Sprichwort: zu spitz sticht nicht, und zu scharf schneidet nicht. Die Wahrheit dieses Wortes hat sich auch am neufränkischen Schreckenssystem offenbart."

Das war der Höhepunkt und der Umschlag einer Bewegung, deren hundertfünfzigjähriges Gedenken man in Frankreich festlich zu begehen sich anschickte, als der Krieg kam und die anberaumten Feiern zunichte machte.

FELICITAS VON REZNICEK

Entwicklung der Frau – fernöstlich und amerikanisch

Wenn eine Frau in fremde Länder, gar in fremde Erdteile reist, dann gilt ihr Hauptinteresse der Stellung der Mitschwester, ihrer augenblicklichen Lage und den Entwicklungsmöglichkeiten, die sich ihr bieten. Wir haben in Europa, ganz besonders in Deutschland, in den letzten fünfzig Jahren Veränderungen durchlebt, die von größter Bedeutung sind, und die Frau von heute ist in der Lage, aus der Erfahrung heraus genau zu wissen, wo sie steht. Sei es die eigene Erfahrung oder die Erfahrung der vorangegangenen Generationen – sie ist vorhanden.

Und wo stehen wir?

Wir wissen, was an der früheren bürgerlichen Moral verkehrt, wir wissen, was an ihr richtig war. Wir wissen, daß die Frau nicht ahnungslos dem wirklichen Leben gegenüberstehen soll, und wir wissen, daß ein völlig unbehütetes Dasein auch seine Schattenseiten hat.

So haben wir unsere Wahl getroffen und den goldenen Mittelweg gefunden. Keine Frau hat es heutzutage nötig, lebensfremd zu sein, aber trotzdem ist das Stadium des Blaustrumpfs überwunden. Wir brauchen um die Freiheit nicht mehr zu kämpfen, denn wir haben sie in allzu großem Maß besessen. Wir erhalten uns nur so viel davon, wie wir für richtig befinden. Wir füllen mit einem Wort den Platz aus, auf den wir gestellt werden, und sind uns darüber klar, daß für den einen Vorteil der andere aufgegeben werden muß.

Wie sieht es nun damit in Amerika aus? Was spielt sich in Japan ab? Wahrhaftig, es sind Gegensätze. In USA. darf die Lady nicht aus dem Wagen aussteigen, ehe ihr Mann oder jener, der es werden will, behende um das Fahrzeug herumgesprungen ist und ihr die Tür dienstbeflissen öffnete. Amerika ist das Land, in dem vor noch gar nicht langer Zeit, vor hundert Jahren, die Männer sich in Massen ansammelten, wenn eine Frau über die Straße ging. Besonders an der Westküste herrschte Frauenmangel, denn wer wagte sich schon in diese unruhigen Gegenden? Man scheute die Strapazen und Gefahren der Reise, die ein großes Abenteuer war, ehe die Eisenbahnnetze der Union Pacific und Western Pacific am 10. Mai 1869 vereinigt wurden.

Dieser Seltenheitswert der Frau ist drüben noch nicht in Vergessenheit geraten und hat ihr die Sonderstellung verschafft, in der sich auch die Neukommende zunächst sonnt, die ihr aber bald fast auf die Nerven geht, wie den eingesessenen Mitschwestern schon lange.

Obwohl alles seine Vorteile hat. Im Welthafen San Franzisko, Sündenbabel von einst und vermutlich auch noch von jetzt, kann die Frau zu jeder Tages- und Nachtzeit durch die verrufensten Gegenden gehen. Sie wird vielleicht beraubt, belästigt aber nie, auch nicht auf der Market Street, im Vergnügungsviertel, dort, wo die Matrosen ihren Landurlaub genießen. Es würde ihnen aber nicht einfallen, eine „Lady" anzusprechen. Sämtliche Straßenbenutzer wären gegen den Verbrecher, und eine empfindliche Strafe droht.

Eine Frau in Amerika, die nicht mit aller Gewalt sündigen will, wird bestimmt nicht dazu gezwungen. Vielleicht ist das der Grund, daß manche Frauen dort so sehr über die Stränge schlagen.

Das tägliche Leben hat natürlich auch einen großen Einfluß auf die Entwicklung der amerikanischen Frau gehabt, die sich zur Zeit einsam hoch oben auf einem Piedestal befindet, von dem sie nicht recht herunterzukommen weiß. Und herunter möchte sie, denn da oben ist es doch recht langweilig, und es wäre sehr schwer, den Mann da hinaufzubekommen. Er hat nicht die Zeit gehabt, so viel für seine intellektuelle Entwicklung zu tun wie die Frau, die mangels Haushaltssorgen unendlich viel Freizeit hat. Besitzt sie nicht den Ehrgeiz, einen Haushalt im europäischen Stil zu führen, dann ergibt sich alles von selbst. Fast immer bewohnt sie keine große Wohnung, sondern ein größeres oder kleines Apartment, das sich bequem reinigen läßt. Da die Personalfrage sehr schwierig ist, hat sie höchstens stundenweise ein Mädchen, im Westen vermutlich einen Chinesenboy. Das Einholen macht ihr nicht Schwierigkeiten, alles wird geschickt. Konserven sind meist zum Anrichten fertig.

Der Ehemann geht morgens ins Geschäft und frühstückt oft unterwegs, um der Frau Arbeit zu ersparen. Würde er auf einem gemeinsamen Frühstück bestehen, dann wäre vielleicht schon vieles geändert und gebessert.

Bis fünf Uhr nachmittags ist nun die Lady allein, denn der Mann kommt zum Essen nicht nach Haus, sondern wird in einem der vielen Lokale in der Stadt seine Geschäftsfreunde treffen.

Und „Sie", wenn sie nicht dauernd Einkäufe machen will, trifft Freundinnen oder geht in einen Klub, in dem sie Vorträge hört, sich an Aussprachen beteiligt und so über allerlei Probleme auf dem laufenden ist, sei es Kunst, Wissenschaft oder Politik. Das Mittagessen nimmt sie häufig in der Stadt ein, dann geht sie zum Bridge oder in eine Kinovorstellung, denn die Filmtheater spielen drüben von elf Uhr vormittags an durch bis Mitternacht.

Erst wenn der Hausherr heimkommt, beginnt der Teil des Lebens der amerikanischen Frau, der sich in ihren eigenen vier Wänden abspielt. Manchmal hat er Gäste mitgebracht, oder man geht doch wieder in ein Lokal, ein Restaurant mit floorshow (einer kurzen Kabarettvorführung von einer halben Stunde), kann sein, daß man nachher tanzt oder ein Kino besucht.

Das ist die Norm. Der Mann, ermüdet vom intensiven Arbeitsbetrieb der Staaten, sucht Zerstreuung, und auch jetzt noch findet man häufig eine sonderbare Verflachung der Unterhaltung, sowie die Männer sich daran beteiligen.

Aber die Lady hat das in den letzten Jahrzehnten etwas satt bekommen. Während meiner beiden Aufenthalte in den Vereinigten Staaten habe ich verschiedene Frauen getroffen, die es verstanden, sich ein gemütliches Heim zu schaffen. Sie stellen sich selbst in die Küche, um dem Mann ein Abendessen zu kochen, das individuell ist. Sehr häufig sind die Frauen, die das tun, außerordentlich elegant. Sie machen Hausmusik, sie suchen sich einen geistig regen Kreis und ziehen sich den

Mann zur Kameradschaft heran. Die Zeiten sind vorüber, da die Erwähnung in der Society Page alles bedeutete. Das schwache Geschlecht fängt an, diesen Zustand zu überwinden, findet Betätigungsfelder und Anregung.

Im Schnellzugstempo, wie ja alles in Amerika, hat sich dann die weitere Entwicklung abgespielt, und wenn auch die in den Frauenklubs üblichen Vortragsthemen uns Europäern oft ein Lächeln entlocken, weil wir die dort jetzt aufgekommenen Probleme längst ad acta legten, ist man drüben doch einen großen Schritt vorwärtsgekommen. Man darf ja nicht vergessen, daß in der Neuen Welt noch vor hundert Jahren die Menschen mit Planwagen durch die Wüste zogen.

Die Frau ist geistig regsam und anspruchsvoll geworden, aber noch hat sie den Mann nicht dort, wo sie ihn haben will, noch spielt er die bequeme Rolle des ewig aufblickenden Anbeters zu ihren Füßen. Sie aber wünscht ihn sich gleichwertig, und vermutlich würde sie, wie die meisten Frauen, gern das Gefühl haben, daß er ihr überlegen ist, denn es macht keinen Spaß, einen Mann um den Finger zu wickeln, der dazu verpflichtet ist. Die gescheite Amerikanerin erkennt das und erstrebt, soweit sie Verstand und menschliche Qualitäten hat, eine Abänderung. Sie will keinen kampflosen Sieg und will nicht allein Trägerin des geistigen Lebens sein. Vorträge halten, Vorträge hören — das ist schon bald ein überwundenes Stadium für sie. Der Gedankenaustausch mit dem Mann ist das, was sie nun ansteuert.

Und da die amerikanische Lady recht zielbewußt ist, darf man erwarten, daß die „Lady" zwar die Lady bleiben wird, aber ihre Stellung zum Mann wird sich ändern.

Und nun Japan! Ein Ozean, „der größte, den wir in Kalifornien haben", wie ihn ein Spottvogel nannte, der sich über die Superlative seiner Landsleute lustig machte, trennt Amerika und Japan, ein Weltmeer. Und eine andere Welt liegt an seinem jenseitigen Ufer.

Eines der ersten Worte, die man drüben lernt, ist: „Danna-san", und es ist der erste Begriff, den sich der europäische Gast männlichen Geschlechts dort zu eigen macht. Er handelt so, wie eben der europäische Mann glaubt, daß sich ein Danna-san benimmt, auf deutsch: er spielt den Haustyrann.

So einfach ist die Sache aber nicht. Der Mann dominiert in Japan, daran ist kein Zweifel. Keine Frau wird sich setzen, solange ein Mann steht, und ein männliches Kind wird sogar Erwachsene finden, die ihm in der Straßenbahn Platz machen, aber jene, die glauben, die Frau sei nichts, sei geknechtet und unterdrückt, irren sich. Sie ist im Haushalt maßgebend, die Schwiegermutter hat die Befehlsgewalt über die Frauen ihrer Söhne, soweit sie im Hause wohnen, was auf dem Land noch sehr häufig der Fall ist. In der Stadt stellen Industrialisierungen und das Leben der modernen Technik andere Anforderungen.

Eine der interessantesten Tatsachen in Japan ist die, daß Scheidungen in der Stadt seltener sind als auf dem Land, und Japankenner führen dies auf das Zusammenwohnen mehrerer Familien verschiedener Generationen auf dem Lande zurück. Das gibt oft Reibereien zwischen den Frauen, und wer sich mit seiner Schwiegermutter nicht verträgt, ist unmöglich. Es ist ein Scheidungsgrund und oft auch der Anlaß zum Auseinandergehen der Eheleute, die, unabhängig davon, vielleicht miteinander harmonieren.

Japan ist aber nicht umsonst inmitten eines Umbruchs, hat sich nicht ohne tiefgreifende Auswirkungen vom alten Nippon in das moderne Japan, in die ostasiatische Großmacht verwandelt. Der „Zwischenfall", wie im Fernen Osten der China-Krieg heißt, hat auch die Frau mobilisiert. Man braucht ihren Opfermut,

ihre Arbeitskraft, ihren moralischen Einfluß; man braucht sie als Erzieherin der Jugend.

Die japanische Frau hat sich augenblicklich in den Aufbau des neuen Japan eingereiht. Sie hat die Männer nicht nur schweigend ziehen lassen, sondern begleitet sie mit leuchtenden Augen, Fahnen und Wimpeln auf die Bahn. Sie hat sich in der Aikoku Fujin Kai organisiert und leistet fast soviel wie die Männer. Frauen bestellen die Reisfelder, junge Mädchen in Faltenröcken und Matrosenblusen greifen mit Hacke und Spaten dort ein, wo Not am Manne ist.

Es ist kaum anzunehmen, daß Frauen, die, so tätig und bereit zu jedem Opfer, am Aufbau eines größeren Vaterlandes mitarbeiteten, sich später auch nur in eine äußerlich untergeordnete Stellung drängen lassen werden.

Allein auf der Reise durch die Mandschurei trifft man die selbstbewußten jungen Frauen in Pumphosen, die zu einem Bräutigam, den sie noch gar nicht kennen, fahren. Mit ihm gemeinsam werden sie wertvolle Siedlerarbeit in der Großkolonie Japans leisten. Es ist nicht zu erwarten, daß sie bei dem aufreibenden und verantwortungsvollen Leben, das ihrer harrt, auf die Kameradschaft ihres Mannes verzichten werden.

Und der japanische Mann begehrt diese Kameradschaft schon in seiner überwiegenden Mehrheit. Gerade in den Kolonialgebieten sieht man viele reisende Ehepaare getreulich die Eindrücke miteinander aufnehmen, und es ist kein Zweifel darüber, daß die Japanerin Gefährtin des Mannes ist. Sie ist dazu imstande, denn die japanische Frau ist klug, interessiert und hat vor allen Dingen den Sinn für Schönheit und Gepflegtheit, der dem Mann manchmal abgeht.

Sie hat sich auch in den Kampf gegen den Luxus, im Rahmen der Neuen Struktur, eingereiht und verzichtet für den Augenblick sogar auf den schönen, farbenfreudigen Kimono. Gewiß nicht für immer. Wenn die Verhältnisse es später wieder einmal erlauben, wird der kostbare Kimono das Gesellschaftskleid der Japanerin sein, in dem sie sich bei festlichen Gelegenheiten zeigt, stolz auf die Vergangenheit ihres Landes.

Im Rahmen des Kampfes gegen den Luxus wird die Geisha mehr und mehr beiseite gedrängt. Viele ihrer besten Waffen werden ihr genommen. Ist sie nicht mehr in der Lage, durch schönere Kleidung die Ehefrau zu verdrängen, darf sie in den Modebädern nicht mehr auftreten, dann rückt die Gattin mehr und mehr an diese Stelle.

Zu allem übrigen kommt noch, daß viele Japaner durch den Weltverkehr ins Ausland kommen, Fremde Japan besuchen und so die Bewohner des asiatischen Inselreichs immer mehr von den Heiratssitten des Westens erfahren. Ich bin sicher, daß von Japanern eingegangene Liebesheiraten eine lange Lebensdauer haben werden.

Das hier ausgesprochene Urteil ist das Urteil einer Frau, die natürlich auf der Seite ihrer Mitschwestern steht. Vielleicht ist der Wunsch der Vater des Gedankens? Ich glaube, daß die Japanerin einen Teil dessen erreichen wird, was die Amerikanerin zu viel hat. Vielleicht wird sie sogar die Kameradschaft des Mannes eher besitzen als die Frau in USA., denn es ist wohl viel einfacher, von unten nach oben zu steigen, als aus einsamer Höhe herunterzukommen, ohne dabei Schaden zu nehmen.

HEINRICH EHL

Die heroische Schönheit Toskanas

„Das schöne Land mit dem Zypressensaum,
Wo jede Stadt in Goldergüssen badet."
Theodor Däubler.

Im Schneegestöber steht man auf dem Bahnhof in Bologna und erwartet ungeduldig den Schnellzug, der einen, aus Norditalien kommend, übers Gebirge nach Florenz bringen soll. Gestern war man zur Madonna di San Luca hinaufgestiegen, unter Bogengängen, die in den Himmel zu entführen schienen. Der Blick in den klüftereichen Apennin war großartig und bestürzend, aber das Wetter schien unter sturmgeballten Wolken wenig nach dem ewig blauen Himmel Italiens auszusehen. Schnee lag auf den Mälern vor San Domenico, und eiserstarrt standen Asinelli und Garisenda.

Immerhin, man setzt sich zur Linken in der Fahrtrichtung, wie es einem empfohlen wird. Bis zum Gipfel des Gebirges weiß man nicht recht, warum. Erst hatte man den Reno, den meist wasserarmen Fluß, als Begleiter, der jetzt, durch Regen und Schnee angeschwollen, derb und ausgelassen dahertobt. Dann schwindlige Abgründe, kahle, steinige Stürze links wie rechts. Oben auf dem Paß eiskalte Zugluft. Kammhöhe, Wasserscheide, Frösteln im Frühlingssturm.

Eben schiebt man den Käse und die Reste der Früchte des Mittagessens beiseite. Beim Anzünden der Zigarette wirft man zufällig einen nichtsahnenden Blick aus dem Fenster des Speisewagens — und nun weiß man mit einem Male, warum man sich auch hier wieder der Aussicht wegen links gesetzt hat. Denn plötzlich wandelt sich die wilde Szene ins Unverhoffte, gänzlich Unerwartete. Ein Wolkenschleier zerreißt, und da liegt unglaublich sonnenüberglänzte Ebene tief, ganz tief, weit, ganz weit und unendlich beglückend vor dem staunenden Blick. Man reibt sich die verwunderten Augen, die nicht glauben wollen, was sie sehen. Aber es ist Wirklichkeit: eine marmorne Stadt mit schwarz und weiß gemusterten Türmen, die in zahllosen, durchbrochenen, vielmehr wie ein steinerner Teppich durchwirkten Stockwerken aufsteigen, bietet sich unvermittelt und phantastisch unwirklich dar. Das ist der berühmte Apenninenblick von Corbezzi auf Pistoja. Das ist der Blick, den Hannibal von den Alpen herab auf die lombardische Ebene warf. Und es ist das Antlitz Italiens, wie es uns Eichendorff und Tieck in ihren Versen gemalt haben. Dort unten dehnen sich schwellend und grünend im Frühlingsblütenzauber die Toskanischen Lande. Hell schimmernde Städte sind in den farbenbunten Teppich der glänzenden Fläche hineingewoben. Braune, formenstrenge Bergzüge schließen den Garten Italiens linienklar, wie von Meisterhand gezeichnet, gegen den Horizont ab.

Es *ist* ein Garten. Überall ist das Land wie ein einziger großer Garten, eine baumeisterliche Phantasie des Schöpfers. Nicht nur bei den alten Mediceervillen von Castello und Petraja, von Carreggi und Poggio a Cajano, die noch in ihrem romantischen Verfall wie ein verzaubertes Eden, in Dichtung verwandelte Materie anmuten. Ihre murmelnden Bäche und schweigenden Kanäle, von Silberpappeln gesäumt, finden sich allenthalben wieder, und allenthalben atmen sie den Zauber gewachsener Form, der alles italienische Dasein berührt hat, die Musik, die Künste und auch die Natur. Über ihre stillen Teiche breiten sich hundertjährige Stein-

eichen mit dichtem Gezweig und Geäst. Sie sind so natürlich und zugleich so künstlich geraten wie die Stanzen des Ariost und schwelgen voll phantastischer Empfindungen wie sie. Mitten in die Stadt Florenz hinein wächst wuchernd und kunstgebändigt der toskanische Garten mit den dunkelnden Lorbeerhainen des Boboli-Parkes und den hell lächelnden Büschen der grünen Cascinen. Und dieser unvergleichliche Garten Toskanas liegt nun blütenschwer und farbensatt unter der Sonne des Südens, die jetzt nur wohlig wärmt und noch nicht mit ihrer glutenden Hitze die Bewohner in die hohen Bergstädte treibt, die im dürren Sommer Zuflucht, Notwendigkeit und Schönheit des mittleren Italiens sind. Diese Sonne ist wie die Sprache Toskanas: auch sie eine Schöpfung göttlich hohen Willens. Sie sentimentalisiert nicht, sie ist groß, klar und entschieden. Sie hebt alle Einzelheiten scharf hervor, belichtet sie schattenlos, ohne sanfte Übergänge, ohne milden Dunst, fast ohne Erbarmen. Es ist nicht die liebe Sonne des Nordens, es ist der gewaltige Gott Helios, der auf wilden Rossen durch das Lichtmeer braust. Er steht — der Sonnenball — voller Kraft und Glanz, unerbittlich wie ein großer Herrscher im Azur des Himmels und schlägt goldene, metallisch-harte Adern klingend in das krustige Kleid der Erde. Männlich und heroisch ist die Sonne Toskanas, ein Siegesgesang, ein Panzer, aus klirrendem Licht geschmiedet.

Und so auch ist diese Landschaft: ohne etwas von der weltgeschichtlichen Symbolik der römischen Landschaft zu besitzen, wie sie Poussin malend deutete, drückt ihre gemessene Rhetorik doch gerade das Römische der italienischen Haltung in jenem „wahrhaft römischen Mangel an Sentimentalität" aus, auf den Ricarda Huch einmal hinweist. Gewiß, das ist weder die düstere Tragik der römischen Campagna, noch das wollüstige Lächeln des üppigen Golfes von Neapel. Aber es ist die klassische Ausgewogenheit zwischen erhabener Größe und stiller Anmut, zwischen der heiteren Lebensfreude und dem dynamischen Spiel der Kräfte, das allem italienischen Wesen den Grundzug gibt. Toskana, diese tektonisch gefügte Landschaft, kennt nicht die Sehnsucht nordischer Romantik, sie weiß nicht um Waldesweben und Sagenträume. (Wo einmal Wald sich dichtet, steht er gleich einer plastischen Masse körperhaft da wie um Kloster Vallombrosa.) In dieser Landschaft ist alles reif und bewußt. Es ist eine kluge Landschaft, die nicht phantasiert und grübeln macht, sondern ihre Gedanken klar ausspricht in zuchtvoll gebauten Sätzen, voller Schwung, aber ohne jedes mystische Geheimnis.

Diese Sonne und ihr zauberhaft gleichmäßiges Licht ist das besondere Geschenk des Himmels für die Toskana. Von der Berührung Gottes hat sie ihr Mal der Schönheit behalten, als sie aus seiner formenden Hand hervorging. Diese schenkende Sonne Toskanas entschleiert durch ihre leuchtende Klarheit die fernsten Fernen, und jede schweifende Sehnsucht wandelt sie in tastbare Tatsachen. Jetzt schauen wir vom Fenster des Zuges auf die gezackte Bergkette des Apennin zurück: wie geschlossen, plastisch und bildhaft, wie monumental gebaut steht die ewige Mauer da, eine Form gewordene Urnatur, die in die schwingende Gebärde einer großen künstlerischen Komposition aufgegangen ist. (So wandelt sich umgekehrt die Fuge der Körpermauer in Lionardos Abendmahl und Raffaels Disputa kraft derselben Gebärde wieder zurück in ein Weltengebirge organischer Formen.) Braun und schwarz, großflächig, aber kantig und gratig im scharfen Kontur der Linien bauen sich ihre Kuben und Flächen auf, wie ein mathematisches System, dessen künstlerische Gleichung auf den Tafeln des Giotto in geometrischen Formeln wie ihre innerste Substanz sich aufgezeichnet findet. Die Ausläufer des Gebirges begleiten uns ganz nahe — so scheint es — in diesem die weiteste Weite nähernden

Lichte des Mittags. Diese Landschaft ist erfüllt von der Formensinnlichkeit eines Carducci, heroisch wie eine Tragödie Alfieris, und sie schwingt trunken in das Weltall hinein wie die dekorative Leidenschaft des Gabriele d'Annunzio. (In ihr erfanden Luca Pacioli und Paolo Uccello die rechnende Perspektive, in ihr aber auch entstand im Kreise des Grafen Bardi zu Florenz der phantastische Überschwang der Barockoper.)

Rechts verläuft sich jetzt die Ebene, aber immer noch formengeschwellt, einer reinen Kantilene vergleichbar, ins Ungewisse, dahin, wo man fern das Meer ahnt. Auch an ihrem Horizont wieder Hügel, breiter und sanfter gelagert, wie die von sehnender Tragik durchströmten Verse Leopardis. Man glaubt, diese Formen dehnen sich, heben und senken sich, gleich den Melodien italienischer Musik. An den Hängen kleine Städte, feste Gehöfte und bald nun einzelne Landhäuser, immer zahlloser, immer weißer und blendender unter den Strahlen des funkelnden Gestirns. Sie scheinen auf den ornamental schwingenden Linien der Bergketten zu kosen und tänzeln lustig auf ihnen, wie Schaumperlen auf den Wogen einer brandenden See.

Die Villen wachsen immer dichter auf den kahlen Bergen, die hier und da neugepflanzten Baumwuchs aufweisen. Aber viel schöner sind die einzelnen, breit ausladenden Pinien in ihrer plastischen Formenmasse und die schwarz in der Helle des Tages sich bestimmt und feierlich abhebenden statuenhaften Zypressen. Sie werfen schwarzblaue Schatten, die wie Kegelschnitte herrisch und bestimmt auf der warmen Oberfläche des Bodens sich gleich architektonischen Gebilden abzeichnen. Manchmal bilden sie kleine Gruppen oder auch stille Alleen, die wie Flammenzungen in die Luft und in die Sonne lecken.

Dann wieder steingefügte Dörfer und weitläufige Städte, immer mit marmornen, immer mit schwarz und weiß gleich Leoparden gefleckten Türmen und majestätischen Kuppeln. Weiß glänzen sie im scharfen Sonnenlicht, das ein goldenes Strahlenkleid über sie wirft. Prato, der reizvolle Ort, der seinen Namen von den im Frühling saftigen Wiesen ableitet. Im Sommer sind sie verdorrt, im Herbste blühen sie wieder aus frischem Leben.

Die Wahrheit zu sagen: nun fällt der Blick ein wenig enttäuscht auf rauchende Zementfabriken, die hier nicht anders aussehen als überall. Gelbfleckige Mauern, ohne die feine, graugebräunte Patina der alten Bauernhöfe, stechen in die Augen. Erwartungsvoll späht das Auge der fauchenden Maschine voraus. Jetzt muß sie erscheinen, jetzt — ecco la cupola! Die Kuppel von Florenz, der Dom von Santa Maria del Fiore! Das heißt zu deutsch: Unsere Lieben Frauen mit der Blume. Und hinter Brunelleschis sieghaft steigendem Riesenbau schließen nun die lieblichen Berge von Fiesole mit ihren dichten Olivenhainen das unvergleichliche Panorama bis zum Danteschen Hügel von San Miniato ab, auf dem die Toten ruhen und die Lebenden schwelgen im Anblick der unvergleichlichen Stadt. Dazwischen die endlos wogende Bergwelt, immer wieder übersät von Tausenden kleiner und großer Villen, die wie unzählbare weiße Pünktchen auf den grünen Matten flimmern, die Hänge hinauf und hinab springen wie die lustigen Ritornelle dieser liedersingenden Landschaft.

Voll und schon ein wenig glühend liegt am Nachmittage die Sonne unbeweglich über der toskanischen Landschaft. Sie färbt den melodisch geschwungenen Hügel von San Miniato al Monte, taucht die duftenden Berghänge von Fiesole tief in ihre hüllende Wärme ein, und langsam geht die Atmosphäre ins Rosige und Bläuliche, ins graue Rosa und ins violette Braun über. In der flimmrigen

Ebene, den Arno hinab nach Lucca und Pisa zu, füllt sie das Tal mit durchsichtiger Luft, die leicht bebt und fast zu tanzen scheint. Man muß mit ihr hinab nach Westen, in den Abend wandern. Von Viertelstunde zu Viertelstunde wechseln die bezaubernden Farben. Ein zarter Hauch von goldenem Violett und silbrigem Grau mit den unendlich musikalischen Tönen und Tinten von bläulichem Rosa, brennendem Rot und tiefem Ockerbraun liegt jetzt auf den feingeschnittenen Flächen der erdfarbigen Berge. Hoch oben krönen sie zerfallene, zackengewappnete Kastelle, die dastehen wie die steinernen Terzinen Dantes, aus dessen kampfreicher Zeit sie stammen. Dazwischen bescheidene Gehöfte und einzelne Häusergruppen. Sie alle scheinen aus der schwarzbraunen Erde herauszuwachsen, recken sich dem Licht entgegen. Häupter des Landes, kriegerische Strophen eines uralten Liedes von Kampf und Macht stehen sie da. Ihr heller Stein geht vom fleckigen Gelb des Gemäuers, das von olivgrünem Geäder durchwachsen scheint, bis zum prallen Schindelrot der Dächer. Immer reizvoller, immer glutender werden die farbigen, lichten Schatten. Fast lila-blau steht nun die Luft lustgesättigt darüber. Felder und Gärten ziehen sich zu seiten der Wege. Pinien und Zypressen klettern immer wieder kühn die Höhen hinan. Heute noch ebenso wie in den zärtlichen Bildern, die Benozzo Gozzoli und der fromme Fra Angelico gleich Märchen und Romanzen vor einem halben Jahrtausend als Dichter dieser Landschaft gemalt haben. Langsam gleiten jetzt die wachsenden Schatten von den breiten Bergrücken hinab und senken sich malerisch und friedeverheißend zu Tal, wie die Rhythmen italienischer Sonette, wie die Kadenzen Cimarosas, den Stendhal so unendlich liebte. (Jener Stendhal „Milanese", der auch in der italienischen Liebe den heroischen Zug entdeckt hat.)

Dann kommt mit der sinkenden Sonne ihr triumphalster Augenblick, kurz und hinreißend: die Dämmerung. Kaum eine halbe Stunde währt sie. Aber diese dreißig Minuten pressen alle Schönheit der Luft- und Farbenspiegelung noch einmal rauschend und überwältigend zusammen. Es ist kein letztes, grandioses, im Tode verlöschendes Aufflackern wie im Norden, kein stilles und glühendes Versinken wie auf der unendlichen Melancholie des Meeresrückens, sondern es ist ein stehender Augenblick starker Ewigkeit, voll lichtdurchflossener, doch festgefügter Luft, die vom Lebenswillen zittert. Ein Leuchten von stiller und eindringlicher Ständigkeit und erfüllt zugleich von zuckendem Leben. Nun noch ein volles, üppiges Aufglühen — und dann schieferblaue Lichthelle nach Osten zu, in der die Formen der Landschaft und aller Dinge in ihr einen letzten klaren, ganz schattenlosen und ganz durchsichtigen, kristallenen Umriß wie gläserne Phantasmen gewinnen. Noch die stahlgraue Nacht ist von Licht und Helle erfüllt. Selbst das Dunkel ist noch von matten Farbennuancen unendlich zart wie ein lautloser Jubel durchbebt.

Die Sonne und das Leuchten sind die Schönheit Toskanas, die selig wandelnden Götter *der* Toskana, wie der Italiener liebend, bewundernd und begeistert sagt. Über aller Menschenhände Werk, über alle Kunst hinaus, die Stadt und Land am blumenreichen Arno zu einem neuen Attika machen, kost und spielt ihr Strahlenzauber, der die geprägte Form aller Dinge zur eigentlichen Natur dieser Landschaft und zum geistigen Sinnbild italischen Landes und Lebens, zu ihrem natürlichen Formengleichnis macht. Denn diese Landschaft, ohne nordischen Wald und nebligen Märchenzauber, ist von einem unerbittlich strengen Gefühl für die majestätische Erhabenheit reiner Formen erfüllt, wie alle Hervorbringungen des italienischen Geistes. Sie ist nicht lieblich, sondern streng und gelassen, nicht sanft, sondern willensstark und groß gedacht, und sie ist aus einem herrischen Gedanken

geformt. Sie klingt nicht schmeichelnd. Ihre Musik hat nichts von Weber, aber alles von Brahms. Ihr tiefes Dur dröhnt wie die herb und voll klingenden Vokale italienischer Sprache, die selbst im Munde von Frauen immer noch etwas Männlich-Hartes und wie Gehämmertes behält. Ihre langhinziehenden Linien rauschen auf wie dunkelhallender Celloton. Ihre grandiose Kahlheit verleiht ihr das Gesicht einer gewaltig geformten Architektur, und man steht vor ihr wie vor der heroischen Nacktheit einer weit über Menschenmaß hinausragenden Figur des Michelangelo. Wie sein Geist über dem „Tag" und der „Nacht" der Medici-Kapelle gleich dem Schöpferwillen Gottes ruht, so steht ein Machtwille zur absoluten Form in römischer Antiqua geschrieben über dieser Landschaft, und er ist die höchste, die heldische Schönheit Toskanas.

PAUL FECHTER

Um das Metaphysische

Um das Metaphysische geht im Grunde die ganze ästhetische Diskussion der Jahrhunderte — um die Frage nämlich, von welchem Ansatzpunkt aus das Metaphysische in Kunst und Dichtung seine entscheidende Rolle spielt. Daß es sie spielt, darüber ist trotz aller Gegensätze im Einzelnen immer Einigkeit gewesen: nur über das Wie und Wo gab es Streitigkeiten, die sich offen und verkappt bis heute fortgesetzt haben. Daß es der Kern, das ewig Gesuchte, ewig Ungreifbare hinter den Dingen, das letzte Entscheidende war, daran zweifelte im Grunde niemand: die Unterhaltung ging nur um die Möglichkeiten seiner Verwirklichung, um die Wege, die es sich suchte, um Erscheinung, besser Wirklichkeit im Werk zu werden oder zu bekommen.

Die einfachste Beziehung ergab sich auf dem Weg über das Gegenständliche: der Maler, der Dichter versuchte Metaphysisches im Objekt der Bilder, der Dichtung zu geben. Er griff nach religiösen, philosophischen, weltanschaulichen Themen hinter der Wirklichkeit — und übersah, daß er damit das Transzendente seiner eigentlichen Sphäre, der des Überwirklichen, entzog, indem er es verwirklichte. Er übersah weiter, daß diese Beziehung keine Beweiskraft hatte: griff ein Mensch mit innerem Kontakt zum Absoluten solche Themen auf, so wurden sie Sinnbild und Ausdruck; nahm sie ein nur dem Diesseits Verpflichteter, so wurden sie Vorbau und Deckung vor etwas sehr anderem. Wille zum Metaphysischen ist nicht Beweis einer wirklichen Beziehung, so wenig wie Wille zum Religiösen im Thema schon Beweis einer religiösen Existenz des Malers, des Dichters ist. Kierkegaard behauptet zwar einmal, daß jeder Stoff den ihm gemäßen Bearbeiter anzieht, und nur, wenn der richtige Stoff an den rechten Gestalter kommt, entstehen Meisterwerke wie der Don Juan. Es bleibt aber ein Unterschied, ob Rubens eine Kreuzigung malt oder Grünewald: bei dem einen ist das Werk mehr malerisch als metaphysisch bestimmt, beim anderen ist es umgekehrt, um so mehr, als sich hier bereits die zweite Beziehungsmöglichkeit zum Transzendenten, die über das Formale, auftut.

Jede Komposition, jede Ordnung eines Bildes, einer Dichtung ist Verwirklichung eines geistigen überwirklichen Prinzips. Über dem Irdischen der Objekte

entsteht ein mehr als Irdisches, bereits in der Schaubarmachung, wie Wölfflin es ausdrückt, in der übersichtlichen Darstellung der Dinge und Gestalten in den Räumen und Ebenen des Bildes. Die Ordnung der Gestalten auf einem Bilde etwa wie die Staalmeesters gibt in dem klaren Bildschema über der ungeordneten Realität bereits die Ahnung eines höheren Sinnes, eines Geistigen, das sich in dieser noch äußeren Ordnung spiegelt. Diese Form ist an sich noch kein geistiger Wert: sie gibt in ihrer Verborgenheit dem Werk bereits etwas vom Geheimnis der höheren Ordnung in und über der irdischen, von der aus der Weg zur wirklich vergeistigten, Geistiges direkt spiegelnden sich auftut. Das höchste Beispiel ist die Disputa Raffaels, in dessen Werk von der Madonna unter dem Baldachin bis zur Sixtina sich diese ans Transzendente rührenden Kompositionsgeheimnisse immer wieder finden. Die inneren Ordnungslinien der Disputa, die geistigen Verbindungszüge ergeben etwas wie den Kristall, der neben Dürers Melancholie liegt, die Bildordnung beginnt das Ordnungsgesetz der Welt, die große Mathematik des Kosmos, den Geist selbst zu spiegeln, nicht darzustellen. Die geistigen Weltmythen der Gnosis bekommen im hellen Licht der neuen Geschichte ein Gegenspiel: die Hierarchie der Mächte und damit etwas durchaus Metaphysisches bekommt hier eine erste deutende Verwirklichung. Was in der Gotik sich in den Zahlengeheimnissen der Domgrundrisse niederschlug, was vielleicht schon die Grundrißordnung der Akropolis empirisch diesseitig von der Schaubarkeit des Einzelnen aus bestimmte, klingt im Werk Raffaels fort, gleitet von ihm aus weiter bis in unsere Zeit, in der es sich selbständig macht und direkte, nicht mehr indirekte Verwirklichung anstrebt. Das Werk Hans von Marées war ein Versuch, jenseits des metaphysisch Christlichen bei Raffael aus dem antik Irdischen eine ebenso zwingende, streng vergeistigt mathematische Ordnung seiner Bilder zu schaffen: die innere Gliederung des menschlichen Zusammenseins soll sich im Figurengefüge des Werks bedeutsam darstellen. Die Gestalten bringen das Leben von der Seite der reinen Sichtbarkeit unter ein geistiges Prinzip, in dem sich die tiefe symbolische Bedeutung der Ordnung Raffaels nur noch schattenhaft wie von weitem spiegelt. Es hatte einen guten Sinn, daß bereits die nächste Generation den Versuch unternahm, diese Ordnung nun völlig ohne Umweg über ein Abbild der realen Dinge darzustellen — in der sogenannten abstrakten Malerei. Die Mathematik des geistigen Daseins sollte unmittelbar Bild werden, ohne die bergende Hülle des Wirklichen — ein Versuch, der fehlschlagen mußte, weil er darauf ausging, die sichtbare Welt zu skelettieren und gleichzeitig doch wieder Ergebnisse zu schaffen, die im Sichtbaren für das Sichtbare lebten. Im Bedeutungslosen der Darstellung mußte zuletzt auch die gesuchte reine Ordnung der Malerei ihre Bedeutung verlieren: das Mathematische an sich bedeutet ja auch nichts, bekommt Sinn und Wert erst vom Leben aus. Metaphysisches aber ohne Leben wird bestenfalls Logik, aber nicht Kunst. Der nihilistische Zug des ausgehenden 19. Jahrhunderts tritt hier in einer merkwürdigen Kunstverkleidung zutage: man möchte die Kunst auf ihre letzte Grundlage zurückführen und damit vollenden, d. h. überflüssig machen. Wenn das Metaphysische ohne Verhüllung gegeben wird, ist die Aufgabe der Kunst ein für allemal erledigt.

Bleibt eine dritte Möglichkeit, das Metaphysische in der Kunst zu suchen — sobald man es weder im Gegenständlichen noch im Formalen, sondern hinter jedem Schaffen überhaupt, als die entscheidende treibende Kraft aufspürt. Hier beginnt das eigentliche Reich des Transzendenten, weil es hier wirkend, tätig, aktiv wird, nicht nur passiv Anteil am Werk hat, als Objekt oder als bloßes, sich selber spiegeln-

des Gefäß. Hier geht es in den großen Kreislauf des Lebens ein, in den Ring, der drinnen und draußen umschließt und auf geheimnisvolle Weise vereint an dem Punkt, an dem die Spitze des Pinsels die Leinwand, des Stifts das Papier berührt. Der Maler sieht vor sich ein Stück Welt: sein Blick geht zu den Objekten, empfängt dort etwas, nimmt es zurück in den Menschen: es geht durch seine Augen in seine Seele, sein Wesen, seinen Körper, seinen Arm, seine Hand und wirkt durch das Medium des Pinsels, des Stiftes den Niederschlag im neuen Objekt, dem Werk. Der Vorgang ist ein Bild des schöpferischen Lebensvorgangs selber: es wird empfangen, wird gezeugt, im nächsten Bereich des Menschen, in ihm selber, vollzieht sich der geheimnisvollste jenseitigste Prozeß des Daseins. Der Malende geht im Schaffen in letzter Aufrichtigkeit des Bekennens bis dahin, wo er im Sehen und Verwirklichen das letzte Wirkliche, das nun in der Tat an sich Seiende erfaßt und realisiert, bleibend sichtbar macht. Das Wesen wird gesucht, das, was ist, das, woran die Dinge ihr Sein haben; es wird im Bild verfestigt als das, was über den Moment hinaus die zeitlose Gültigkeit hat, von der aus die Kunst überhaupt nur ihren Ranganspruch zu rechtfertigen vermag.

Von diesem Punkt aus erhebt sich die Frage nach dem Ursprung des Metaphysischen im Werk, ob es von drinnen oder von draußen, aus dem Objekt oder dem Subjekt in das Werk eingeht. Als Thema kommt es von draußen, als Form von drinnen, aus der Souveränität und dem Geist des Künstlers, bei der Verlegung in den schöpferischen Vorgang von drinnen und draußen und zugleich aus der Berührung der beiden Welten. Damit aber beginnt ein neues Problem: was ist in bezug auf die Kunst drinnen, was draußen; wo liegen die Grenzen — gibt es sie überhaupt? Ist für den künstlerischen Menschen nicht, ganz abseits von jedem philosophischen Idealismus, zuletzt alles drinnen, verschwimmen nicht auch für den gewöhnlichen Sterblichen oft die Grenzen, beispielsweise im Falle eidetischer Veranlagung, sobald der Mensch sein eigener Projektionsapparat wird und seine Vorstellungen, Erinnerungen, Phantasien auf die Welt des sogenannten allgemeinen Draußen, auch nur ihm sichtbar, projiziert? Ist zuletzt nicht alles zugleich physisch und metaphysisch; sind die eidetischen Vorstellungen, diese realen Visionen, wieder heraufsteigende Reste von den Ahnen ererbter irdischer Erinnerungen, seelisches Gut versunkener Geschlechter oder im höheren Sinne Dokumente geistigen Eigenlebens, Selbstverwirklichungen des Metaphysischen, zunächst am Bilde des Irdischen, dann am eigenen Geschaffenen, an den Visionen aus Welten, von denen alles Irdische nur blasser Abglanz ist? Ist das Metaphysische zuletzt vielleicht überhaupt eins mit dem Drinnen, hat es seine Existenz nicht am Ende nur im seelisch-geistigen Dasein — das allein Sein ist — und zwar da, wo dieses seelisch-geistige Dasein zu seiner letzten Wirklichkeit, zur Wahrheit kommt? Nicht zur Wahrheit im Sinne der äußeren Richtigkeit, sondern zu jener Wahrheit, in der der Mensch, in sein Tiefstes gehend, wenn die Gnade es ihm gibt, zur Berührung nicht nur mit seinem, sondern mit dem letzten tiefsten Sein der Welt überhaupt kommt?

Vielleicht gibt hier die Dichtung weiterreichende Aufschlüsse als die Kunst. Nach der allgemeinen Auffassung ist das Medium der Dichtung, die Sprache, etwas Fertiges, dessen sich der Dichter bedient, um die Vorstellung, die Idee eines Werkes zu realisieren. In Wirklichkeit ist es bei der Dichtung genau so wie bei der Malerei: dort wird die Seele Sichtbarkeit; hier wird sie Sprache, Wort, und das Wort und mit ihm das Werk wird Seele, wird um so dichterischer, je

mehr die Seele und das, was in ihren letzten dunkelsten Tiefen jenseits des schon Verwirklichten schwingt, in Wort und Werk eingehen. Von diesem Grundvorgang aus ergibt sich die gleiche Dreiteilung im Verhältnis zum Metaphysischen wie bei der Kunst. Das jenseitig Transzendente kann Thema sein, wird im Gegenständlichen gegeben — man braucht nur an die vielen Faustdichtungen, an Jordans Demiurg, an Madachs Tragödie des Menschen und ähnliches zu denken. Die Aufgabe ist wie in der Malerei: Realisierung eines schon gedachten, vorgestellten Metaphysischen mit Hilfe des Wortes. Das Gebilde steigt nicht unmittelbar aus der Seele, sondern wird von obenher zu ihren Tiefen in Beziehung gesetzt. Zuweilen glückt das, siehe Goethes Faust; zuweilen klaffen Sprache und Thema weit auseinander — wie in der Malerei. Vor einer Kreuzigung versagen die Rubensnaturen auch in der Dichtung.

Bleibt die zweite Möglichkeit: das Metaphysische als Form. Diese ist in der Dichtung erheblich schwerer aufzuzeigen, weil die Formvorstellungen hier nicht anschaulich zu demonstrieren sind, vor allem im Großen nicht. Das Drama als Form ist nur zur Hälfte von der Dichtung, zur Hälfte vom Theater bestimmt; im Roman ist die Form als solche selten Aufgabe; man muß schon auf die Wahlverwandtschaften oder Jean Pauls Flegeljahre zurückgehen, um so etwas zu finden: in der neueren Dichtung ist Raabes Stopfkuchen das großartigste Beispiel einer Spiegelung der Transzendenz der sittlichen Welt schon im Rahmen einer Dichtung. Guardini hat das sehr schön in seiner Deutung der Raabeschen Erzählung aufgezeigt. Im übrigen wird, wie bei der Malerei, der Bezug auf das Metaphysische am deutlichsten vor der dritten Möglichkeit, da, wo das Metaphysische sich im schöpferischen Prozeß selbst verwirklicht. Da erlebt man, daß die Sprache nicht ein Fertiges, Gegebenes, sondern ein jeweils aus der Seele, die Seele verwirklichend, neu Aufsteigendes, mit der Seele Werdendes ist: sie ist Seele, die sich im Wort ihre Wirklichkeit sucht, und Dichtung ist zuletzt nur verwirklichte Seele und damit Wirklichkeit des Metaphysischen — wofern der Dichter beim Verwirklichen seiner Vorstellungen jeweils bis auf den letzten erreichbaren Grund in sich hinabgegangen ist. Wie der Maler in seiner reinen Sichtbarkeit die Lötstelle zwischen Drinnen und Draußen, Wesen und Wirklichkeit faßt, so der Dichter im reinen, letzten, einzig möglichen Wort: im Schaffen, das diesen Namen verdient, kommt er dem Göttlichen am nächsten, das auch Wort wird und mit dem Wort, in dem Wort erst Wirklichkeit für alle bekommt, aus der Tiefe des an Sich heraustritt in die Wirklichkeit der Welt, die für alle ist.

Hier aber beginnt auch die Antwort auf die Frage aufzuleuchten, die eigentlich vor der ganzen Unterhaltung hier hätte gegeben werden müssen: die Antwort auf die Frage, was denn eigentlich dies Metaphysische ist, das sich im Bild, in der Dichtung, in jeder Kunst auswirkt und verwirklicht. Es ist die letzte Wahrheit des Lebens, die immer Ziel bleibt und nie völlig erreicht werden kann, weil sich hinter jedem Erreichten ein Neues aus dem Dunkel hebt und die alte Aufgabe von neuem stellt. Es ist das Ziel im Kampf des Menschen um die Gewinnung seiner selbst, seiner letzten, wesentlichsten Wirklichkeit, an die er mit seinem Malen, mit seinem Dichten, mit jeder Kunst heranzukommen versucht. Es ist das Letzte, der unfaßbare Kern der Zwiebel, das innerste Leben, dem Gott eingab, sich und damit den eigentlichen Sinn der Welt suchen zu gehen — das in Bild oder Wort sich verwirklichend wenigstens einen Abglanz seiner Tiefe und seiner Weite in die Welt stellen will. Es ist das, was das Evangelium das Wort, den Logos nennt, die Mystik das Fünklein — das, um dessentwillen dies ganze

seltsame Dasein auf dieser lächerlichen Erde sich überhaupt lohnt. Das wir immer suchen und erstreben und das ewig Aufgabe, nie erreichbar, nie faßbar und auflösbar wird — zu unserem Glück. Das Lessingwort von der Wahrheit in der Hand Gottes, so anders er auch den Begriff Wahrheit empfunden haben mag, hat hier seine innerste Gültigkeit: die Vorstellung, daß es jemals gelänge, dem Jenseitigen mit unseren irdischen Mitteln näher als bis zu ferner ahnender Spiegelung zu kommen, wäre die Vorstellung einer Welt, in der das Leben seinen wirklichen Sinn und seine schönste Aufgabe bis aufs letzte verloren hätte.

LEBENDIGE VERGANGENHEIT

Herman Grimm (1828–1901)

Es gibt sogenannte ruhige Zeiten, innerhalb deren dennoch die besten Handlungen wurmstichig erscheinen und ein geheimes Mißtrauen einflößen, wo Friede, Ordnung und unparteiische Gerechtigkeitspflege Worte ohne echten Inhalt sind und Frömmigkeit sogar wie Blasphemie klingt, während in anderen Epochen offen daliegende Verdorbenheit, Fehler, Unrecht, Laster und Verbrechen nur die Schatten eines großen, erhebenden Gemäldes bilden, dem sie erst die rechte Wahrheit verleihen. Je schwärzer die dunklen Stellen, je heller die leuchtenden. Eine unverwüstliche Kraft scheint beide zu bedingen und zu bedürfen. Wir werden nicht hinters Licht geführt, das ist unsere innige Überzeugung. Es ist alles so klar, so deutlich, so verständlich. Der Kampf der unabwendbaren, finsteren Notwendigkeit mit dem Willen, dessen Freiheit nichts besiegen kann, ergreift uns.

*

Heute herrscht das im Momente produzierte, gesprochene politische Wort, in freier Luft oder in weiten Räumen in die Menge geschleudert. Die öffentliche Rede, die telegraphische Depesche, der Reporterbericht: alles, was Proklamation genannt werden kann, halten die Pässe besetzt, durch die Gefühle und Gedanken, welche Sprache werden wollen, hindurchmüssen. Und nicht Goethesche Gedanken — was bisher darunter verstanden wurde — sind es, für deren Ausdruck diese Sprache des neuesten Tages dienen soll.

*

Es gibt nichts Rührenderes auf Erden, als ein Volk, das seine Freiheit verteidigt. Jeder andere Verlust erscheint gering dagegen. Die verlorene Freiheit läßt jede andere Trübsal erblassen, keine Vernichtung hat einen Namen, wo sie genannt wird. Deshalb ist die Zerstörung Karthagos die erschütterndste Begebenheit der alten Geschichte, die Vernichtung Trojas die rührendste im Reiche der Dichtung. Deshalb sind die deutschen Kriege so begeisternd, in denen wir für unsere Freiheit kämpften, weil wir das einzige Volk sind, das seine Freiheit verlor und sie wiedergewann, alle anderen gingen unter, wenn sie einmal verloren war.

*

Die Idee des Schicksals entfließt dem uns angeborenen Glauben an das Eingreifen einer versteckten und unerklärlichen Lenkung der Dinge. Sie macht sich geltend neben dem, was wir als Weltordnung und Vorsehung verehren. Beide kreisen durcheinander, ohne sich zu berühren. Das Schicksal tut, was es tut, ohne Ursachen und ist unerbittlich. Es deutet einen über der uns verständlichen Bewegung der Erscheinungen vorhandenen Zusammenhang des Kleinsten und Größten an. Nach Gesetzen wirkend, die wir nicht kennen. Ein irgendwoher kommender Wille, der uns zugleich erschreckt und beruhigt, und dessen Verhältnis zum regierenden Herrn des Weltalls wir nicht zu ergründen bestrebt sind. Einen Gott zu denken, der milde und gütig die Welt regiert, versuchen wir. Wir wagen uns mit unseren Gedanken zur Ahnung seiner Persönlichkeit empor. Es erwachsen uns Hoffnungen aus solchen Gedanken. Uns selbst sind wir ja im Hinblicke auf die Ewigkeit nur in einer grenzenlosen Steigerung unserer Individualität denkbar. Wir glauben an den Sieg des Guten und werfen die Furcht vor bösen Mächten, die unseren Weg empor zu beeinträchtigen vermöchten, von uns. Wie der Glaube an ein Schicksal damit zu vereinen sei, wissen wir nicht. Das Schicksal, das einmal Gesprochene, Unwiderrufliche, setzt ein Totes, Unbewegliches voraus, das unseren besten Gedanken widerspricht und das zuzeiten doch Gewalt gewinnt. Es verneint den Begriff der Freiheit, der Wahl zwischen Gut und Böse. Goethe war es verhaßt. Iphigenien gelingt es, das Schicksal zu überwinden, Faust weiß nichts von einem Schicksale, aber schon die Art, wie Schiller Wallenstein daran zugrunde gehen läßt, zeigt, wie sehr dieser Glaube heute noch lebendig sei. Oft genug meinen wir in vertrauensvollen Momenten die Stellen zu erkennen, wo das Schicksal eingreift, und fügen uns schweigend seinen Schlägen, ohne es zu hassen. Unsere Phantasie versucht nicht, es in persönlicher Gestalt zu denken. Aber wir messen ihm persönlichen Willen bei.

*

Im Begriffe der Freiheit selbst liegt bereits die notwendige Beschränkung. Freiheit ohne Schranke ist Willkür, und Willkür ist ebenso unkünstlerisch wie Unfreiheit. Erst durch das Gesetz innerhalb des Gesetzes kann wahre Freiheit bestehen und gedeihen.

*

Was die sogenannte antike Welt Großes hervorbrachte, nimmt Christi Erlebnissen und Aussprüchen gegenüber den Schein von provinzialen, unwichtigen Nebenereignissen an. Die moderne Geschichte ist das Resultat unserer Beobachtungen der Art, wie seit Christi Tode die Völker von Jahrhundert zu Jahrhundert sich zu ihm und seiner Lehre stellen.

*

Die Solidarität der sittlichen Überzeugung aller Menschen ist heute die uns alle verbindende Kirche. Wir suchen leidenschaftlicher als jemals nach einem sichtbaren Ausdrucke dieser Gemeinschaft. Alle wirklich ernsten Bestrebungen der Massen kennen nur dies eine Ziel. Die Trennung der Nationen existiert hier bereits nicht mehr. Wir fühlen, daß der ethischen Weltanschauung gegenüber kein nationaler Unterschied walte. Wir alle würden für unser Vaterland uns opfern; den Augenblick aber herbeizusehnen oder herbeizuführen, wo dies durch Krieg geschehen könne, sind wir weit entfernt. Die Versicherung, daß Friede zu halten

unser allerheiligster Wunsch sei, ist keine Lüge. „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen" durchdringt uns.

*

Der höchste Aufschwung, dessen die menschliche Phantasie fähig ist, ist der Gedanke an das Wiedersehen nach dem Tode. Welche Hand dürfte sich daran wagen, ohne vom reinsten Gefühle des Verhältnisses des Menschen zum Ewigen geleitet zu sein?

*

Jede Epoche hat ihr Ideal. Die Menschheit hat zu allen Zeiten nach rückwärts und vorwärts den Ausblick in eine goldene Vergangenheit und in eine goldene Zukunft gehabt. Die Ahnung einer Ruhe, einer Stille vor und nach dem unendlichen Ringen der Nationen in sich und nach außen. Auch heute ist das Leben nur erträglich im Glauben daran.

Aus „Vom Geist der Deutschen. Gedanken über Kunst und Kultur, Politik und Lebensführung" von Herman Grimm (Berlin, F. A. Herbig. RM 3,80). Dieses Brevier stellte Wolfgang Schuchhardt aus dem ganzen reichen Werke Grimms mit feinstem Verständnis zusammen und ordnete die Weisheiten und Erkenntnisse eines Mannes, der ganz dem 19. Jahrhundert gehörte, in die Abschnitte: Persönlichkeit; Deutschland; Geschichte; Volkstum; Kunst; Leben; Weltanschauung.

SABINE LEPSIUS

Über Porträtmalerei

Ein Phänomen, das wieder und wieder zu denken gibt, ist das häufige Auseinanderfallen von Porträtähnlichkeit und Kunstwerk. Wem wären nicht schon die Porträtzeichnungen von Kindern oder Dilettanten vor Augen gekommen, die eine überraschende Ähnlichkeit zeigen, bei völliger Ungekonntheit — und doch ähnlich? Wie kann das sein? Ist die Ähnlichkeit denn etwas, das außerhalb der unbedingten Richtigkeit der Nachahmung der Form liegt? Ist sie nicht etwas Meßbares — abhängig von der absoluten Korrektheit in der Nachbildung der Natur? Wie konnte es sich zutragen, daß oft alte Meister Wunderwerke der Malerei vollbrachten, die in ihrem künstlerischen Wert die Jahrhunderte überdauerten, jedoch in ihrer Entstehungszeit keine Anerkennung als Porträts fanden?

Um hierüber Klarheit zu bekommen, muß man feststellen, daß die Porträts mancher alter Meister eine Mißtrauen erregende Ähnlichkeit untereinander zeigen, und wenn man auch annehmen kann, daß sie bei Wahrung der Ähnlichkeit dem Ideal des Zeitgeschmackes und Zeittypus angeglichen sind, so geht es vielleicht doch nicht mit rechten Dingen zu, daß so viele Menschen, und besonders viele Frauen, sich untereinander in auffallendem Maße ähnlich gesehen haben sollten. Dies scheint ein Beweis gegen die individuelle Ähnlichkeit jener Porträts zu sein. — Man kann selbst Tizian, der die vollkommensten Männerbildnisse der Welt hinterließ (z. B. das herrliche Bild Karls V. in silberner Rüstung stehend mit

der Dogge in Madrid), es nicht glauben, daß alle Frauen zu seiner Zeit der „Bella di Titiano" ähnlich gesehen haben sollen. Ebensowenig kann man glauben, daß alle Frauen zur Zeit Veroneses schwere Schultern, flachsblonde Haare und lichtes Kolorit hatten. Auch die Gainsboroughschen Frauen haben allesamt abfallende Schultern, wenn sie auch sonst schon ein wenig differenzierter aussahen als die Frauen der Renaissance oder gar die Rubensschen Typen.

Das Bildnis der ganz individuellen und im Seelenhaften entwickelten Frau war erst eine Schöpfung Rembrandts, der sie nicht als Typus, sondern als Persönlichkeit erfaßte. Ihm galt die Frau noch als malenswert, wenn ihr Jugendschmelz längst jenem vibrierenden Reiz gewichen war, der durch ein starkes Innenleben und durch Schicksale, die überwunden wurden, ausgelöst wird. Ein Maler, der den inneren Menschen so schaute und so zum Ausdruck brachte, mußte wohl schon ein Rembrandt sein.

Als die Schönheit noch nicht eine in Verruf gekommene Vokabel war, trug natürlich jeder Künstler ein Schönheitsideal in sich, dem er durch ein Menschenleben hindurch diente und dessen Kunstwerdung die Tat seines Lebens war. Fand er einen lebenden Menschen, der sich diesem Schönheitsideal näherte, so entstanden die großen Porträts, zu denen wir über alle Wandlungen der Kunst hinaus in Ehrfurcht und Bewunderung aufsehen. Trotzdem waren nicht alle Künstler, die solche Blüten der Kunst hervortrieben, im eigentlichen Sinne Porträtisten, da sie ja nur auf einen einzigen Typus eingeschworen waren. (Siehe Rossetti, Burne-Jones usw.) Denn — und dies scheint mir eine wesentliche Tatsache — der Porträtmaler muß Psychologe sein. Das Thema Mensch muß ihn in all seinen Variationen und Spielarten interessieren. Die psychologische Gabe ist die Hälfte seines Talentes; ihr verdankt er die Fähigkeit feiner Beobachtung. Sie lehrt ihn die individuellsten Merkmale der Persönlichkeit erkennen, wie ein Graphologe sie in der Handschrift erfaßt. Die andere Hälfte seiner Begabung ist die künstlerische, aber eben auch nur die Hälfte. Das, was er hellseherisch in einer Physiognomie schaute, in Kunst umzusetzen, ist seine Aufgabe.

Das Zusammengehen dieser beiden Fähigkeiten ist menschlich begrenzt, nicht nur, weil alles Menschliche begrenzt ist, sondern weil der Mensch nicht fassen kann, wovon er nicht eine Andeutung oder Möglichkeit in sich selbst trägt. Niemals kann ein geistloser Mensch einen geistigen, ein kulturloser einen kultivierten oder ein dekadenter einen elementaren erfassen. Die Vielfältigkeit menschlicher Typen künstlerisch darzustellen, findet ihre Grenzen in der Einfühlungsmöglichkeit des Künstlers; versagt sie, so fehlt die visionäre Vorstellung von dem darzustellenden Menschen. Es wird ja nur seine Außenseite gesehen, und es mangelt die Absicht, den inneren Menschen zu erhaschen, der im Sprechen und Lachen seine Merkmale und Erkennungszeichen, ohne es zu wissen und zu wollen, in seine Züge entsendet.

Seltsamerweise aber werden diese Merkmale oft von Kindern und Dilettanten belauscht und in gewisser Weise wiedergegeben, mit unfreiwilliger Vermeidung alles dessen, was auch nur im entferntesten an ein Kunstwerk erinnern könnte. Dieses nun sind die Porträts, an denen manchmal die Angehörigen Freude haben, von denen sich aber der künstlerische Mensch mit Widerwillen abwendet. Solche Machwerke werden immer nur aus persönlicher Pietät geduldet, um dann allmählich wieder zu verschwinden, während sich unähnliche Porträts, wenn sie Kunstwerke sind, an den Wänden behaupten, von denen sie nach Generationen oft den Weg in die Galerien finden.

Was aber kann uns, den Zeitgenossen, das unähnliche Bild eines geliebten

Menschen geben, wenn es ein noch so großes Kunstwerk ist? Nichts — oder schlimmer als nichts.

So käme also doch noch zu den beiden Hälften, nämlich der künstlerischen und der psychologischen Begabung ein drittes hinzu: die allgemeine Anlage und Kultur des Künstlers, die ihm die Fähigkeit verleiht, den Wert einer Persönlichkeit zu erkennen. Die Entwicklung wäre also etwa folgende:

1. Wert und Artung einer Persönlichkeit zu erkennen,
2. die Merkmale dieses Erkannten zu beobachten,
3. sie darzustellen.

Dies freilich ist fast das Gegenteil einer meßbaren Ähnlichkeit, wie sie vorhin in Frage gestellt wurde. Die meßbaren Formen werden in jedem Augenblick verändert, bewegt und gleich einem metallenen Gefäß von innen her getrieben und geformt durch den Ausdruck. Wer dies Geheimnisvolle nicht erfaßt, kann sehr wohl einen akademisch richtigen Kopf zustande bringen, aber das, was ein Bild erst zum Bildnis macht, ist für ihn unerreichbar.

Der in diesem Sinne zuverlässige akademische Künstler befindet sich in einer bedingungslosen Abhängigkeit von seinem Modell. Er stellt es dar, wie der Zufall es gerade erscheinen läßt, in seiner momentanen Müdigkeit oder Unbelebtheit usw. Lebt der Dargestellte, so kann uns freilich niemand dazu bringen, ihn so zu sehen, wie ein Künstler es uns aufzwingen wollte. Wehe aber, wenn der Dargestellte nicht mehr am Leben ist, dann kann es geschehen, daß unter Qualen das eigene, untrügliche Erinnerungsbild durch die grausame Unähnlichkeit verscheucht wird — und wir statt einer Hilfe für unser Gedächtnis eine Behinderung empfinden.

So kommen wir denn zu dem Ergebnis, das, so selbstverständlich es ist, doch hie und da geleugnet wird, daß ein Porträt, sei es noch so hochstehend als Kunstwerk, außerdem unbedingt ähnlich zu sein hat. Ein Porträt soll nicht nur den Vorwand für ein Kunstwerk bieten, sondern die psychologische Forderung müßte ebenso erfüllt werden wie die künstlerische. Dies muß zum mindesten das Ziel des Porträtisten sein; ob er es in jedem Falle erreicht, ist eine andere Frage, aber er darf dieses Ziel nie verkennen.

Jetzt aber kommt ein neues Moment hinzu: wer entscheidet denn nun über die Ähnlichkeit? Der schaffende Künstler, der nur für das Kunstwerk verantwortlich ist — ist er denn etwa auch der einzig Zuständige für die Ähnlichkeit? Falls zum Beispiel eine Mutter erklärt: „Ich erkenne gar nicht mein Kind in diesem Bilde", oder einen Mann seine gemalte Frau ganz fremd anmutet, kann dann ein Maler behaupten, er wisse es besser, es sei einfach ähnlich? Die naheliegende Antwort, daß der Künstler im Unrecht ist, muß trotzdem sehr eingeschränkt werden, denn es ist erstaunlich, wie selten die Menschen sind, welche ein Kunstwerk ruhig und zunächst ohne Kritik auf sich wirken lassen. Der Laie sollte mit dem Bild allein sein, das er betrachtet, sollte sich nicht verpflichtet fühlen, sofort sich zu äußern, sondern sollte in der Einsamkeit das Bild mit seinem Phantasiebild und mit der Vorstellung des Gemalten vergleichen. Empfindet er dann das Bild als fremdes Hindernis für seine Erinnerung, dann ist der Künstler im Unrecht, dann hat er sich vergriffen. Läßt man aber den Betrachter nicht allein, sondern gibt ihm etwa gar Gelegenheit, das Modell mit dem Kunstwerk zu vergleichen, so ist das Urteil völlig wertlos, denn wäre der Laie befugt, solche Vergleiche anzustellen, so müßte er ja selbst Künstler sein, müßte malen können. Zum Vergleiche-Anstellen zwischen Natur und Kunst bedarf es des Studiums eines Menschenlebens. Der Unstudierte ist so abhängig von den vorübergehenden Zufälligkeiten, daß er glaubt,

der Moment müsse nachgebildet werden. Er sieht in dem rein Imitativen das Ideal, wozu ihn die Photographie, die „einen gefrorenen Augenblick" darstellt, erzogen (oder besser verbildet) hat. Wenn aber der Laie in Abwesenheit des Modells das Bild auf sich wirken läßt und man ihm Zeit läßt, sich mit diesem neuen Eindruck ins Einvernehmen zu setzen, und er dann erklärt, das Bild sei ihm vertraut und durchaus ähnlich, dann hat der Künstler gewonnen.

Die psychologischen Probleme des Männer-, Frauen- oder Kinderbildes sind ganz und gar verschieden. Bekanntlich sind die ausgeprägten Züge des Mannes leichter zu ergründen und darzustellen als die der Frau. Der Ausdruck ist fester geworden bei ihm als bei der Frau, in deren beweglichen Zügen er entsteht und vergeht wie Wolkenschatten vor dem Licht. Je problematischer eine Frau ist, desto schwerer ist das Gesamtbild ihrer Psyche zu erjagen. Am leichtesten ist die psychologische Frage im Kinderbild zu lösen. Die Klaviatur des Ausdrucks besteht beim Kinde aus wenigen Tasten: Freude, Zärtlichkeit und dann die schwarzen Tasten des Schmerzes und der Angst. Die Schwierigkeit im Darstellen von Kindern liegt auf ganz anderem, nämlich rein künstlerischem Gebiete. So zum Beispiel sind die Proportionen des Kindes in jedem Alter verschieden und beginnen mit drei, dann vier, fünf, sechs Kopflängen, bis der erwachsene Mensch das ihm zugedachte Maß erreicht. Auch das Verhältnis der kindlichen Gesichtsteile bedarf eines eingehenden Studiums. Die Stirn ist ungeheuer groß, wenn auch leer, die Augen haben die Größe des Erwachsenen, während die Nase klein und unentwickelt ist, ebenso der Kiefer mit den Milchzähnen.

Auf dem Erfassen dieser jeweiligen Proportionen beruht der ganze Wirklichkeitsreiz der Darstellung von Kindern. Daß dieses Erfassen ein Problem ist, sehen wir an der antiken Plastik, in der niemals ein Kind dargestellt wird, sondern man sich statt dessen mit unseligen kleinen Liliputanern begnügte. So krabbeln zum Beispiel auf dem großen „Vater Nil" ganz kleine erwachsene Menschen herum. Auch auf Grabreliefs sieht man Eltern von Kindern Abschied nehmen, die keine sind, sondern nur kleinere Eltern. Oder man denke an die Laokoongruppe, die jeden Betrachter, welcher ein Gefühl für Proportionen hat, irritieren muß, weil die Söhne zwar klein sind, aber erwachsene Proportionen haben. Kurzum, es gibt keine Kinder in der antiken Plastik, abgesehen von Porträts. Erst in der Renaissance wurde der Putto geschaffen mit seinen Kinderproportionen. Freilich blieb er noch ein Typ und hatte niemals individuelle Züge, wie zum Beispiel bei Luca della Robbia oder Bellini.

Velasquez war dann wohl der erste, der das Kind schon als zukünftige Persönlichkeit auffaßte und die Infantin Margherita in ihrer ganzen behüteten Holdseligkeit, mit dem Reiz der überzüchteten Rasse, hinstellte. Aber noch wie ein steifes, offizielles königliches Püppchen im Reifrock, das sich nicht zu rühren wagt. Auch Tizian läßt in seinem herrlichen Doppelkinderbild die Knaben die Posen Erwachsener mit Spielbein und Standbein einnehmen. Gelöst wurde die Kindergebärde bei dem Kinderporträt erst durch Vigée Lebrun, als sie sich in der Umarmung mit ihrer kleinen Tochter malte. Hier also begegnen wir, wie ich glaube, zum erstenmal der Zusammenwirkung individueller Züge, gelöster Gebärde, mit Kinderproportionen.

Die Psychologie des Kindes schnell zu erfassen, ist nicht nur leicht wegen seiner Unentwickeltheit, sondern auch weil das Kind sich noch gar nicht verstellt. So, wie es erscheint, ist es auch. Man lernt sein Gesicht nicht allmählich, sondern im allerersten Augenblick kennen und durchschauen.

Anders bei der Frau, die entweder ihr Sein vor dem Betrachtenden verschleiert und nur ganz allmählich dazu gebracht werden kann, es in ihrem Gesichtsausdruck zu enthüllen, oder – was für den Künstler, der sie porträtieren soll, verhängnisvoller ist – sich verstellt. Es bedarf vieler List und Tücke, um eine Frau, die sich einen ihr nicht zugehörenden Ausdruck beilegt, dazu zu zwingen, auch nur einen Augenblick so auszusehen, als ob sie allein wäre. Das aber sind Schwierigkeiten, die nur der Erfahrene bewältigt, über die mancher Anfänger strauchelt oder gar seine Berufenheit zum Porträtieren nicht zu beweisen imstande ist.

Aber auch das Männerporträt hat in dieser Richtung seine besonderen Schwierigkeiten. Denn – auch Männer tragen oft Masken und halten es für nötig, ihren eigentlichen Ausdruck zu verbergen, besonders seit der Vollbart es ihnen nicht mehr so bequem macht, sich zu verstecken, und also nicht nur die Stirnmuskeln, sondern auch die den Mund umgebenden Muskeln von ihnen unter Kontrolle genommen werden müssen. Es kommt aber beim Männerporträt eine sehr große Erleichterung für den Künstler hinzu: der Mann nimmt es in der Regel nicht übel, wenn er so dargestellt wird, wie er wirklich aussieht, was man von der Frau manchmal nicht sagen kann, die entweder Illusionen über ihre Erscheinung hat oder mindestens durch ihr Konterfei in anderen erwecken möchte oder ahnungslos über ihren Reiz ist, den sie sich durch bewußtes Mienenspiel zu erwerben glaubt. Auch dies ist manchmal ein Stein des Anstoßes und hindert den Künstler an seinem Vorgehen.

Wenn wir nun all diese und andere mehr mechanische Schwierigkeiten in Betracht ziehen, die bei der Porträtmalerei zu bedenken sind, so ist es fast erstaunlich, daß trotz alledem so viele hervorragende Porträts in der Welt entstanden sind.

Als eine dieser „mechanischen" Schwierigkeiten möchte ich zum Beispiel beim Kinderporträt die große Beweglichkeit des Kindes anführen. Ein Kind kann nur wie der Vogel im Fluge erhascht und gemalt werden, und wer ein Kind dazu zwingen wollte, längere Zeit still zu halten, hat schon verloren! Denn ein Kind verhält sich nur unbewußt still und sozusagen aus Versehen. Eine Ermahnung, stillzuhalten, wäre für ein Kind nur die Veranlassung, eine mürrische Miene aufzusetzen oder ungezählte Purzelbäume zu schlagen.

Bei dem Frauenbildnis sei als äußere Schwierigkeit die Toilette genannt, welche, wenn sie von gestern ist, heute bereits als altmodisch empfunden wird und erst nach hundert bis zweihundert Jahren sich zur Tracht verwandelt, so daß es ein wirkliches Problem ist, wieweit man eine Toilette von heute in ihrem modischen Reiz wählen darf, da ja das „Heute" übermorgen schon ein „Vorgestern" wird.

Dieses Problem steht in unmittelbarem Zusammenhang mit einem der größten Probleme der Malerei: es betrifft dies den Stil. Was bei dem echten Künstler der Stil bedeutet, ist bei dem unechten die Manier. Der Stil ist keineswegs nur ein Privileg der Genialität, sondern wirklich jeder Echtheit eigen, auch der eines Talentes, das nicht als Genie zu bezeichnen ist, denn die Echtheit des Kunstwerkes ist der Ausdruck eines Angeborenen, dessen Wurzeln in den Tiefen der Persönlichkeit ruhen, die nur echt und eben kein Genie zu sein braucht. War aber die Persönlichkeit nicht rücksichtslos genug, um während ihres Lebens den Glauben an sich zu erzwingen, so wird ihr spätestens hundert Jahre nach dem Tode die stilbildende Kraft doch zugesprochen, falls sie wirklich echt war. Hingegen ist die Kostümmalerei der siebziger Jahre heute mit Recht verpönt, ebenso die romantischen Schleier und Fetzen, welche als armselige Requisiten, als lächerlich empfunden werden. Es liegt eine gewisse Verlogenheit in diesen Hüllen, welche

nachträglich als ein Symptom der Unechtheit gelten. Diesen Kulissenplunder haben von je die echten Talente abgelehnt und sich in ihrer mutigen Art, mit der sie allen Trachten ihrer Zeit zu Leibe gingen, an den Wänden behauptet, seien es nun Puderperücken, Reifröcke oder glatte Scheitel mit Stirnband. So erinnere ich nur an das Porträt der Königin Elisabeth in München von Goya. Diese häßliche, böse Frau ist umgeben von Perlen und Spitzen, Ärmelstickereien, wie sie in der Zeit getragen wurden. Ein grotesker Gegensatz, der die triumphierende Porträtkunst dieses Zauberers zeigt.

Zum Schluß sei noch ein diskretes Problem erwähnt, um das wir alle wissen, nämlich: das Schöne ist schwer! Wieviel leichter ist es, einen unregelmäßigen Typus darzustellen, als eine Schönheit! Dieses von allen Künstlern beneidete Objekt bereitet dem Porträtmaler schlaflose Nächte. Von der makellosen Schönen mit Rosenwangen und Wimperschatten zur Friseurpuppe ist oft nur ein Schritt; ist das Kunstwerk aber trotzdem gelungen durch kühne Technik, durch Aufteilen der Flächen in überraschende Flecke, wie man es bei Leibl beobachtet, so kann es geschehen, daß die Angehörigen sich über ein solches Kunstwerk beklagen: „Hat denn meine Frau einen weißen Punkt auf der Nase?" Antwort: „Das ist das Glanzlicht." Oder: „Ich finde, meine Frau hat nicht so viel Schatten im Gesicht!" Antwort: „Das kommt natürlich auf den Winkel an, den sie zum Licht einnimmt." Und so weiter.

Reinhold Lepsius malte viele seiner Bilder zweimal. Einmal für sich, und einmal für den Geschmack des Publikums. Wie selten ist der Fall, da beides zusammentrifft!

GEORG GÖHLER

Der Wahn=Monolog in den „Meistersingern"

Ist etwas sehr bekannt, so hält man es nicht für nötig, es kennenzulernen. Macht man sich aber die Mühe, so merkt man, wie wenig man es gekannt hat.

Den „Wahn-Monolog" kennt jeder Musikfreund. Aber kennt ihn jeder wirklich? Wagner hat selbst ein wenig Schuld daran, daß dies nicht der Fall ist, denn der sprachliche Ausdruck darin ist etwas vertrackt. In dem dritten Prosaentwurf der „Meistersinger" (aus dem Jahre 1861) lautet der betreffende Abschnitt:

„Sachs suchte in der Chronik der Welt nach ähnlichen wilden Vorfällen (wie die Prügelszene), die ihm das Wesen des Wahns erklären sollten, welcher die Menschen so oft bewältigt und zu den unsinnigsten Handlungen treibt, so daß sie ohne Grund sich meiden, suchen, anfallen, bekriegen und auf alle Weise sich verfolgen und doch Keines welchen Lohn und Dank davon hat. Nun findet er, daß, man könne aufschlagen, wo man wolle, eigentlich doch alles nur Zeugnis davon gebe, daß Narrheit und Unsinn des Menschen rechte Art sei. Für wie friedlich und gesittet halte er nicht sein liebes Nürnberg, und wieviel braucht's, daß in nächtlicher Stunde alles sich anfällt wie wilde Teufel! 's ist eben der Wahn, der,

mühsam gebändigt, so gern leicht losbricht, aber im Grunde immer der Herr bleibt. Diesmal war's wohl die Johannisnacht. Ein Glühwürmchen fand sein Weibchen nicht; geängstigt flog's durch manches müde Menschenhirn; dem knistert's nun wie Funk und Feuer; die Welt steht ihm in Brand; das Herz erwacht und pocht und tobt, — die Hand ballt gern sich um den Knüppel, und Prügel muß es regnen, um den Weltenbrand zu löschen. 's war halt ein Koboldswahn!"

Auch dieser Entwurf hat seine sprachlichen Tücken („das geängstete Glühwürmchen fliegt durch manches müde Menschenhirn"!!). Versuchen wir, aus beiden Fassungen den Sinn des Monologs zu ergründen.

Anlaß zu ihm hat die Prügelszene gegeben. Im Entwurf sind die Betrachtungen mehr humoristisch gehalten und gipfeln in der Erkenntnis, daß die Streitereien und Hauereien, von denen die Weltgeschichte berichtet, nur beweisen, wie „Narrheit und Unsinn des Menschen Art sei". In der Dichtung selbst ist der Grundgedanke sehr vertieft.

„Wahn, Wahn! Überall Wahn!" „'s ist halt der alte Wahn, ohn' den nichts mag geschehen, 's mag gehen oder stehen: steht's wo im Lauf, er schläft nur neue Kraft sich an; gleich wacht er auf, dann schaut, wer ihn bemeistern kann!" So spricht Sachs in tiefstem Ernste von einer unheimlichen Macht, die der Grund ist, „warum gar bis auf's Blut die Leut' sich (d. h. einander!) quälen und schinden in unnütz toller Wut!"

Was ist der Wahn? Das Wort, das Wagner sehr liebte, ist nicht eindeutig. Im „Tristan" ist es ungefähr identisch mit Einbildung. Dort heißt es: „Wähnst du das?" „Sein Gestirn weckt zu Trug und Wahn das Hirn." „Die mir der Tag trügend erhellt, zu täuschendem Wahn entgegenstellt." Überall ergibt sich aus dem Wahn Irrtum.

In Sachs' Wahn-Monolog aber ist der Wahn kein negativer Begriff. Den Schlüssel zum Verständnis des Wortes Wahn geben hier die Worte, die Sachs an Stolzing richtet:

„Glaubt mir, des Menschen wahrster Wahn
wird ihm im Traume aufgetan."

„Wahn" ist das, was man in der modernen Psychologie das Unbewußte und die aus diesem Unbewußten kommenden Triebe nennt. Deshalb kann auch Wagner sprechen von dem „alten Wahn, ohn' den nichts mag geschehen"!

Das Tragische in Wagners Musikdramen beruht häufig auf dem Gegensatz zwischen den Trieben und den höheren, den sittlichen Seelenkräften. Das Tierische der Triebe bedarf der Regelung durch diese. Zwei Triebe haben in Wagners Dichtungen größte Bedeutung: der Selbsterhaltungstrieb, der sich zur Habgier und Machtgier steigert, und der Arterhaltungs- (Fortpflanzungs-) Trieb, aus dem die Begierden der Sinnlichkeit erwachsen. Beide Triebe führen zu Wahnvorstellungen und Wahnhandlungen, wenn sie in tierischer Wildheit losbrechen. „Dann schaut, wer sie bemeistern kann." Wenn das Ungebändigte der Triebe, der Wahn, zum Sinn des Lebens wird, entsteht der „Wahn-Sinn", und je nach der Art der Triebe ergeben sich im Menschenleben die mannigfachen Arten von Größen- und Liebeswahnsinn, die in den schweren Fällen zur Selbstvernichtung führen.

Die Tragik, die aus der Unfähigkeit, sexuelle Triebe zu meistern, erwächst, finden wir im „Tannhäuser" und im „Parsifal". Die Tragik, die sich aus der

Machtgier ergibt, ist dargestellt im „Ring des Nibelungen“. Den Kern all des Unheils, das in diesen vier Dramen geschieht und schließlich zum Untergang der Welt führt, gibt Wotan selbst an mit den Worten:

„Als junger Liebe Lust mir verblich,
verlangte nach Macht mein Mut.
Von jäher Wünsche Wüten gejagt,
gewann ich mir die Welt.
Unwissend trugvoll, Untreue übt' ich,
band durch Verträge, was Unheil barg.“

An diesen Fluch des schrecklichen Triebes der Hab- und Machtgier denkt Hans Sachs, wenn er fragt, „warum gar bis auf's Blut die Leut' sich quälen und schinden in unnütz toller Wut! Hat keiner Lohn noch Dank davon: in Flucht geschlagen, wähnt er zu jagen; hört nicht sein eigen Schmerzgekreisch, wenn er sich wühlt in's eig'ne Fleisch.“ Die ungebändigten Triebe offenbaren den Wahn. „Wie bald auf Gassen und Straßen fängt der da an zu rasen!“

So ist Wahn in Sachs' Monolog nichts Negatives, sondern eine ungeheure positive Kraft, deren zerstörende Wirkung nur darauf beruht, daß sie nicht „bemeistert“ wird. Stadt- und Weltchronik melden das Unheil, das durch dieses Tierische im Menschen angerichtet wird, denn das Grauenhafte an jedem Wahn ist die Ansteckungsgefahr. Geistige Epidemien verbreiten sich viel schneller und weiter als leibliche, und die Zahl ihrer Opfer ist tausendmal größer. „Mann, Weib, Gesell und Kind, fällt sich an wie toll und blind.“

Und doch kann es, wie von Feuer und Wasser, auch vom Wahn heißen: Wohltätig ist des Wahnes Macht, wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht.

„Jetzt schaun wir, wie Hans Sachs es macht,
daß er den Wahn fein lenken kann,
ein edler Werk zu tun!“

Warum kann das Sachs?

Weil er in sich selbst den Wahn überwunden hat, weil die Begierden nicht ihn bemeistern, sondern er die Begierden, weil er entsagen kann und seinen Egoismus geopfert hat, obwohl es ihm Eychen mit ihrem: „Könnt's einem Witwer nicht gelingen?“ sehr schwer gemacht hatte, weil er nicht an sich und seine Eitelkeit dachte, weil er sich zu zähmen wußte in der Erkenntnis, wieviel Elend der Wahn, die hemmungslose Betätigung der niedrigen Triebe der Liebes- und Machtgier über die Welt gebracht hat.

Hans Sachs' Wahn-Monolog steht in dem einzigen Drama Wagners, das keine Tragödie geworden ist! In allen anderen richten ungebändigte Triebe alles zugrunde.

Hans Sachs' Wahn-Monolog ist eine der weisesten Reden, die je gehalten worden sind. Ist doch an ihrem Schlusse die Rede von denjenigen Werken, „die selten vor gemeinen Dingen und nie ohn' ein'gen (!) Wahn gelingen“. Damit weist Wagner auf die Notwendigkeit einer Synthese aus den Trieben und den höheren, den sittlichen Kräften hin. Nur diese Synthese gibt die Möglichkeit, „ein edler Werk zu tun“!

Rundschau

Franz Marc. Im März 1916, vor fünfundzwanzig Jahren, fiel im Westen der Artillerieleutnant Franz Marc, seines Zeichens Maler in München, ein Mann, dessen Briefe aus dem Felde, die er an seine Frau daheim geschrieben hat, zu den entscheidenden und bleibenden Dokumenten der deutschen Welt jener Jahre gehören. Man hat sie gerade jetzt wieder in einer neuen Ausgabe herausgebracht, nachdem sie bald nach dem Kriege zusammen mit seinem letzten Skizzenbuch zuerst erschienen waren: sie sind das schönste Denkmal des Menschen und des Mannes Marc, zart und aufrecht, überlegen und voll Hingebung an das Erlebnis des Krieges, Aufzeichnungen eines Künstlers, der mit horchendem Herzen auf den geheimen Sinn des verworrenen Geschehens lauschte, in das ihn das Schicksal hineingerissen hatte. Ein Mann schrieb diese Briefe, der sich mit rührender Liebe immer wieder nach den Tieren daheim erkundigt, nach dem Reh vor allem, das dort bei der daheimgebliebenen Frau lebt; ein Mann, der zugleich mit feinsten Ohren in die Tiefe der Zeit lauscht und den Wandel vernimmt, der dort jetzt das Vergangene vom Zukünftigen scheidet. Er horcht auf das eigene Herz und vernimmt den Moment, da es, wie alle Herzen im großen Krieg von damals, für einen Augenblick aussetzt, um dann seinen Gang weiter zu gehen: er weiß, daß dieser eine reglose Augenblick die Sekunde war, in der die alte Welt starb, ohne Möglichkeit der Wiederkehr versank und ein Neues, Ungekanntes, Ungeformtes geboren wurde, die Zukunft und ihre Aufgabe. Franz Marc versucht immer wieder, den Sinn dieser Aufgabe zu fassen, im Leben mit den Gefährten, im Erleben des Krieges, im Tasten nach den stummen Erfahrungen mit der eigenen Seele. Vorsichtig, klug wägend, berichtet er der Frau von seinem Gefühl und seinem Denken, sucht zwischen Tod und Leben den schweren Ausgleich, der am schwersten wird, als das Schicksal ihm den Freund, den jungen Maler August Macke, von der Seite reißt, der schon im September 1914 in Frankreich fällt. Da steigt die Klage auf um den Menschen wie um sein Werk, das mit ihm versunken ist — und etwas wie erste Vorahnung des eigenen Geschicks, das Geschick seiner ganzen Generation werden sollte. Marc beginnt das Versinken zu spüren, sucht im Umriß noch etwas von den Aufgaben zu skizzieren, die sie unerledigt den Nachrückenden überlassen müssen — und geht beinahe mit sehenden Augen in sein Schicksal. Die Verse des Dichters Georg Trakl, der auch von der erdrückenden Wucht der Kriegserlebnisse zerbrochen wurde, sind etwas wie ein Kommentar zu dem Wesen Franz Marcs: auch dort zerbricht eine Welt und sucht im Zerfallen noch an Schönheit zu retten, was sich retten läßt. Was dem Vorgang Dauer gab, war die männlich aufrechte großartige Haltung, die dem Versinken etwas vom Glanz der Tragödie lieh: der Geist, dem sie dienten, gab all diesen jung Gefallenen von Marc und Macke bis zu Stammler und Morgner das Absolute der Unerschrockenheit: „Si fractus illabatur orbis, Impavidum ferient ruinae."

Bismarck und Gortschakoff. Der entscheidende, niemals überwundene Bruch in den Beziehungen beider Staatsmänner geht auf das Jahr 1875 zurück. Es war die Zeit, als Gortschakoff zugunsten Frankreichs, das um Schutz gegen die angeblichen kriegerischen Absichten der deutschen Militärpartei bei Rußland nachsuchte, eine Friedensdemarche unternahm und zu diesem Zwecke in Gegenwart des

englischen Botschafters am Berliner Hofe Odo Russel ein Gespräch mit Bismarck herbeiführte, über das der Engländer folgendermaßen berichtete: „Ich gestehe, daß Fürst Gortschakoff meine ganze Bewunderung hatte. Er zeigte sich überlegen in Kühle, Liebenswürdigkeit, Feinheit, und ich muß sagen, in Breite der Anschauungen. Bismarck fühlte sich unbehaglich, wie jemand, der einen schwer verdaulichen Bissen herunterwürgen muß. Es war das erstemal, daß ich ihn um eine Antwort verlegen sah." Bismarck beschwerte sich in dieser Unterhaltung darüber, daß man an seinem Wunsche, den Frieden zu erhalten, zweifelte, während er in schlaflosen Nächten gerade daran arbeitete, den Frieden zu sichern. Gortschakoff will ihm geantwortet haben: „Es sind diese schlaflosen Nächte, die uns stören. Sie tragen die Last Ihres Ruhmes; wenn Sie an Schlaflosigkeit leiden, so kann Europa nicht schlafen; wenn Sie Kopfschmerzen haben, so hat Europa hohe Temperatur." Bismarck hat diese diplomatische Demütigung, die zudem in Anwesenheit eines Dritten stattfand, Gortschakoff niemals verziehen. In den „Gedanken und Erinnerungen", in denen er die Unterredung übergeht, sagt er, daß er später Gortschakoff lebhafte Vorstellungen gemacht habe, weil es nicht freundschaftlich sei, wenn man einem vertrauenden und nichtsahnenden Freunde plötzlich und hinterrücks auf die Schulter springe, um dort eine Zirkusvorstellung auf seine Kosten in Szene zu setzen. Von diesem Zeitpunkt an war das Mißtrauen Bismarcks gegen Gortschakoff unausrottbar, und es ist wahrscheinlich, daß in dieser Stunde Bismarcks Entschluß unverrückbar wurde, durch enges Zusammengehen mit Österreich die europäische Mitte stark zu machen. Eine wesentliche Ergänzung zu der bisherigen Kenntnis der russischen Politik von 1870–1914 gibt das Buch von Oskar P. Trautmann, der zuletzt deutscher Botschafter in China war, „Die Sängerbrücke" (Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft. Mit vielen Bildern). Hier wird ein großangelegter Überblick über die Grundsätze und Doktrinen gegeben, nach denen sich die auswärtige russische Politik (Sängerbrücke = russisches Auswärtiges Amt) damals ausrichtete. Eine sehr gründliche Kenntnis und ein intensives Aktenstudium machen diese Geschichte der russischen Politik, die ganz vom Standpunkt des Diplomaten aus geschrieben ist, höchst wertvoll und interessant. In vielem wird das fein abgewogene Buch des Diplomaten manchen geschichtlichen Figuren gerechter, als es gemeinhin der Historiker darf. Denn die persönlichen Beziehungen der Diplomaten untereinander haben oft, wie es gerade die oben angeführte Episode zeigt, eine entscheidende Rolle gespielt. Überall finden wir das sympathische Streben nach unparteiischer Beurteilung, Schwarz-Weiß-Malerei ist nicht Sache des Verfassers, das Buch ist wohltuend in seiner maßvollen Art. Aber darüber hinaus vermittelt es grundlegende Erkenntnisse, die auch für die gegenwärtigen und künftigen Beziehungen zwischen Deutschland und Rußland von erheblichem Werte sein können.

Johannes Schlaf. Achtundsiebzigjährig ist er in seiner Vaterstadt Querfurt gestorben, der Dichter des „Frühlings" und des „Meister Oelze", der Mitbegründer des deutschen Naturalismus, Johannes Schlaf, der mit Arno Holz einst theoretisch wie praktisch die Grundlagen einer neuen modernen Kunst zu schaffen versuchte. Ein Stück lange versunkener Geschichte der geistigen Entwicklung vom Ende des vorigen Jahrhunderts stieg bei der Nachricht von seinem Tode herauf, zusammen mit der Erinnerung an seinen einstigen Freund und späteren Gegner Arno Holz, der ihm im Tode um mehr als ein Jahrzehnt vorausgegangen war. Aus einer völlig verwandelten Zeit heraus versucht man die Welt von einst

wieder heraufzubeschwören, die Zeit, da Holz und Schlaf, beide in der Mitte der zwanziger Jahre, die Gesetze der neuen Kunst theoretisch festzulegen und zugleich in Novellen und Dramen praktisch zur Anwendung zu bringen versuchen. Winter liegt über dem Berliner Osten, es friert Stein und Bein — und der Thüringer und der Ostpreuße suchen die „Neuen Geleise", schreiben den „Papa Hamlet" unter dem Pseudonym Bjarne P. Holmsen, dem Gerhart Hauptmann nachher sein erstes Drama widmet, dichten gemeinsam die „Familie Selicke", während sich das Publikum über die Arme-Leute-Literatur aufregt. Zwei Kriege, eine Inflation, die tiefsten Umwälzungen unserer inneren und äußeren Geschichte liegen zwischen uns und jenen Tagen: die Nachricht vom Tode des alten Johannes Schlaf klingt wie aus einer längst versunkenen Welt zu uns herüber. Man erinnert sich der zarten Lyrik seines „Frühlings", die Anton Kippenberg durch ein Inselbändchen nachträglich populär machte; man denkt an den Stimmungsnaturalismus des Dramas „Gertrud", in dem sich Halbe und Przybyszewski begegneten — und kann sich kaum vorstellen, daß der Mann, der dieses schrieb, bis jetzt unter uns gelebt hat. Er hatte selbst sein Dichten lange zurückgestellt, kämpfte gegen Kopernikus für ein neues geozentrisches Weltbild: er war bei Lebzeiten ein Stück Literaturgeschichte geworden, dessen Wirklichkeitszeit fast unvorstellbar weit hinter uns lag — aber er hatte die unmittelbare Verbindung zu unseren Tagen durch sein starkes inneres Beteiligtsein an dem Ringen der Christenheit.

Ein Gefäß von Gottes Gnaden und von Gottes Zorn. Josef Hofmiller fragt einmal, ob Voltaire das Eine oder das Andere gewesen sei. Die zutreffende Antwort muß wohl lauten: er war das eine und das andere. Aber die Gnade überwog in langen Zeiträumen seines Lebens, denn dieser Mann, der den unvergeßlichen Satz prägte: „Das höchste Geschenk, das Gott den Menschen gegeben, ist die Notwendigkeit, zu arbeiten!", war einer ganzen Reihe erlauchter Geister und edler Frauen und Männer wert und behielt für sie seinen Wert trotz vieler Schönheitsfehler und ausgesprochener Nichtswürdigkeiten. Ein Mann wie Houston Stewart Chamberlain zählte ihn zu seinen „bleibenden Lebensgenossen", und der Satz ist zweifellos richtig, daß derjenige, der sich mit Voltaire zu beschäftigen anfing, nie wieder ganz von ihm loskommt. Ein schlüssiger Beweis hierfür ist seine freundschaftliche Beziehung zu der Herzogin Luise Dorothee von Sachsen-Gotha und Altenburg, einer der anziehendsten Fürstinnen auf deutschen Thronen im 18. Jahrhundert. Luise Dorothee wurde am 10. August 1710 als Tochter des Herzogs Ernst Ludwig, der der Meiningenschen Nebenlinie der Ernestiner angehörte, und seiner Gemahlin Dorothee Marie aus der Gothaischen Hauptlinie der Ernestiner geboren. Sie heiratete Friedrich III. von Gotha, einen nahen Verwandten, aber die Verwandtschaft brachte keine Gefahren für die Nachkommenschaft, da in den Adern dieser Wettiner gesundes Blut kreiste. Luise Dorothee war eine der ganz wenigen Frauen, denen Friedrich der Große Zeit ihres Lebens nicht nur mit größter Achtung, sondern in ehrlicher Zuneigung zugetan blieb. Sie erwiderte diese Freundschaft mit einer vorbildlichen Treue, die sie ihm trotz schwerster Bedrohung durch das Reich im Siebenjährigen Kriege unverbrüchlich hielt. In einem ergreifenden Briefe, dem letzten, den sie ihm sandte, schreibt sie von sich, daß sie nach schwerer Erkrankung „wieder atme, um Sie zu verehren". Auszeichnend für sie war auch ihre Freundschaft, die ihr Leben überdauerte, zu einer ebenso seltenen Frau, wie sie selber es war, der Frau von Buchwald, die sich höchster Schätzung auch des Großen Königs, Wielands, Goethes und anderer

Größen erfreute. Luise Dorothee hat aus dem Gothaer Hofe auch einen feinen Musenhof gemacht, an dem sich führende Geister gerne versammelten. Sie war eine begeisterte Anhängerin der „besten aller Welten" im Sinne von Leibniz, von dem sie aber in ihren letzten Jahren zu Gott kam. Das Wissen um diese Fürstin war trotz gründlicher Vorarbeiten spärlich, jetzt hat ein wahrhaft Berufener für sie das Muster einer intimen Biographie geschrieben, ein Lebensbild mit klug und überall richtig aufgesetzten Lichtern und Schatten, die ein Kenner des menschlichen Herzens schrieb, dem ein unausschöpfbarer Schatz von feinsinniger und feingeistiger Bildung und eine hohe Kultur des Geistes und Herzens zu Gebote stehen. Sein unbestechliches Urteil, Takt und Distanz, Klarheit und Wärme verrät jede Zeile des feinen Büchleins „Luise Dorothee" (Berlin, Walter de Gruyter & Co. Viele Bilder. RM 4,80), das Karl Koetschau schrieb und damit dem ganzen deutschen Volke ein prächtiges Geschenk machte.

ROSE PLANNER-PETELIN

Der Fährmann an der Weichsel

Novelle

Lene war auch im Sommer allein, wenn die Weichsel unten durchsichtig und still dahinfloß, die Felder grün die Ufer säumten und Erlen und Weiden silbrig glänzten. Selten und nur nach Feierabend, daß einer aus den deutschen Höfen hereinsah. Meist waren es Polen, die auf dem Weg zur Fähre auftauchten, sie riefen etwas durchs Fenster, das Lene nicht verstand, oder schlugen am Anlegeplatz die Glocke an und warteten am Wasser, bis der Fährmann kam. Das Leben auf der Weichsel, die Kähne, die nach Danzig fuhren, die Holzflöße, das zog wie Bilder an dem einsamen Fährhaus vorüber. Nur manchmal drang der langgezogene Ruf eines Schiffers bis nach oben. Im Sommer hatte Lene auf dem Felde zu tun, im Garten, der Mann rief ihr ein Scherzwort zu, wenn er vorbeikam oder von seinen Netzen aufsah. In diesem Jahr hatte der Kinderwagen vor der Tür in der Sonne gestanden. Es war trotz allem ein gutes Leben hier in der Einsamkeit gewesen, aber jetzt im Herbst, da das Land unter Stürmen sich unheimlich veränderte und selbst die täglichen Gäste an der Fähre, die Arbeiter und Boten ausblieben, war es schwer für Lene, jetzt tauchte das ferne Heimatdorf vor ihr auf, und sie meinte, lebendig und nah zu fühlen, wie es dort war. Sie spürte die gute Enge, das nachbarliche Beieinander. Das Mißtrauen gegen dieses einsame Land hier, gegen die Menschen, gegen das Wasser wuchs in ihr. Sie war fast unwillig über den Mann, denn der war wie immer zufrieden, daß die Weichsel Gang und Art seines Lebens bestimmte. Im 17. Jahrhundert schon waren die Starks aus dem Braunschweigischen gekommen, und seither saßen sie auf dem Grund, den sie selber aus Sumpf und Brachland erarbeitet. Gustav kannte nichts anderes und nichts Besseres als das Haus hier am Strom. Er wußte von den Vorfahren her um die Geheimnisse des Wassers, um die Zeichen, die Himmel und Flut den Menschen geben, und um die Gefahren, die in der Tiefe lauerten. Über das Heimweh seiner jungen Frau lachte er. Er war gewiß, sie würde sich einleben. Das Wasser zwang jeden.

Lene stand in der Tür des Fährhauses und sah über die Weichsel hin. So wie heute schien sie ihr noch nie gewesen. Als eine riesige, braune, gurgelnde Flut wälzte sich das Wasser daher. Es floß fast träge, in schweren Bewegungen, in unheimlichem, langsamem, nur manchmal aufschäumendem Wellengang. Es fraß sich und hob sich in das Land hinein, als stiege es aus grundloser Tiefe empor. Von den Weiden unten an den Brachwiesen waren nur noch die einzelnen Ruten zu sehen, und im Erlenbruch spülte es um die Baumkronen. Sie standen braun und fahl wie das Wasser selbst über dem dahinziehenden Strom. Das jenseitige Ufer war weit fortgerückt, kaum noch zu erkennen. Schwer, mit treibenden Wolken hing der Himmel über Wasser und Land. Ein immer gleichbleibendes, dunkles Rauschen, verhalten, drohend, füllte den trüben Tag. Nur manchmal hoben sich die Schreie der dunklen Vögel, die über das Wasser strichen, daraus empor. Auf dieser Uferseite war neben dem altersgrauen Fährhaus keine menschliche Behausung zu sehen. Drüben am Damm führte die Chaussee am Wasser entlang. Die Obstbäume an ihren Rändern bogen sich gespenstisch auf dem Hintergrund des grauen Himmels. Die Felder zogen sich, abgeerntet, in stumpfem Braun bis an den Horizont. Und weit und breit kein Gefährt, kein Mensch.

Gustav kam, vornübergeneigt, schwer gegen den Wind kämpfend, vom Anlegeplatz herauf. Jetzt sah er Lene im roten Umschlagtuch oben in der Tür wartend stehen. Im fahlen Licht, das der Himmel preisgab, tat es gut, dies Rot zu entdecken. Sicher stand die Frau dort schon stundenlang, Gustav lachte in sich hinein und ging schneller.

Lene rief ihm etwas zu, aber der Wind riß jedes Wort vom Munde. Gut, daß der Mann endlich kam, sie wollten beide ins Haus gehen. Sie mochte diese unheimliche Welt hier nicht mehr sehen. Auf einmal begann es, von einem gewaltigen Stoß angerührt, stärker zu stürmen. Blätter und Aststücke wirbelten von der alten Linde über das Dach. Unten, das Wasser schäumte auf, weißliche Kronen schossen aus der braunen Flut. Gustav schrie seiner Frau zu, er müsse im Stall nach dem Vieh sehen, aber da kamen mehrere Männer, hart vom Winde getrieben, den ausgetretenen Weg von der Chaussee herunter. Sie trugen Säcke auf dem Rücken und Bündel in der Hand. Polnische Erntearbeiter, die heim wollten.

Jesus und Maria, nein, sie ließen sich nicht übersetzen, sie wollten das Wetter abwarten. Ob sie im Haus warten könnten?

„Draußen können sie doch nicht bleiben", rief der Fährmann Lene zu, als er ihr abweisendes Gesicht sah.

Auf dem Flur war es ganz dunkel, nur die Zigaretten der Polen glühten auf. Die Männer rückten Bündel und Packen dienstbeflissen vor Lene zur Seite. In der Stube war es kalt, und Lene beugte sich besorgt über das Kind, doch das schlief ruhig und fest. Sie begann, Späne zu machen, aber das kleine Flämmchen, das sie schließlich im Herdloch damit anfachte, flackerte nur kurz auf und erlosch. Sie versuchte es immer wieder von neuem, aber der Wind trieb auch im Herd sein böses Spiel und ließ kein Feuer aufkommen. Schließlich hockte Lene untätig, niedergeschlagen und verzagt vor der kalten Feuerstelle und sah durch das Fenster in den dämmerigen, wild jagenden Wolkenhimmel hinein. Lene war ein langsamer, stiller Mensch, bedacht und schwer aus der inneren Ordnung zu bringen. Heimweh und Einsamkeit hatten sie noch stiller gemacht. Sie hatte niemanden, nur Gustav, und sie war ihm in einer verhaltenen, leidenschaftlichen Art zugetan.

Sie stand jetzt etwas verlegen auf, als er im jäh aufblitzenden Licht in der Tür stand:

„Solche Angst zu haben, Marjell!" lachte er gutmütig und etwas spöttisch zu ihr herab.

„In der Zeitung steht, in der Tatra regnet es immer noch, Krakau soll ganz unter Wasser stehen. Es kann bei uns auch noch doller werden. Auf alle Fälle bring' ich die Sachen nach oben."

Während Lene das rotgeschlafene, fröhlich krähende Kind auf dem Schoß hielt, sah sie schweigend zu, wie ihr Mann allerlei aus Schrank und Schublade zusammenholte. Papiere, die Schachtel mit dem Fährgeld, das Sparkassenbuch.

„Sicher ist sicher." Er nahm noch die alte große Familienbibel vom Schrank. „Die haben noch ganz anderes erlebt", meinte er und erinnerte Lene damit an die Aufzeichnungen auf den ersten Blättern des großen Buches.

Noch unheimlicher als sonst erschien ihr der schwarze, abgegriffene Band mit den schweren, breiten Schnallen. Auf den gelblichen, nachgedunkelten Seiten stand viel von Not, Drangsal und Unrecht. Das Geschlecht der Starks hatte hier seine Spur hinterlassen, und seltsam, wunderbar, begleitete sie das Schicksal der Weichsel, ja sie führte oft mitten hinein. Eisgang hatte diesen verschlungen, Überschwemmung jenen mitgenommen, das Land war verwüstet worden und das Haus unterspült. Weil Gott aber stärker ist als jede Bestimmung, hatten die Starks ihm in diesem Buch alles dargebracht, was das Leben und das Wasser ihnen angetan. Sie waren immer mutig gewesen, hatten aber nie aufbegehrt. Gott wußte wohl um sie. Lene aber fürchtete das Buch.

„Glaubst du, das Wasser kommt bis an unser Haus?" Ihre Stimme bittet um eine verneinende Antwort, aber Gustav sagt nur:

„Hinlegen tun wir uns erst mal nicht, wenn's schlimmer kommt, gehn wir nach oben."

Wie aus der Erde steigt leise anschwellend ein Klang, ein Lied. Die polnischen Arbeiter im Flur singen, wohl um ihre Angst zu verscheuchen.

Der junge Fährmann hatte schon mehrere ähnliche Nächte erlebt, aber noch keine, seit er selbst die Fähre fuhr. Bis vor zwei Jahren hatte der Vater gelebt. Das hausväterliche Planen und Überlegen erfüllten ihn jetzt ganz. Erinnerungen und Mahnungen, Ratschläge des Vaters tauchten auf, aber trotzdem er zusammentrug, ordnete und packte, immer Lenes große, graue Augen auf sich gerichtet, glaubte er nicht an eine ernstliche Gefahr. Es war alles nur Vorsicht, und so jung war er noch, daß ihn das Abenteuer fast freute. Er scherzte über Lene und lachte zu dem Kleinen hin, aber, er war noch nicht fertig, da ging mit einemmal das Licht aus. Völlige Finsternis umgab die drei, und jetzt, da sie nur mit dem Ohr das Leben vernehmen konnten, wurde ihnen deutlich, daß das Toben der Elemente draußen furchtbar zugenommen hatte. Schwerer Sturm peitschte den Regen gegen das Fenster, im immerwährenden Aufheulen des Windes schien das Haus zu schwanken. Erschrocken bewegten sie sich erst nicht, wie ein leises Tasten war schließlich Lenes zitternde Stimme: „Gustav!", aber sie erreichte den Fährmann nicht, denn nun begann das Kind zu weinen, und aus dem Flur polterten die Polen herein. Als Gustav ein Streichholz anriß, sah man ihre Gesichter angstverzerrt aus dem Dunkel tauchen.

„Die Leitung ist gerissen."

Sie wollen noch mehr wissen, aber der Fährmann zuckt die Achsel. Er reißt ein Streichholz nach dem anderen an. Sein Gesicht ist verändert und sehr blaß.

Wohin sie eigentlich wollten, fragt er, und als sie einen Ort eine Tagesreise weit vom anderen Ufer nennen, sagt er kurz:

„Heute nacht kann ich euch nicht übersetzen und morgen auch nicht. Geht auf den Hof zurück, woher ihr gekommen!"

„In das Wetter, Gustav!" Jetzt denkt Lene nicht daran, daß es Fremde sind. Jetzt tut es gut, Menschen in der Nähe zu wissen.

„Auf dem Boden ist nicht Platz für alle." Der Fährmann treibt sie fast aus der Stube, steht dabei, bis sie ihre Bündel aufgenommen, und reißt ihnen die Tür auf.

Die Männer fluchen, einer betet laut vor sich hin. Sie haben einen Sommer lang schwer gearbeitet, drüben warten Frau und Kinder. Hat Gott denn kein Erbarmen mit ihnen? Jetzt jagt der Deutsche sie aus dem Haus.

Gustav sucht nach neuen Streichhölzern. Das Kind ist verstummt. Wie eine Insel ist hier die Stube, draußen heult die Finsternis als ein gefährliches Meer.

Da erklingt es scharf rufend durch das Dröhnen von Wasser und Wind:

„A – h – o – i!"

Die beiden horchen wie erstarrt.

„A – h – o – i!!"

So deutlich ist die Stimme im Sturm zu hören, als sei das Ufer nicht weit und von strömenden Wellen umspült, sondern nah wie an Sommertagen.

„A – h – o – i!!"

Als gäben Wind und Wetter der unheimlichen Stimme Raum, als schlössen sie einen schützenden Bogen um sie, so klar kommt sie an das Ohr der beiden. Lene zittert am ganzen Körper. Sie sucht im Dunkeln nach Gustav, erfaßt seinen Arm. Er spürt ihre sich krampfenden Finger.

„Du gehst doch nicht!"

„A – h – o – i!!"

Drohend, dunkel, böser als jeder Sturm ruft es wieder.

„Ich muß", sagt Gustav heiser. „Der sieht ja auch, daß es gefährlich ist. Er wird eben herüber müssen!"

„Geh nicht, Gustav, geh nicht!" Lene wirft sich an seine Brust. Gustav fährt mit breiter Hand über ihr Haar, die Schulter, dann über das weiche, zarte Gesicht des Kindes. Er fühlt die kleine Wärme seines Atems. Und nun reißt er sich los, schiebt Lene die Streichhölzer in die Hand und springt zur Tür.

„Je länger ich warte, desto schlimmer wird es."

Und wieder hört man es rufen.

Mit beiden Händen, mit ihrem ganzen Körper möchte Lene dieses Rufen ersticken, diese grausige Stimme umbringen.

„K-o-o-mm sch-o-o-n", antwortet jetzt der Mann vor der Tür. Diese Antwort gleicht dem Anflug eines kleinen Vogels gegen den Wind. Sie wird sofort zurückgeworfen, aber der Unheimliche muß sie doch gehört haben, sein Rufen verstummt.

Lene will hinter Gustav her, aber schon hat ihn die Dunkelheit verschlungen. Sie ist allein in der Nacht. Der Sturm peitscht ihr den Regen ins Gesicht, reißt an ihren Kleidern, an den Tüchern des weinenden Kindes. Sie versucht mit spähenden Augen die Finsternis zu durchdringen, sie verschließt sich ihr lange, aber schließlich schwankt unten, mitten auf dem Dunkel eine kleines grünes Licht. Das ist der Mann auf der Fähre, und als öffne sich mit diesem blinkenden Auge der verzweifelten Frau die undurchdringliche Nacht, so weiß sie nun um die Gefahr, die im Dunkel wächst, es würgt sie die furchtbare Angst der Kreatur vor dem wild-

gewordenen Element, und ohne Überlegung hastet sie den Weg hinauf, stolpert über Steine, fällt in Wasserlöcher. Sie redet irre vor sich hin, drückt das Kind an sich. Der Regen peitscht durch das Kleid. Auf der Straße oben bleibt sie keuchend stehen, der Wind reißt sie faßt um. Sie lehnt sich schutzsuchend an einen Baum. Wohin soll sie, rechts, links oder querfeldein? Ihre Augen irren durch die Nacht. Da unten das Licht. Das grüne Licht. Sie verfolgt es, sieht es schwankend sich entfernen. Auf einmal, ganz plötzlich, ist es nicht mehr zu sehen.

„Gustav!" schluchzt sie auf, „Gustav!" und löst sich vom Baum. Sie geht einige Schritte vor. Das Licht! Sie macht noch einige Schritte. Nein, sie sieht es nicht. Und jetzt läuft sie wie gehetzt den Weg zurück, den sie gekommen, der Weichsel zu, ins wilde Brausen hinein.

Ach, und da ist das Licht wieder. Ganz fern, ganz klein schwankt es über dem Wasser. Es zittert, wie ein Funken vergehend und wieder aufglühend, auf dem Strom. Lene denkt nicht, überlegt nicht, sie weiß nur, daß sie bei Gustav sein muß. Sie fühlt noch seine Hand auf ihrem Scheitel.

Sie stolpert über die Schwelle des Hauses, sucht die Notlampe auf dem Schrank, und während sie das weinende Kind an sich preßt, läßt sie das Licht unter zitternden Händen aufleuchten.

„Der Vater, Jungchen!" schluchzt sie auf und stellt die Lampe in die Fensternische.

Die Lampe ist der Stube zu abgeblendet. Der große Raum bleibt voller Schatten, in den Winkeln hockt die Finsternis. Wenn ein Windstoß kommt, zittert das Haus, und die Lampe flackert. Lene irrt mit hilflosen, suchenden Schritten von Fenster zu Fenster, manchmal wendet sie sich der dämmrigen Stube zu, aber dann preßt sie ihr Gesicht wieder gegen die Scheiben. Sie kann das Fährlicht wieder nicht sehen. Die Nacht ist wie eine Wand.

Da auf einmal flackerte die Lampe stärker, ein wilder Luftzug fuhr durchs Zimmer. Lene sah die Umrisse einer breiten Frauengestalt in der Tür.

Ach, das war Gertrud, die deutsche Hebamme, die in den Höfen an der Weichsel seit vielen Jahren den Kindern ins Leben half, eine schweigsame, manchmal harte Frau, die aber immer bereit war, wenn man sie brauchte, und, wohin sie kam, Ruhe mitbrachte. Von ihrer Art ging Zutrauen aus. Sie behielt durch die Jahre hindurch mütterliche Fürsorge für die Frauen, die einmal unter ihren helfenden Händen gestöhnt. Die Engel hatten sie in dieser Stunde geschickt.

„Ich wollt' zum Windmüller hinüber. Er hat schon heute früh telephoniert, aber ich seh', die Weichsel ist zu wild. Es ist unmöglich, hinüber zu kommen."

„Unmöglich. Und der Gustav ist auf dem Wasser. Es hat einer so schaurig gerufen."

Die alte Hebamme schob sich mit einer sehr ruhigen und langsamen Bewegung die nassen, grauen Strähnen unter das dicke schwarze Wolltuch, das sie sich um Kopf und Schultern geschlungen, und sah prüfend zu Lene hinüber, ging dann die paar Schritte bis zur Wiege. Ihr schwarzer Mantel fiel breit zu beiden Seiten auseinander. Wie ein Riesenvogel mit schweren Schwingen stand sie über das Kind gebeugt. Mit kleinen einschläfernden Tönen wollte sie es beruhigen, aber auf einmal erhob sie sich ruckartig: „Der ist ja ganz naß." Sie faßte die näherkommende Mutter am Arm: „Herrgottchen, du ja auch, du bist wohl draußen gewesen? Solche Unvernunft!"

Sie half Lene beim Umkleiden, und als sie den jungen Körper zittern spürte, schalt sie:

„Frauchen, Frauchen, solche Angst zu haben! Wenn man ein Kind an der Brust hat, darf man nicht bang sein. Was soll denn aus dem Jungchen werden?"

Die kleinen Handgriffe des täglichen Lebens sind immer eine Hilfe in Stunden der Angst und Sorge. Lene machte den Schrank auf, kramte in der Schublade, legte den Kleinen trocken, und für ein Weilchen dachte sie nichts anderes, aber als sie dann auf Befehl der Hebamme das Kind an die Brust nahm und stillhalten mußte, schluchzte sie wieder auf: „Gertrud, der Gustav! So eine Nacht, Gott, so eine Nacht!"

Die Alte antwortete nicht, sah nur schweigend auf Mutter und Kind herab. Dann sagte sie aber doch ruhig und langsam, wie es ihre Art war:

„Ich habe in meinem Leben erfahren, daß so eine Nacht manchmal für den Menschen gut ist."

Fragend hob Lene den Kopf, aber die Alte schwieg, und die junge Frau erinnerte sich, daß man ihr erzählt hatte, die Hebamme habe Mann und beide Söhne im großen Kriege verloren. Vielleicht hatte man ihr in solch einer Nacht die Nachricht gebracht.

„Kann ich bei euch bleiben, bis es hell wird? Es regnet zu doll zum Heimgehen."

„Ach, Gertrud! Aber bist nicht bang vor dem Wetter?"

Die Uhr war nah an Mitternacht. Der Sturm hielt unvermindert an, die beiden Frauen saßen in schweigender Erregung horchend in der dämmerigen Stube. Auf einmal sagte die Alte am Fenster:

„Komm her, Lene, ist das nicht das Licht von der Fähre?"

Ganz nahe sah man den grünen Schein über das Wasser gleiten.

„Mein Gott, Gertrud, er kommt zurück. Er kommt zurück!" Lene preßte ihr Gesicht gegen die Scheibe. Das Licht der Notlampe im Fenster flackerte golden über ihr erregtes Antlitz, die entblößte Brust, das braune Haar glänzte rötlich, die dunklen großen Augen füllten sich mit erlösenden Tränen.

„Nu, nu, jetzt brauchst ja nicht mehr zu weinen, Kind. Jetzt ist ja alles gut. Möcht' bloß wissen, wer bei dem Wetter hat herüber müssen!"

Die schweren Schritte des Fährmanns sind auf dem Flur zu hören, die Tür fliegt auf, und im triefenden Ölmantel steht er in der Stube.

„Fast wär' ich nicht zurückgekommen. Gut, daß du die Lampe angezündet hast, Lene. Mitten auf dem Wasser ist das Seil gerissen. Der Anlegeplatz ist unter Wasser. Ich hab' die Fähre schwimmen lassen müssen", berichtet er, und stockend fährt er fort: „Drüben ist keiner gewesen. Ich hab' noch gewartet und gerufen. Es hat sich niemand gemeldet."

„Niemand gewesen?" Lene sieht ihren Mann verständnislos an.

„Ich hab' schon gedacht, vielleicht waren es die Erntearbeiter. Nein..." Er will noch etwas sagen, aber alle drei horchen plötzlich mit entsetzten Gesichtern in den Sturm hinaus. Durch das Wetter ist wie ein vergehender Schrei die Notglocke zu hören. Sie verstummt, der Wind nimmt ihr Klagen fort, aber da, da ist sie wieder.

„Der Damm ist gebrochen", sagt Gustav fast tonlos. Er sieht sich wie suchend um, macht einige Schritte auf die Tür zu, kommt zurück, reißt das Kind aus der Wiege, bleibt überlegend wieder stehen.

Lene will auf ihn zugehen, aber sie sieht zum erstenmal, seit sie ihn kennt, Schrecken und Angst in seinem Gesicht. Sie schaut zu Gertrud hin. Deren Gesicht ist fahl und gelb. Die Lippen bewegen sich zitternd. Jetzt weiß Lene alles. Das Wasser kommt. Sie sind verloren.

„Fort", schreit sie auf, „wir wollen fort!"

„Nein, geht hinauf! Schnell!" befiehlt die Hebamme. „Weg kommen wir nicht mehr." Über den beiden ratlosen Jungen ist jetzt ihr Wille. Sie legt ein Tuch über das Kind, drückt Lene die Lampe in die Hand. Sie sprechen kein Wort mehr. Sie legen dies an die Tür und jenes, packen das Bett zusammen, und dann tragen sie einmal und noch einmal die Bündel über die schmale Treppe auf den Boden.

Der Sturm rüttelt heulend und klappernd im Sparrenwerk des alten Hauses. Lene, sinnlos vor Angst, hat nicht gemerkt, daß Gertrud noch unten ist. Sie läßt die Dachluke ins Schloß fallen, und plötzlich steht die Hebamme allein in der Finsternis am Fuß der Treppe. Sie will erst rufen, aber dann lehnt sie sich aufatmend an die Wand. Einen Augenblick ausruhen! Ihr Herz geht in wilden Stößen. Ihre Beine tragen sie nicht mehr, sie sackt auf den Stufen zusammen. Es wird noch dunkler um sie, von innen her steigt eine drohende, böse Finsternis hoch und schließt Herz und Sinne ein.

Gustav hat den Tod übergesetzt, keinen anderen. Dort steht er ihr an der Wand gegenüber. Jetzt kommt er einen Schritt vor, auf sie zu. Sie sieht keine Gestalt, kein Ausmaß, nur Nacht, aber sie weiß, er ist da.

„Warum bist du gekommen?"

„Ich komme, einen zu holen!" Seine Stimme ist auch Nacht, grundlose, lichtlose Nacht.

„Nur einen?"

„Nur einen!"

Es ist still draußen, ganz still. Hat sich das Wasser gelegt und der Sturm? Es ist auch um Gertrud jetzt dunkle Stille, nur der Tod ist da. Er weicht nicht, lange nicht.

Schweigend, lauernd, wie er da stand, wächst er endlich über sie hinweg, groß und größer wie ein schwarzer Nebel, eine finstere Wolke, er trinkt alles, sich selbst, umschließt alles Gewesene, Kommende. Nun beginnt es um Gertrud wieder erst leise, dann lauter, schließlich in wilden Stößen zu rauschen, zu stürmen. Die Alte hebt den Kopf, tastet am Holz entlang und kommt langsam aus einer Ohnmacht zu sich.

Es ist jetzt ein anderer, ein unbekannter Ton im Dröhnen von Wasser und Wind, ein dumpfes wie ersticktes Schleichen, und plötzlich fühlt Gertrud, daß ihre Füße im Wasser stehen. Sie fährt auf, macht einige Schritte. Ja, die Flut geht ihr bis an die Knöchel.

Sie tastet mit der Hand die Wand entlang. Nein, da steht niemand, auch weiter drüben nicht.

Jetzt ist sie an der Haustür. Hier quillt das Wasser herein. Sie spürt die drängende Bewegung um ihre Füße, und als sie nun die Tür öffnet, steht sie einem Meer gegenüber. Die Nacht hat bereits begonnen, die Welt frei zu geben. Ein grenzenloses, gelbliches Ungeheuer lebt unter Fauchen und gurgelndem Atem und wächst aus sich selbst. Kein Ufer ist mehr zu sehen. Gertrud erkennt, daß die Scheune nur noch zum Teil aus dem Wasser ragt, und vom Stall drüben hört sie das Vieh ängstlich brüllen. Oben sitzen die jungen Leute und hoffen sich sicher, hier aber steigt das Wasser von Minute zu Minute, um sie zu holen. Sie fühlt das grenzenlose Verderben um sich, um das kleine, einsame Haus. Und wieder wollen ihr die Sinne schwinden. Kommt nicht auch etwas Dunkles über das Wasser auf sie zu? Schwarz, groß treibt es daher. Aber Gertrud zwingt sich zur Ruhe, geht einen Schritt auf den Hausstufen ins Wasser hinein, noch einen.

Es ist kein Trugbild. Da schwimmt der kleine Kahn des Fährmanns, der sich wohl losgerissen, und jetzt ist die Hebamme überlegt und ruhig wie immer, wenn sie an den Betten der Mütter für das Leben und gegen den Tod gekämpft hat. Sie geht tiefer ins Wasser hinein, dem Kahn entgegen, bekommt ihn zu fassen, und mit äußerster Anstrengung gelingt es ihr, ihn herüberzuziehen. Knirschend fährt er sich auf den Steinstufen fest. Sie lehnt sich erschöpft an den Türpfosten. Sie spürt das nasse Holz an ihrer Wange, wie Gewichte hängen die Kleider, der triefende Rocksaum an ihr. Einen Augenblick schließt sie die Augen, und aus der Tiefe ihres Herzens steigt jetzt die dunkle Stimme, die vorhin einen, nur einen, gefordert. Sie schaut auf den kleinen Kahn, der vor ihr sich schaukelnd bewegt und, für einen Fahrgast gedacht, nur schwer zwei tragen kann. Die beiden Jungen oben, das Kind retten sich wohl damit. Auch sie allein würde er ans Land bringen. Das schwarze Tuch ist ihr vom Kopf geglitten. Graues Haar umrahmt das Gesicht mit den großen klaren Zügen. Noch einmal schweift ihr Blick ab vom Wasser, bleibt an dem kleinen Kahn hängen. Es ändert sich nichts, es gibt keinen Ausweg, und auf einmal weiß sie alles und versteht diese unheimliche Nacht.

Sie faltet die nassen, verschrammten Hände, und ihr Herz, das ein Leben lang treu war, betet um Fassung.

Oben tut sich die Bodenluke auf, gelbes, blasses Licht fällt über die Treppenstufen:

„Gertrud, warum kommst du nicht?"

Die Hebamme läßt den Mann noch einmal rufen, dann aber geht sie ruhig durch das Wasser bis in den Lichtschein:

„Ihr müßt runter, Gustav. Das Wasser ist schon im Haus. Draußen ist dein Boot. Laß alles oben, es ist das kleine."

Der Fährmann springt mit einigen Sätzen herunter, sieht das Wasser, das in den Flur quillt, erkennt die Umrisse des Kahnes vor der Tür, schaut Gertrud in die Augen, und ohne eine Wort zu sagen, setzt er wieder nach oben.

Lene scheint gar nicht zu verstehen, was vor sich geht. Wie ein störrisches junges Tier muß sie die Treppe herunter, durch das Wasser gebracht werden. An der Haustür stemmt sie sich und will nicht in den Kahn. Gertruds ruhiger Stimme gehorcht sie endlich. Gustav legt ihr das Kind in den Arm. Er läuft noch einmal zurück, kommt mit einem Packen wieder, hastet wieder hinein, aber Gertrud hält ihn fest, nimmt ihm weg, was er noch anbringt:

„Alles zu schwer. Nur das Erbteil soll nicht abreißen, Gustav", sagt sie und läßt ihm die alte Bibel.

Er bleibt stehen und sieht die Hebamme verzweifelt an.

„Es gibt nichts zu reden, Gustav, du mußt mit. Ohne dich gehn die beiden zugrund. Mehr Platz ist nicht."

Die Flut ist weiter gestiegen, schon spült sie um die untersten Stufen der Bodentreppe. Der Lichtschein von oben gleitet schaukelnd drüber hin. Die beiden stehen fast bis an die Knie im Wasser.

„Gertrud!" schluchzt der Fährmann hart auf, „ich werd' mein Lebtag die Schande nicht mehr los."

„Sei still, Lene, ganz still!" ruft die Hebamme hinaus. „Gustav kommt gleich."

Und dann sieht sie dem jungen Mann ins Gesicht. Das ist weiß und verzerrt, die Augen blicken dunkel und wild. Sie drängt ihn zur Tür, aber er läßt keinen Blick von ihr.

„Was sein muß, muß sein, Gustav." Die alte Frau will noch weitersprechen,

etwas von dem Ruf will sie sagen, auf den der Mensch hören müsse, aber ein plötzlicher Windstoß zerreißt Wort und Gebärde. Der Kahn vor der Tür beginnt zu schwanken, droht abzutreiben. Lene hat sich erhoben. Gustav muß zuspringen, damit sie nicht umschlägt.

„Steig ein!" befiehlt die Hebamme und hält mit aller Kraft das Fahrzeug. Der Fährmann zögert noch einmal, aber das Wasser schlägt schäumende Wellen. Das nasse Holz entfährt den alten Händen, nur mit Mühe kommt Gustav noch ins Boot. Schon treibt es davon in die dämmrige Frühe hinein.

Der anbrechende Tag bringt ihn mit Weib und Kind an das rettende Ufer. Das Fährhaus aber mit der alten Frau ist in den Wellen verschwunden.

PAUL FECHTER

Burgtheater

Das Ereignis der letzten Wochen war das Gastspiel des Wiener Burgtheaters, Grillparzers „Libussa" in der Inszenierung von Herrn Müthel, im Schillertheater den Berlinern an zwei Abenden vorgeführt. Die Aufführung brachte einen der stärksten Theatereindrücke der Spielzeit und zeigte zugleich, wie das Burgtheater aufgegangen ist im großdeutschen Theater des neuen Reichs. Der Regisseur des Abends hieß Lothar Müthel, den Berlinern vom Staatstheater aufs beste bekannt; sein Primislaus war Herr Balser, der der Reichshauptstadt von vielen Inszenierungen Herrn Hilperts in der Schumannstraße vertraut ist: die Bühnenbilder stammten von César Klein, der ebenfalls zu Berlin gehört. — Die Theater von Wien und Berlin haben einander durchdrungen, die Stilwelten von hüben und drüben sind ineinander eingegangen, die beiden Bereiche sind nicht mehr zu trennen. Man spürt wohl noch den Nachklang einer anders gearteten Tradition, vor allem in den Seitengestalten: die großen Grundlinien sind, schon weil der leitende Mann hier wie dort daheim ist, die gleichen. Ein Unterschied im Stilwillen ist um so weniger zu spüren, als beide, das Burgtheater und der Berliner Müthel, von der Gestaltung des Sprachlichen ausgegangen sind, sich somit im Entscheidenden von vornherein begegnen.

Der Bedeutung des Besuches tat das um so weniger Abbruch, als er ein Drama mitbrachte, das seit rund vierzig Jahren in Berlin nicht gespielt wurde. Man erlebte vor der Aufführung trotz allem Gemeinsamen noch einmal, wie weit früher der Weg nach Wien war, erlebte vor der Dichtung, wie weit der Abstand zwischen den deutschen Welten des Südostens und des Nordens einst gewesen ist. Das Thema der „Libussa", die Mythe vom Erwachen der böhmischen Welt, von der Gründung von Prag, der slawische Unterton unter dem Märchen von den drei Schwestern, den Töchtern des Herzog Krokus, ist trotz Musäus, der es ebenfalls erzählt, dem norddeutschen Bereich, der sich immer dem slawischen ferngehalten hat, so fremd geblieben, daß die Tragödie mit ihrer wunderbaren Grazie und Tiefe hier nie einen wirklichen Boden gefunden hat. Sie wirkte bei diesem Gastspiel wie eine Uraufführung, und man erlebte nicht ohne Erschütterung die Tatsache, daß ein Werk von solchen Ausmaßen der deutschen Bühne jahrzehntelang fernbleiben konnte, nur weil seine Welt der kleindeutschen Betrachtung unzugänglich war. Die Wirkung der Aufführung auf die Zuschauer ließ eine Ahnung aufsteigen von den Bereicherungen, die sich ergeben werden, wenn einmal das rein Gegenständliche der alten österreichischen Welt ebenso eine großdeutsche Selbstver-

ständlichkeit geworden sein wird wie das Bayrische oder das Rheinische oder das Schlesische.

Die Aufführung der Tragödie durch das Burgtheater hob das Mythische wie das Heitere, das Trauerspiel wie das Spiel in gleicher Weise heraus. Sie gab die dunkeln Akzente den beiden älteren Schwestern Libussas und ihrer strengen Dienerin Wlasta: sie stellte die junge Fürstin selbst auf die Grenze zwischen der alten und der neuen Welt. Libussa als Fürstin ihres böhmischen Volks, als letzte Vertreterin des Matriarchats vor der hereinbrechenden männlichen Zeit, war ebenfalls dunkle Würde und geheimnisvolle Tiefe: daneben stand die Liebende, die sich dem männlichen Prinzip beugt und selbst das alte Reich des Dunkels und der Mütter zu Grabe tragen hilft: da wird sie hell und weich und findet erst als Sterbende den Rückweg in die alte Heimat. Es war ein seltenes Schauspiel, wie Persönlichstes des Menschen Grillparzer und der Mythos alter Urgeschichte in Eines zusammenklangen: das Individuelle entfaltete sich als später Traumwiderschein uralter Erfahrungen von Ahnengeschlechtern, die, als ungewußtes Erbe durch die Jahrtausende gewandert, im späten Enkel wieder Helle und Wort und Klang finden. Die von Grillparzer selbst so hart abgelehnte Tragödie enthüllte sich auf der Szene als eine seiner tiefsten Dichtungen, der angebliche Klassizist als einer der modernsten Autoren seiner und nicht nur seiner Epoche. Der Kampf zwischen Mann und Weib um die Vorherrschaft, den Hebbel in den „Nibelungen" zwischen Siegfried und Brunhild ausfechten ließ, wird bei dem Älteren melancholische Klage um das Versinken der tieferen natürlichen weiblichen Welt vor der rationalistisch organisierenden männlichen, in deren Ordnungswillen zuletzt alles Geheimnis entschwebt — und das im Munde des Mannes, der sich sein Leben lang vor dem weiblich Unmittelbaren gefürchtet hatte, vor dem Dunkel geflüchtet war, weil er das Leben aus der Unruhe nicht ertragen konnte. Durch das Erlebnis der Dichtung schimmerte das menschlich persönliche Schicksal ihres Dichters: noch die leichte Heiterkeit des Spiels um den Ausgleich zwischen männlich und weiblich bekam persönliche Farbe, ließ das Lächeln des Alten ahnen, mit dem er auf die Vergeblichkeit des eigenen Kampfs mit den Frauen zurücksah.

Im Mittelpunkt der Aufführung des Burgtheaters stand Fräulein Hedwig Pistorius als Libussa. Eine schöne, große Erscheinung, schlank, mit einem schmalen Feuerbachgesicht — die zweite Gestalterin tragischer Frauenrollen, die dieser Winter gebracht hat: die andere ist Frau Lieselotte Schreiner, die wenige Tage später in der Volksbühne eine Rhodope in Hebbels Gyges brachte, mit einem solchen brennenden Temperament der Keuschheit, daß sich ein Seitenstück zu ihrer ausgezeichneten Medea ergab. Fräulein Pistorius legte die Rolle als Ganzes sehr klug steigernd an: sie begann als Mädchen, mit der Herbheit des jungen Seins, war als Herzogin der Böhmen die Jungfrau von Prag, die das Zepter trägt — und brachte ihr Größtes und Stärkstes in dem tragischen Abschluß, wenn sie, hindurchgegangen durch das Erlebnis der Frau und des Mannes, eingefangen vom allzu Wirklichen, sich noch einmal aufreckt und den nun tödlichen Rückweg zum Reich der Mütter, zu dem Geheimnis der weiblichen Welt sucht. Die große Vision der Völkerzukunft am Schluß brachte sie sehr schön mit ganz tiefen, erfüllten Tönen: sie ließ die Gestalt zu einer Tragik aufwachsen, neben der der Primislaus des Herrn Balser es nicht eben leicht hat. Grillparzer wollte eine männliche Welt von Eisen: die Gestalt des Mannes aber ist im Diesseitigen geblieben, lebt nicht aus dem geistigen Geheimnis des männlichen Bereichs, das es ebenfalls gibt, und das der eigentliche Gegenspieler der weiblichen Welt ist. Er kann nicht aus ihm leben, weil der Mythos die Fabel an die Vorzeit, die Zeit des Tuns bindet: so bleibt die Gestalt des Primislaus einfacher als die Welt der Frauen, und Herrn Balser blieb nichts übrig, als diese Einfachheit mit heiterer Freundlichkeit Libussas dunkeln Träumen entgegenzustellen. Er tat es mit Takt und soviel Größe, wie der Gestalt gegeben ist: so ergab sich ein schöner Ausgleich und eine große, reine Wirkung des Ganzen, das der Berliner Bühne eine Dichtung schenkte, die hoffentlich nicht wieder vierzig Jahre bis zur nächsten Aufführung brauchen wird.

GERHART POHL

Die Wahrheit in der Kunst

Zum Problem des „christlichen Romans"

Sobre a nudez forte da verdade o manto diaphand da phantasia. Eça de Queiroz.

Eine kleine Schrift über den christlichen Roman, die mir unlängst in die Hände gekommen ist, versucht, die Erkenntnisse aus der eigenen Arbeit wie der christlichen Gläubigkeit des Verfassers zu einer Lehre, ja, zu einer Art neuer Ästhetik *von allgemeiner Gültigkeit* zu erweitern. Dagegen muß aus dem Geiste der deutschen und abendländischen Überlieferung wie des ewigen Impulses echter Kunst Widerspruch erhoben werden. Irrlehren kennen nicht nur die Theologie, nein, auch Ästhetik und Kunstgeschichte.

Eingangs der Schrift heißt es, ihr Schwergewicht solle auf der religiösen Betrachtung ruhen. Der Standort ist trefflich, und jeder traditionsbewußte Deutsche wird sich willig solcher Führung hingeben — im Vertrauen auf eine klare Schau christlichen Geistes. Doch die Schrift kommt leider gar bald von ihrem Thema: der religiösen Betrachtung der Kunst, ab und leitet mit der schönen Beredsamkeit einer Predigt zur Gotteslehre hin, die vielen von uns — ich bekenne es frank — öfters auf diese redlich-eiferische Weise nahegebracht werden sollte. Nur haben die Ausführungen nichts mehr mit Kunst und ihrer Entstehung, auch nicht mit derjenigen der christlichen Kunst, zu tun.

Kunst gehorcht einer eigenen Gesetzlichkeit, deren Ursprung freilich — wie alles, was wir Menschen sind, haben und tun — in Gott zu finden ist. Doch von diesem Ursprung und der selbstverständlichen Verpflichtung, die er in sich schließt, wollte die Schrift ja gar nicht handeln. Sie schreibt der Kunst Gesetze vor, welche nicht die ihrigen sind, gleichsam als unternähme sie es, die Zeit nach Pfunden und nach Minuten die Schwere eines Gegenstands zu messen. So verwirrt sie sich endlich in Unklarheit und Widerspruch.

Dabei hebt der Versuch in echtem Künstlergeiste an. Er billigt dem Dichter alle Stoffe dieser bunten Menschenwelt im Wirbel unabläßigen Geschehens zu. „Kein Stoff, kein Mittel der Gestaltung, keine Art der Darstellung bleibt dem Christen als Epiker verwehrt. Nichts Irdisches und Menschliches ist für ihn ausgeschlossen." Auch die „gerechte Gegenüberstellung christlicher und widerchristlicher Mächte" wird mit Dringlichkeit gefordert. „Der Künstler muß den Wucherer und Verschwender dieser Erde genau so echt und teilnahmsvoll gestalten wie den getreuen Haushalter im neutestamentlichen Sinne. Er hat sich dem Eros zu verschreiben, wie er von der Agape ergriffen ist." Haargenau das ist die Aufgabe und zugleich Sinn wie Wesen *jeder echten Kunst*, mag ihr geistiger Standort im Götterglauben der Antike oder der Naturreligionen, dem Buddhismus, Konfuzianismus, Hinduismus, dem Christentum oder jener glaubenslosen Skepsis zu suchen sein, deren vorerst letzte Phase die französische Kunst des neunzehnten Jahrhunderts gekennzeichnet hat.

Und hier beginnt der Irrtum der Broschüre. Hier verengt sich ihr Gesichtskreis zum landläufigen Traktat, statt daß er sich erweiterte und uns den Blick auf nie geschaute Wunder eröffnete, vor denen wir im Geiste religiöser Betrachtung staunend verweilen dürften.

Wenn erklärt wird: „Frei ist der Christ als Epiker christlicher Prägung nur in der Wahrheit. Die Lüge ist ihm nicht freigegeben", so darf man — mit einem Hinweis auf die Künste aller Völker und Zeiten — entgegnen: *Jedwede große Kunst ist frei nur in der Wahrheit und verschmäht die Lüge als ihr Element.* Nur im Zeichen der Wahrheit und im Banne ihrer Kraft kann das „geheimnisvolle Rumoren des Schöpferischen" anheben, dem die echte Kunst entspringt. Ja, ver-

logen — vom Standpunkte des Kunstgesetzes — sind oft jene minderen Werke, die sich gar zu willig einem Zwecke dienstbar machen, mag dieser noch so wichtig und erfreulich, mag er politischer, pädagogischer oder — religiöser Art sein.

„Stroh (im Sinne der Bibel) ist die erfundene und geträumte Wahrheit gegenüber der geoffenbarten Wahrheit", heißt es in der Schrift. Das ist der leichtsinnige, ja beinahe frevelhafte Versuch, die eine unteilbare Wahrheit in zwei „Wahrheiten" von sehr verschiedenem Rang zu trennen. Dabei gibt es für die echte Kunst weder eine „erfundene" noch eine „geträumte" Wahrheit, nur die nach hartem Ringen gefundene, und die wird, so der Dichter aus angestammtem und erlebtem Christengeiste schafft, der geoffenbarten im Grundsätzlichen entsprechen.

Doch das Traktat, einmal im Feuer unklaren Eifertums, lehnt nun gar „die subjektive, persönliche Phantasie" (einen feindlichen Klang glaube ich aus den beiden gle.. bedeutenden oder wenigstens sinnverwandten Adjektiven herauszuhören) als bedeutungslos für den christlichen Künstler ab. „Traum, Fabel und Phantasie haben sich ihm an den Rand des künstlerischen Schaffensvorganges verflüchtigt." Kein Wunder, daß nach dieser These, die mir grundfalsch erscheint, die folgende gewagt wird: „Von dem Roman, der freier Erfindung und eigener Anschauung entspringt, kann man ja wohl... sagen, daß jeder weiß, wie konstruiert seine Konflikte oft sind, und wie abseits aller Wirklichkeit seine Fragestellungen häufig liegen." Und Simplicissimus, Wilhelm Meister, Grüner Heinrich, Hungerpastor, Effi Briest, Narr in Christo, Heiligenhof? Ihre Konflikte dürften weder konstruiert sein noch ihre Fragestellungen abseits aller Wirklichkeit liegen. Und Dickens, Fielding, Thackeray; Tolstoi, Dostojewskij, Lermontoff; Balzac, Stendhal, Flaubert; Cervantes, Manzoni, de Coster, Lagerlöf, Jacobsen (um nur ein paar große Namen der europäischen Romankunst in freier Assoziation zu nennen)? Nein, die These ist in dieser Überspitzung einfach falsch.

Doch aus ihr wird eine noch weit gewagtere gefolgert: „Als Christ ist der Epiker ganz unkünstlerisch. Sein Gott ist kein Gott des Schwärmens, Ausmalens, der bloßen Gefühle, Gedanken und Ahnungen, des schöpferischen Willens." Und die christlichen Hymniker, die von Gottes Größe schwärmend kündeten? Der Heilige Franziskus in seiner mystischen Vereinigung mit der Sanctissima paupertas? Jacopone da Todi, den sie den tollen Spielmann Gottes nannten? Und Angelus Silesius, der schlesische Cherubin? Endlos ist die Reihe der christlichen Dichter, die im Rausch der Phantasie (höchst subjektiv ist sie immer, die Phantasie des Menschen!) uns Gott durch Schwärmerei und mystische Beschwörungen näherbrachten — beginnend mit der Apokalypse, die von unvergleichlicher Sprachgewalt und wohl überhaupt das „phantastischste Traumgesicht" der Weltliteratur sein dürfte, und vorerst endigend mit Paul Claudel, der aus der Fülle des Christlichen (und nur aus diesem!) schöpfend, ein Dichter der Weltsüchtigkeit ist. Auch ihm wie den christlichen Dichtern überhaupt sind „alle Wesen und Dinge der Welt nur Anlaß, ihres Schöpfers Macht und Liebe und Heiligkeit vor Augen zu stellen". Doch indem sie diesem Anlaß ihre Kunst zuwenden, beginnen sie als Künstler (und nicht als Christen) zu handeln, und sogleich gilt für ihr Handeln ausschließlich das Gesetz der Kunst.

Im übrigen hat sich Goethe wie zu mancher daseinswichtigen, so auch zu dieser Frage geäußert. „Die Religion", sagte er zu Eckermann, „steht in demselbigen Verhältnis zur Kunst wie jedes andere höhere Lebensinteresse auch. Sie ist bloß als Stoff zu betrachten, der mit allen übrigen Lebensstoffen gleiche Rechte hat. Auch sind Glaube und Unglaube durchaus nicht diejenigen Organe, mit welchen ein Kunstwerk aufzufassen ist, vielmehr gehören dazu ganz andere menschliche Kräfte und Fähigkeiten. Die Kunst aber soll für diejenigen Organe bilden, mit denen wir sie auffassen; tut sie das nicht, so verfehlt sie ihren Zweck und geht ohne die eigentliche Wirkung an uns vorüber. Ein religiöser Stoff kann indes gleichfalls ein guter Gegenstand für die Kunst sein, jedoch nur in dem Fall, wenn er allgemein menschlich ist..."

Sind die Künstler, die diesen „guten

Gegenstand" aufgreifen, echte Christen, so wächst dem Werke aus Blut und Geist des Schöpfers der Gehalt des Christlichen zu — je eindringlicher, desto stärker jene im Christentum verwurzelt sind. Das Verhältnis zwischen Wahrheit und Phantasie aber wird durch ein Wort des großen portugiesischen Epikers Eça de Queiroz aufgedeckt, das ich eingangs zitierte: „Unter dem durchscheinenden Mantel der Phantasie die nackte Kraft der Wahrheit."

So allein stellt sich der Vorgang künstlerischen Schaffens dar, der nichts mit theologischen Erörterungen und mit dem demütigen Bekenntnis menschlicher Unzulänglichkeit vor Gottes Allmacht nur indirekt zu schaffen hat. Ja, ich wage die Behauptung, daß der Künstler, solange er als Künstler handelt, seiner demütig bekannten Unzulänglichkeit zu entraten suchen und sich selbst der Hybris wie dem Teufel, ja, allen dunklen Mächten der Hölle anempfehlen wird, auf daß sie ihn zum „Gott" — und sei es für die Stunde des schöpferischen Wahns — erheben. Hernach wird er rasch genug begreifen, von wannen ihm die Gnade kam. Im übrigen gilt für sein Tun das alte Hinduwort: „Die Hand eines Künstlers, der seiner Kunst ernsthaft dient, ist immer rein."

Literarische Rundschau

Der Henker

Baltische Romane wurden bisher von Balten geschrieben oder von Reichsdeutschen, deren Einblicke in das Land zwischen der Narowa und dem Memelstrom notgedrungen vordergründig waren. Im ersten Falle fehlte die Distanz, im zweiten die Kenntnis. Edzard Schaper, der Verfasser des umfangreichen, soeben im Insel-Verlag erschienenen Romans „Der Henker", hat nun eine Reihe von Jahren in Estland gelebt, in engem Kontakt mit den Einheimischen und ihrer Landschaft, und hat der Ergründung baltischer Besonderheit in jüngsten und vorjüngsten Vergangenheiten ein reiches Maß an Eifer, ja, an Hingabe und Liebe zugekehrt. So war er vorbereitet, ein Bild baltischer Begebenheiten zu schaffen, das bis auf ein paar belanglose Mißverständnisse, wie die eigentümlich verzwickten und schwer erfaßlichen baltischen Zustände sie fast notwendig machten, dem Lande und seinen Menschen in einer schönen Weise gerecht wird. Aber es ist nicht die Zustandsschilderung, aus der dieser in jedem Betracht ungewöhnliche Roman seinen Rang und seine Bedeutung gewinnt. Die Handlung ist in Geschehnisse eingebettet, die dem Deutschen von heute ein wenig entrückt sind, weil die ihnen folgenden Jahrzehnte sie mit der Wucht ihrer Schicksale überschatteten. Es ist das Jahr 1905, die Zeit der ersten Revolution, da in den Ostseeprovinzen Gutshäuser und Pastorate brannten, Meuchelmord und Plünderung, besonders auf dem Lande, im Schwange waren und jede ungelöste Frage nach gewaltsamer Entscheidung zu rufen schien. Graf Ovelacker, ein Petersburger Gardeoffizier baltischer Herkunft, aber durch Erziehung und Laufbahn dem Lande entfremdet, hat mit seiner Schwadron an der Unterdrückung der Unruhen im livländisch-estländischen Grenzgebiet teilzunehmen und geschehene Untaten standrechtlich zu sühnen. In einem ermordeten Gutsbesitzer erkennt er einen Verwandten und beginnt zu ahnen, daß das Land seiner Vorfahren ihn wieder einzufordern sich anschickt. Dies geschieht, das Gut fällt ihm zu, er nimmt den Abschied und widmet sich den neuen und doch altüberlieferten Aufgaben. Aber für das estnische Bauernvolk heißt und ist er von nun an der Henker, denn nicht als Richter, so wird gesagt, sondern als Rächer habe er bei der entscheidenden Standgerichtsverhandlung amtiert, bei der neben andern von den drei Söhnen des Koiri-Bauern zwei zum Tode und einer zur Verschickung nach Sibirien verurteilt wurden. Allenthalben steht von nun an das Gespenst der Rache an Ovelackers Wegen, fleischgeworden in der stummen, grauen, zottigen und verwüsteten Gestalt des

alten Koiri-Bauern, unstreitig der großartigsten Figur des Buches. Immer wieder geschehen Angriffe auf Leben und Eigentum des neuen Gutsherrn, Schüsse aus dem Hinterhalt töten ihm die Braut, und dies alles setzt sich fort, bis endlich eine Gebärde der Liebe die furchtbare Spannung löst. Diese Lösung aber geschieht fast schon außerhalb des realen Raumes in einem nur noch metaphysisch erfaßbaren. Von hier aus erhält der Roman seinen eigentlichen Charakter, den Charakter einer grandiosen Fragmentarität. Er erscheint wie ein Haus mit drei wohlgefügten, ja, kunstvoll geschichteten Wänden; die vierte ist nicht aufgeführt worden, und durch die Öffnung bricht in Stürzen ein fremdartiges Licht unbändig in den Raum. Indem Schaper nach dinglicher Richtigkeit der Darstellung trachtet, scheint ihn mitunter fast lähmend der Gedanke von der Fragwürdigkeit aller irdischen Realitäten zu überwältigen, der Gedanke, ob der darstellbare Ausschnitt der Welt nicht am Ende ihr belanglosester ist? Von hier aus kommt in das Buch nicht ein Bruch, wohl aber eine gelegentliche Akzentverschiebung: was liegt noch an der Zeichnung des baltischen Milieus, wenn dieses doch nur den zufälligen Hintergrund für eine an alles Menschendasein rührende Problematik bildet? Diese Problematik stellt sich dem Autor dar an der Frage nach Schuld und Unschuld, Recht und Unrecht, Gewissen und Ehre, und vielleicht hängt es mit der Strenge dieser Problematik zusammen, daß Schapers Roman ein überwiegend frauenloser ist. So sehr beherrscht sie ihn, daß der Held im Gegensatz zu den peripherischeren Gestalten fast unpersönlich erscheint; er ist nur noch Träger eines Schicksals, Träger einer schuldlosen Schuld, die stellvertretend vor der Gesamtschuld der Erde steht. Man könnte sich denken, daß der „Henker" zum Ausgangspunkt leidenschaftlicher Diskussionen würde, Diskussionen nicht über den unzweifelbaren Rang des Buches, sondern über die Fragen, an denen sich Ovelacker und die Teilhabenden seiner Schicksale mühen. Und zu ihnen gehört das von einem russischen Offizier zitierte Wort des Grafen Schlieffen: „Ist nicht der Glaube daran, daß das Ehrgefühl ein Ersatz für Gott sei, ein Aberglaube?

Werner Bergengruen.

Die Kunst Rußlands

Wer jemals die visionäre Kraft empfand, die von den heute wieder langsam zurückentdeckten Meisterwerken altrussischer Ikonenmalerei ausstrahlt, wird sich fragen müssen, worin eigentlich das Geheimnis dieser seltsam entrückten und entrückenden Bilder liegt. Soweit hier überhaupt eine Antwort gegeben werden kann, ist sie wirklich zu finden in dem wundervoll illustrierten, auch die russische Baukunst und Plastik einbeziehenden Buche von Fritz Nemitz: Die Kunst Rußlands (Berlin, Hans von Hugo. 7 farbige und 43 Bildertafeln nebst vielen Textbildern). Handelt es sich bei der russischen Kunst wirklich nur um einen „barbarischen Abklatsch" byzantinischer Formen? Ist es byzantinische oder russische Seelenstimmung, die aus der Ikone spricht? Um diese Kernfrage kreisen die ebenso warm wie verständnisinnig geschriebenen Darlegungen von Fritz Nemitz, mit dem Ergebnis, daß der russische Geist in der Ikone Byzanz überwunden hat — nicht in der Art des Abendlandes, das die starren byzantinischen Formen zerschlug, sondern indem er die Starrheit von innen her zum Schmelzen brachte. Nemitz hat sich durch seine bekannten Monographien über C. D. Friedrich und Goya bereits als feinen und sicheren, selbständig urteilenden Deuter ausgewiesen. In diesem neuen Buch, dem vom ersten Tage seines Erscheinens an ein starker Erfolg beschieden war, fand offenbar eine echte Begegnung statt: die Begegnung eines einfühlungsfähigen, metaphysisch aufgeschlossenen, dem Genius des Slawentums irgendwie wahlverwandten Interpreten mit einer bislang ungebührlich vernachlässigten Kunst, die tief im Irrationalen und Numinosen wurzelt und — wie die russische Originalität überhaupt — weit mehr fühlbar als begrifflich faßbar ist. Das neue Werk von Nemitz stellt sich bewußt in den Dienst der Aufgabe, auch vom Kunstgeschichtlichen her die „erschreckend primitiven Grundlagen" abbauen zu helfen, auf denen „die Urteile der Völker über einander meist beruhen". Schon darum wird es weiter seinen Weg machen.

Friedrich Schulze-Maizier.

Der Rhein

Zu seinem 60. Geburtstage hat Alfons Paquet, eine der lebendigsten und geist-

vollsten Gestalten des deutschen Schrifttums, zu seinem reichen Werke dem deutschen Volke eine neue Gabe beschert. Zu 160 ausgezeichneten, lebendig gesehenen und wirkungsvoll erfaßten Aufnahmen von Paul Wolff hat Paquet eine Deutung des deutschen Schicksalsstromes und der von ihm beherrschten Landschaft geschrieben, die in ihrer visionären Kraft zu dem Besten gehört, was Paquet schuf: „Der Rhein. Vision und Wirklichkeit" (Düsseldorf, A. Bagel. RM 12,80). Nach einer grundlegenden Betrachtung des Rheins als Ganzem schildert er den Ober-, Mittel- und Niederrhein. Paquet läßt die Persönlichkeit des Stromes erstehen, um den immer wieder die Völker gerungen haben und der nicht nur das Los des deutschen, sondern so oft in der Geschichte auch das anderer Völker bestimmte. Aber der entscheidende Akzent seiner Arbeit ist auf den Rhein als Beispiel gelegt. Kein anderer Strom ist so wie er von Menschenhand betreut und in seinem Laufe und seinem Dienste bestimmt worden wie dieser Strom. So sollte das Rheinland zum Vorbild und zur Schule anderer Stromländer werden, da nahezu alle Ströme Europas im Osten und auch in einem Teil des Westens, wenn sie auch ihren eigenen Gesetzen folgen, schon in vielem vom Rhein und seiner Regelung bestimmt sind. Der Rhein trennt nicht, er kann nur verbinden. Auch hierin kann er Vorbild für andere Ströme sein, dieser Strom, an den ein ganzes Volk alle seine Mühen als bescheidenen und treuen Dienst gewandt hat.

Cäsar

„So wirkte und schaffte er wie nie ein Sterblicher vor und nach ihm, und als ein Wirkender und Schaffender lebt er noch nach Jahrtausenden im Gedächtnis der Nationen, der erste und doch auch der einzige Imperator Cäsar." Mit diesen Worten schloß Mommsen seine Darstellung von Cäsars Leben und Persönlichkeit, die einen der vollendetsten Abschnitte seiner Römischen Geschichte bildet. Dieser Abschnitt von Theodor Mommsen aus dem 3. Bande der Römischen Geschichte ist nun unter dem Titel „Gaius Julius Cäsar" mit geringfügigen Kürzungen neu erschienen (Berlin, Verlag Die Rabenpresse. RM 5,20). Wie richtig die Annahme war, daß die Gestalt des Vollenders des römischen Imperiums immer wieder die Menschheit beschäftigen würde, beweist die große Biographie „Julius Cäsar" von dem Historiker an der Frankfurter Universität Matthias Gelzer (München, G. D. W. Callwey. 15 Bilder. RM 9,—). Sie liegt in zweiter, stark überarbeiteter Auflage vor. Gelzer hat dieses bedeutende Buch von der politischen Seite her geschrieben, und es ist bemerkenswert, wie in einer politisch stärker aufgewühlten Zeit als der Mommsens auch das Interesse für den Politiker und Staatsmann Cäsar stark zugenommen hat. Gelzer entwirft ein bis ins Einzelne gehendes Bild der verwickelten und schwierigen politischen Zustände der Zeit vor Cäsar und in Cäsars Zeit, er schildert den politischen Kampf von Schichten gegen Schichten, des Einzelnen gegen Schichten und gegen Einzelne. Mit Zurückhaltung läßt er Cäsars Leben und seine politische Laufbahn in chronologischer Reihenfolge vor uns erstehen, und plötzlich ist der Mensch Cäsar, das einmalige Genie, der große Politiker und Staatsmann, der siegreiche Feldherr plastisch da als politisches Phänomen, der in seiner Zielstrebigkeit und Bewußtheit seiner Handlungen und seiner Lebensanlage kaum seinesgleichen in der Geschichte hat. So wird Cäsars Bedeutung und seine Wirkung an einer Zeitwende, die er einleitete, endgültig festgelegt. Dieses Buch von hohem Rang bringt neben der lebendigen Porträtähnlichkeit des Hauptakteurs und der anderen Spieler auf der politischen Bühne der unruhigen Zeit eine Fülle geschichtlicher Erkenntnisse, die auch für andere Zeiten Gültigkeit beanspruchen dürfen.

Wunder der Kamera

Zu heller Begeisterung und vorbehaltloser Bewunderung der Leistungen der deutschen Farbenphotographie führt das Buch von Elisabeth Dick „Nordische Farbenwunder", in dem die Verfasserin, die zu gleicher Zeit die einzigartigen Aufnahmen machte, eine Fahrt ins Reich der Mitternachtssonne schildert (Leipzig, Breitkopf & Härtel. RM 6,50). Zu allen Tages- und Nachtzeiten hat Elisabeth Dick mit ihrer Kamera operiert, jeder Aufnahme ist die Zeitangabe beigefügt, und man kommt aus dem

Staunen nicht heraus über diese Wunder der Technik, die in den neuen Farbphotographien auf Agfacolor eine wahrhaft künstlerische Höhe in allen Farbennuancen erreicht. Hier eröffnen sich anscheinend noch ungeahnte Möglichkeiten.

Satire

Mit einer gescheiten Einleitung über das Wesen der Satire führt Gustav R. Hocke die Sammlung „Deutsche Satiren des 18. Jahrhunderts" ein (Dessau, Karl Rauch. RM 8,50). Mit Recht hebt er hervor, daß die Satire aus einem ausgeprägten sittlichen und ästhetischen Bewußtsein entspringt, das moralisch und ästhetisch Schwache ändern will, in allen nur möglichen Vermummungen auftritt und daß ihr Prüfstein die innere Wahrheit dessen sei, der zu dieser Waffe greift, wie auch die Fähigkeit, Satire zu ertragen und Satire zu schaffen, ein Zeichen seelischer Freiheit sei. Die Sammlung beginnt mit Liscow und endet mit Jean Paul. Sie vereinigt wirklich alle Spielarten dieser Gattung im 18. Jahrhundert; natürlich konnten bei einigen Satirikern nur ausgewählte Stücke, ohne Rücksicht auf Vollständigkeit, genommen werden. Die kleinen einführenden Charakteristiken für jeden Autor sind Meisterstücke.

Erstes deutsches Schrifttum

Von einem groß angelegten Werke „Vor- und Frühgeschichte des deutschen Schrifttums", die eine Krönung der Lebensarbeit des Germanisten an der Hallenser Universität Georg Baesecke neben seiner althochdeutschen Grammatik bringen soll, liegt der erste Band „Vorgeschichte" vor (Halle, N. Niemeyer. RM 22,—). Das Buch ist gegliedert in die Abschnitte: Zeugnisse für vorgermanische Wortkunst; Römische Zeugnisse; Runen; Merowingische Zeugnisse; Angelsächsische Zeugnisse; Zeugnisse gotischer Dichtung in Deutschland; Zeugnisse burgundisch-deutscher Dichtung; Langobardische Zeugnisse; Innerdeutsche Zeugnisse; Dichtung und Dichter. Eine Karte Mitteleuropas mit den angenommenen Staatsgrenzen der Jahre 476—489 ist beigegeben, sowie ein erschöpfender wissenschaftlicher Apparat, der den Schriftennachweis und eine Namen- und Sachliste enthält. Wohl nur der Fachmann kann ganz ermessen, welche Unsumme entsagungsvoller Arbeit geleistet werden mußte, um dieses Werk nur erst beginnen und gar es vollenden zu können. Ein tapferes Ringen mit dem Stoff und mit der eigenen Art hat es dem Verfasser ermöglicht, in mustergültiger Form eine Lücke zu schließen, die für die ersten Zeugnisse germanisch-deutschen Schrifttums bestand. Selbst aus dem trokkenen Stoff der Glossen und kleiner Fragmente lebendige Zeugnisse eines Volkes und seiner Stämme zu machen, wie Baeseckes Lehrer Gustav Roethe und Andreas Heusler es vermochten, dazu bedurfte es der ganzen sittlichen Verpflichtung des Verfassers gegenüber der Sprache als dem höchsten Gut eines Volkes in allen ihren Äußerungen und einer tiefen Liebe zum eigenen Volke. So begrüßen wir in diesem ersten Bande den vielversprechenden Anfang eines großen Geschenkes, das eine „abtretende Generation" — wie Baesecke voll ruhiger Resignation schreibt — ernster und treuer Wissenschaftler der deutschen Jugend und dem ganzen deutschen Volke macht.

Vom Recht

In einer mit klarer und scharfer Logik aufgebauten Schrift, die allen Grundsätzen der Erkenntnistheorie entspricht, handelt Werner Gramsch „Vom Wesen des Rechts" (Berlin-Tempelhof, Hans Bott. RM 7,50). Diese Schrift gibt viele Antworten auf gestellte brennende Fragen, will aber selber nicht mehr sein als eine Vorarbeit, um die Umrisse des Rechts herauszustellen, damit dann später an die Betrachtung der einzelnen Züge gegangen werden kann. Gramsch untersucht die verschiedenen Arten und Formen des Rechts: das Recht als geschichtlichen und gesellschaftlichen Vorgang, das Recht als einen einem bestimmten Einzelmenschen zugeordneten psychischen Vorgang, das Recht als Symbolik, das eigene Rechtserlebnis, die Gerechtigkeit in der eigenen seelischen Sphäre. Dadurch weist er den Weg zum Recht, der nur über die Erkenntnis geht. Nur tiefster Rechtserkenntnis kann das hohe Ziel gelingen, mit dem Rechte zu beglücken.

Musik

Ein empfundener und beschwingter Führer zu tieferem Verständnis ist das in der „Deut-

ASBACH »URALT« ist mit Liebe, Sorgfalt und Geduld gebrannter Wein. Sie spüren das an seinem vollen runden Weinduft. Sie schmecken das an seinem milden »weinigen« Geschmack.

IM

Asbach Uralt

IST DER GEIST DES WEINES!

schen Musikbücherei" erschienene Buch von Karla Höcker „Wege zu Schubert" (Regensburg, Gustav Bosse). Von Liebe zum Künstler und zu seinem Werk wie von feinem Verständnis getragen, läßt Karla Höcker in reichlichem Gebrauch von Briefen, Tagebuchauszügen und zeitgenössischen Berichten das Bild des Menschen und Musikers Schubert in Lebendigkeit erstehen, der vollendet in seiner Kunst wie in seinem Leben war, trotzdem dieses Leben nur so kurz währte. Der Glanz der Vollendung mildert die Tragik zu letztem menschlichem Erlebnis. Viele Bilder und Faksimiles sind beigefügt.

Dante

Die „Deutsche Dantegesellschaft", die so viel zur Kenntnis Dantes in monumentalen Arbeiten wie im kleinen Dienst beigetragen hat, erweist durch ihre neuen Veröffentlichungen ihre Lebendigkeit wie Notwendigkeit. Als 3. Heft ihrer Schriften ist „Dantes Leben", beschrieben von Leonardo Aretino in der deutschen Übertragung von Friedrich Freiherrn von Falkenhausen erschienen (Weimar, H. Böhlau Nachf. 1 Tafel. RM 2,—). Aretino war ein treuer Jünger seines Meisters; selber ein Dichter und bedeutender Gelehrter, schrieb er ein Lebensbild, das freilich manche zeitbedingten Elemente, so für die Jetztzeit unwesentliche Polemiken enthält, aber durch seine Nähe und Verehrung zu Dante auch heute noch Wert besitzt. — In 2. und stark vermehrter Auflage liegt Friedrich Schneiders bekanntes Werk „Dante" vor (ebenda. RM 4,50). Hier ist der erfolgreiche Versuch gemacht, auf knappstem Raum den freien Zugang zu dem großen Florentiner zu eröffnen aus einer fundamentalen Kenntnis und einer tiefen inneren Devotion. Die Vertiefung in Dante bringt Größe und Frieden.

Lebensbeschreibungen

Ein Buch von höchstem dokumentarischem Werte ist das jetzt in etwas verkürzter deutscher Ausgabe erschienene Buch von Pauline Gräfin de Pange „August Wilhelm Schlegel und Frau von Staël" (Hamburg, H. Goverts. RM 12,50. Deutsche Ausgabe von Willy Grabert). Denn hier werden die bisher verschwundenen Briefe August Wilhelm Schlegels an Frau von Staël mit vielen Briefen auch von Friedrich Schlegel, von Jacobi, Schelling, Zacharias Werner, Goethe, Wieland und Humboldt veröffentlicht, die für die geistige, literarische, aber auch politische Geschichte von wesentlicher Entscheidung sind. Die Forschung findet hier ein Material, das grade für die Geschichte der älteren Romantik von größter Bedeutung ist. Die Gräfin de Pange ist eine Urenkelin der Frau von Staël, sie kannte das Faszikel in dem Familienarchiv auf Schloß Broglie schon als Kind, aber erst durch die Berührung mit der Lady Blennerhassett in München, die das bedeutende Buch über Frau von Staël schrieb, wurde ihr der Wert dieser Dokumentensammlung klar, und sie öffnete den alten grünen Karton, in dem die verschnürten Briefe der Brüder Schlegel lagen. Im Großen gesehen bedeutet diese Veröffentlichung einen wesentlichen Beitrag zum geistigen Austausch zwischen Frankreich und Deutschland. Hervorgehoben sei, daß der verbindende Text zwischen den Dokumenten in sehr persönlichem und lebendigem Stil gehalten ist. — Ein Lebensbild des großen deutschen Schulmannes Georg Kerschensteiner hat Marie Kerschensteiner, seine zweite Gattin, mit großer Liebe und Eindringlichkeit gezeichnet (München, R. Oldenbourg. 8 Tafeln. RM 4,80). Die Liebe der Biographin wurde bedient von zahllosen Quellen, Briefen, Tagebüchern, Berichten usw., zu denen sehr feine und kennzeichnende Anekdoten treten. Kerschensteiner war der geborene Schulreformer, und vieles wäre wohl besser gelaufen, wenn man in Deutschland seine Bedeutung klarer und neidloser erkannt hätte, so wie es das Ausland vielfach tat. Diese von Leben sprühende durchgeistigte und dynamische Persönlichkeit ersteht hier in ihrer vollen Bedeutung, ein höchst erfreuliches Buch. — „Jakob Fugger der Reiche" heißt eine lebendige Lebensbeschreibung dieses größten Kaufherrn der damaligen Welt, die Will Winker schrieb (München, F. Bruckmann). Dokumente und Chroniken sind reichlich herangezogen, aber die oft so störenden erfundenen Dialoge ähnlicher Bücher sind streng vermieden, auch die blinde Anbetung des „Helden". Fuggers Bedeutung als des größten Bergherrn seiner Zeit, sein Einschalten in die Weltwirtschaft, sein Erzmonopol, dem er das für Kupfer gerne zugesellen wollte, seine Verdienste als

BEILAGENHINWEISE

(Außer Verantwortung der Schriftleitung)

Der vorliegenden Ausgabe unserer Monatsschrift liegen folgende Prospekte bei, die wir der Aufmerksamkeit unserer Leser empfehlen:

Bausparkasse Gemeinschaft der Freunde Wüstenrot, Ludwigsburg/Württ.;

Christophorus-Verlag Herder K. G., Freiburg i. Br.

---

2. Kriegswinterhilfswerk 1940/41

Jeder Opfersonntag soll ein Tag der inneren Einkehr und eines wirklichen Opfers sein.

---

5. Deutsche Reichslotterie

480 000 Gewinne in fünf Klassen

Insgesamt über **100 Millionen** RM kommen zur Auslosung

Größte Gewinne im günstigsten Falle (§ 2 III d. Pl.)

auf ein 3faches Los: **3 Millionen** RM

auf ein Doppellos: **2 Millionen** RM

auf ein ganzes Los: **1 Million** RM

Im einzelnen:

3 Präm. zu	500 000	3 Gew. zu	500 000
3 Gew. zu	300 000	3 Gew. zu	200 000
18 Gew. zu	100 000	24 Gew. zu	50 000

Außerdem weitere hohe Treffer zu

40000, 30000, 25000, 20000, 10000 u. a. mehr.

Lospreis in jeder Klasse	Achtel	Viertel	Halbe	Ganze
	3 RM	6 RM	12 RM	24 RM

Ziehung 1. Klasse: 18. u. 19. April

Staatliche Lotterie-Einnahme **Lippold**

Leipzig C 1, Brühl 4, Postscheckk. 50726 Leipzig

Ein immer willkommenes Geschenk

für Angehörige und Freunde
im Feld und in der Heimat
ist ein Abonnement auf die

Deutsche Rundschau

Sie schaffen dadurch Freude und fördern die Verbreitung Ihrer Zeitschrift!

*

Ein bemerkenswertes Urteil:

„We regard the ‚Deutsche Rundschau' as the best general periodical in Germany."
The University of Oklahoma, Norman, Oklahoma

*

Benutzen Sie bitte den nebenstehenden Bestellschein

An die

Deutsche Rundschau

Berlin-Grunewald

Hohenzollerndamm 59/60

Liefern Sie für meine Rechnung — auf meine Veranlassung auf 1/4, 1/2, 1/1 Jahr die

Deutsche Rundschau

durch die Buchhandlung .....

..... / direkt durch den Verlag

an folgende Anschrift:

Name: .....

Ort und Straße: .....

.....

Mitbegründer der ersten Postverbindung und der „Zeitungsbriefe", sein großes Mäzenatentum, sein starker politischer Einfluß werden ebenso wirklichkeitsgetreu geschildert wie die brutale Rücksichtslosigkeit des Geschäftsmanns und das Geltendmachen seines Einflusses durch die Macht des Geldes. Jakob Fugger war ein ganzer Renaissance-Mensch mit der Größe und dem Sichhinwegsetzen über gegebene Schranken. Nie aber war er ein Knecht des Geldes, sondern blieb sein Herr und teilte von seinem Reichtum mit an Arme und Bedürftige und an die Künstler seiner Zeit. Das in seiner Frische und seiner Distanz erfreuliche Buch ist mit vielen Bildern geschmückt. — Das Leben Sir Roger Casements und den Verleumdungsfeldzug des Secret Service stellt unter dem Titel „Der Fall Casement" Francis Stuart dar (Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt. RM 2,40. Deutsch von Ruth Weiland). Zu den tatsächlichen Angaben dieses Buches tragen wir nach, daß im Juniheft 1915 der „Deutschen Rundschau" ein Aufsatz von Sir Roger Casement erschienen ist: „Deutschland und Irland"; unseres Wissens nach ist dies der einzige Fall, in dem eine deutsche Zeitschrift den Freiheitskampf des irischen Führers unterstützte. — Aus einer großen Arbeit, die Goethes Abwendung von der Klassik in den Jahren 1814 und 1815 behandeln soll, hat Hans Pyritz eine biographische Studie „Goethe und Marianne von Willemer" veröffentlicht (Stuttgart, J.W.Metzler. RM 5,80). Mit einer starken Überzeugung von der Richtigkeit seiner Ergebnisse, die auch philologisch als belegt angegeben werden, stellt Pyritz die Ergebnisse seiner sehr lebendig gehaltenen Untersuchung hin. Er vertritt die Überzeugung, daß Marianne von Willemer, die Suleika des Diwans, außer Carl August der einzige Mensch gewesen sei, der Goethe ganz begriffen habe, daß in dieser Begegnung, bei der die hervorragende Frau alles gab, was im Reichtum ihres Wesens lag, Goethes damalige Einsamkeit, geboren aus Neid, Mißgunst, Haß, Unverständnis, Herzenskälte und Kleinsinn der Mitlebenden, zu einer wahrhaften Zwiesprache mit einem kongenialen Menschen sich löste, wodurch die Tragik um so schärfer hervortritt, daß Goethe wiederum da entsagen mußte, wo ihm durch menschlichen Austausch die höchste Erfüllung seiner eigenen Möglichkeiten geboten wurde. Aufschlußreich und bedeutsam ist das Bild, das Pyritz von Mariannes Mann, Johann Jakob von Willemer, und seiner Rolle bei diesem Begegnen zeichnet.

Rudolf Pechel.

Verzeichnis der Mitarbeiter

Dr. Hanns-Erich Haack, Wiesbaden — Professor Ludwig Bergsträsser, Darmstadt — Felicitas von Reznicek, Berlin — Dr. Heinrich Ehl, Hamburg — Sabine Lepsius, Würzburg — Generalmusikdirektor a. D. Georg Göhler, Lübeck — Rose Planner-Petelin, Berlin — Gerhart Pohl, Wolfshau — Werner Bergengruen, Solln b. München — Dr. Friedrich Schulze-Maizier, Berlin

Hauptschriftleiter: Dr. Rudolf Pechel, Berlin-Grunewald, Fernruf: Berlin 891267 • Verlag: Deutsche Rundschau Dr. Rudolf Pechel, Berlin Leipzig • Gesamtauslieferung Lühe & Co., Leipzig C 1, An der Milchinsel 2 • Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt • Übersetzungsrechte vorbehalten • Die Bezugspreise (Einzelheft 1,— RM, Jahresabonnement 12,— RM) ermäßigen sich für das Ausland (mit Ausnahme von Palästina) um 25%

Reclam-Druck Leipzig • Anzeigen-Verwaltung: Leipzig C 1, Inselstr. 22/24. Fernspr. 72171 App. 34. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Fritz Maaß, Leipzig. Zur Zeit Anzeigen-Preisliste Nr. 7 gültig.

010144 BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA